Geschichte
des
Preußischen Staates
seit der Entstehung
bis
auf die gegenwärtige Zeit

von

Karl Panse,
Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenschem Legations-Rathe.

Fünfter Band.

Berlin, bei August Rücker.

1831.

91. D.

Druck der Hofbuchdruckerei
in Altenburg.

Dreizehntes Buch.

Vom Jahr 1688 bis zur Annahme der Kö- nigswürde 1701.

Unter allen Fürsten Ascaniens und Hohenzollerns, an die sich der Anfang einer Periode bindet, kann die Geschichte Brandenburgs keinem weniger die Ehre verweigern, eine neue Rechnung zu beginnen, als dem Nachfolger Friedrich Wilhelms, und keiner unter allen schien weniger dazu berufen, als er. Anstrengungen, wie sie der Ruhm von jedem Bewerber fordert, war weder sein Körper gewachsen, noch sein Geist; wie jener, kränkelte dieser unter dem stürmischen Eindrang der Bürde, um die er, hätte sie ihm der Zufall erspart, jeden Andern beneidet hätte, und selbst in den Augenblicken eines kühnern Aufflugs stand er an der Schranke des Gewöhnlichen still. Diesem Mangel an hervorstechenden Fähigkeiten, den der glückliche Gebrauch fremder Talente aus der väterlichen Schule überdecken konnte, schien nicht einmal die Gunst der politischen Lage zu Hilfe zu kommen und im Umkreise sich so wenig eine Aussicht zu einer wichtigen Rolle zu eröffnen, daß vielmehr alles selbst für eine bescheidene zu befürchten war. Durch ein launiges Misverständniß der Natur

hatte dieser Nachfolger keine einzige Eigenschaft von dem väterlichen Blute empfangen, als die Liebe zum Glanz; mitten auf dem Wege, das Urbild zu wiederholen, hatte jene Schöpferin nach Einpflanzung dieser Neigung ihn verlassen und seinen Geschichtschreibern Raum gegeben, an widersprechenden Urtheilen über ihn sich zu üben, je nachdem sie den Maaßstab wechselten. Aber der Schwung, in den Friedrich Wilhelm nach achtundvierzigjähriger Regierung seinen Staat fortgerissen hatte, war so außerordentlich, die Räder dieses Uhrwerks in so lebhafter Bewegung und die öffentliche Meinung so sehr an Achtung für Brandenburg gewöhnt, daß die stümperhafteste Hand lange Zeit gebraucht hätte, um diese Schöpfung und ihren Ruf zu zerstören, und daß ihr Erbe selbst mit dem Schein ausreichte, um seinem Hause einen der wichtigsten Dienste zu leisten. Durch die Geschichte Friedrich Wilhelms also wird die Geschichte seines Sohnes erklärt.

Die große Hälfte seines Glücks hatte Friedrich Wilhelm seinem Heer zu verdanken gehabt und sein Nachfolger hatte selbst dem abweichenden Gebrauch, den er davon machte, kaum weniger von dem seinigen anzuschreiben. Am Ausgange eines der fürchterlichsten Kriege, welche jemals die deutschen Länder verwüstet haben, hatte der große Sohn Georg Wilhelms wenige Trabanten und drei Regimenter geerbt, die er entlassen mußte, weil ihr Dienst gefährlicher war, als ihre Auflösung. Als er starb, erwartete ein Heer von 38,000 Mann die Winke des neuen Herrn und eine Bevölkerung von einer Million fünfmalhunderttausend Menschen bot hinreichende Ergänzungen an. Jene übten

das Handwerk der Freibeuter und zehrten, wie hungrige Bettler, an dem Mark des Unterthans; die Pulse dieser belebte die Ehre, in ihre Verpflegung war die Ordnung eingeführt und keine Willkühr störte mehr das Geschäft des bürgerlichen Lebens. Jene waren dem Haupte dienstbar, das sie an ihrer Spitze sahen, und die weite Bahn des Misbrauchs lag dem Befehlshaber offen; fremdes Gold fesselte ihn an fremde Absichten und sein Kommando wucherte seiner Habsucht. Der Soldat Friedrich Wilhelms war mit allen Ketten des Gehorsams an den Landesherrn gebunden, sein Wille schlug elektrisch durch alle Glieder des Heers bis zum letzten Knecht der Artillerie und sein Name war die Seele, die dieses lebendige Werk bewegte. Dort wurde die schwerfällige Maschine der Regimenter nur von dem lockenden Zweck der Plünderung belebt, das Bedürfniß jagte ganze Glieder auseinander und der Befehlshaber mußte die Banden durch die Aussicht auf fette Triften bestechen. Hier schlug das Herz des Soldaten dem Ruhm, die Sorge für seinen Unterhalt war ihm abgenommen, und einmal nach Elsaß, einmal an die Ostsee, einmal an den Niemen getrieben, rief er der Fahne nach, die vor ihm herflatterte: Mit ihr bis an der Welt Ende. Aus alter überlieferter Sitte öffnete die Reiterei dem Adel noch vorzugsweise die Bahn des Ehrgeizes; aber keinem, wer er auch gewesen, war sie versagt und die ersten Namen seiner Armee, wie Dörflings, Treffenfelds und anderer, erinnerten an niedere Abkunft. Alle großen Muster des Jahrhunderts schienen nur dem Geiste Friedrich Wilhelms zu dienen, die Kenntnisse Gustav Adolphs, Karl

Gustavs, Türenne's, Condé's und Wilhelms III. bereicherten die seinigen, keine Wendung der Zeit begab sich, ohne ihre Erfahrungen an ihn abzuliefern. Türenne's Märsche wiederholten sich in dem Heere Brandenburgs, Karl Gustav mit seinem Zug über den Belt fand einen Nebenbuhler an Friedrich Wilhelm auf dem Haff, Gustav Adolphs System der Beweglichkeit wurde von dem Sieger von Fehrbellin überboten. Noch vor der Schlacht bei Warschau trug die brandenburgische Infanterie Gewehre, die sie, wie das Geschütz, mit Lunten, abfeuerte und auf bunte Stäbe stützte. Diese schwerfällige Einrichtung verschwand; das Fußvolk erhielt Flinten, und außer der Montur noch Mäntel; die Kavallerie schützte sich noch durch lederne Kollets und Brustharnische, führte um den Leib eine Schärpe und Federbüsche auf den zweikrempigen Hüten. Seine Schiffe, die ihm im Kriege gegen Schweden und zum Handel dienten, bemannte der Churfürst meistens mit Holländern, selbst die meisten höhern Stellen der Armee waren von Fremden besetzt, weil er nach Geschicklichkeit, nicht nach dem Vaterlande fragte.

Außer diesem schlagfertigen und in langen Kriegen geübten Heere, hatte Friedrich Wilhelm seinem Sohne einen Schatz von achtmalhunderttausend Thalern hinterlassen; wenig für einen Fürsten, der die Pracht liebte, viel für die Hand, die ihn aus zerstörten Finanzen, aus den Schlünden fast unberechnenbarer Schulden und kostspieliger Kriege gesammelt hatte. Auf jedem Schritte war dem Churfürsten Georg Wilhelm der Mangel begegnet und in der allgemeinen Verwirrung

auf keine Hilfsquelle sichere Rechnung zu stellen; noch bei seinem Regierungsantritt hatte Friedrich Wilhelm mit den Drangsalen der Nothdurft einen unabsehbaren Kampf einzugehen und alle Reste der ökonomischen Mittel hatten kaum zur Entrichtung der Zinsen ausgereicht. Als sein Sohn das Regiment ergriff, fand er eine geregelte Einnahme von 1,533,795 Thalern und keine Schulden. Noch in der ersten Hälfte der väterlichen Regierung verschlang die Hofhaltung eine Summe von 91,000 Thalern und die Kammergüter lieferten nur 43,000 Thaler jährlicher Einkünfte; während Friedrich Wilhelm jene Ausgabe vermindert, hatte er diese Einnahme durch Verbesserung des Landes, durch Ordnung der Verwaltung und durch Verpachtung unverhältnißmäßig gesteigert. Den verödeten Boden hatte er mit Einzöglingen aus allen Ländern besetzt und dem Fleiß, welchen Religionshaß und bürgerlicher Druck aus fernen Werkstätten getrieben, war er mit lockenden Privilegien entgegengekommen. Was die Noth gelehrt hatte, war in politischen Grundsatz umgeschaffen und die Freiheit der Glaubensmeinung, der er sein Land geöffnet, wucherte den schöpferischen Entwürfen des Regenten. Mit unübersehbaren Wohlthaten findet sich die Reformation gegen die Hohenzollern für die Freistätte ab, die sie ihr zeitig genug aufgeschlossen hatten, um an ihren Ernten Theil zu nehmen. In der Altmark waren ganze Strecken verwilderten Landes von den eingewanderten Bremern (Oldenländern) in fruchtreiche Gefilde umgewandelt worden, die Deiche wurden unterhalten und als die erste Zeit der Bedrängnisse vorüber war, kehrte der Reichthum

in die Hütten dieser Landleute ein. Holland hatte dem Churfürstenthum seinen Ueberfluß an Menschen geschickt, in den Brüchen der Oder und Havel sah man die Wirthschaft der Niederlande aufblühen und in den Städten wurde ihr Holzhandel eine ergiebige Quelle der Wohlhabenheit. Fast alle Städte richteten ihre Brandstätten wieder auf, das ewige Werk der Generation und Fremdlinge füllten die Lücken der Bevölkerung wieder aus und ihre Mauern erweiterten sich von Menschenleben zu Menschenleben. An Berlin hatte sich eine neue Stadt aufgebaut, die den Namen der Churfürstin Dorothea, ihrer Gründerin, erhielt, und in den Straßen wurde die Lampenbeleuchtung eingerichtet. Gleich dieser Gemahlin Friedrich Wilhelms, die, sehr gelegen für die auflebende Zeit der bürgerlichen Thätigkeit, den Grundsätzen der Sparsamkeit und des Erwerbs huldigte, hatte die erste durch ihr Beispiel den Fleiß aufgemuntert und zum Anbau öden Landes aufgefordert, ja der Churfürst hatte das Gesetz gegeben, daß auf seinen Kammergütern kein Bauer getraut würde, wenn er nicht die Anpflanzung von sechs Obstbäumen und Eichen nachgewiesen hätte. Der Gartenbau nach holländischer Weise fand wieder Pfleger und da jene Fürstinnen diese Beschäftigung am Hofe zur Mode gemacht hatten, ging sie bald bis in die untersten Klassen herab und verwandelte sich in süße Gewohnheit. Wie die neue Stadt Oranienburg den Namen der Oranierin, verewigten viele Ansiedelungen den Namen ihrer ersten Gründer. Die französischen Einwanderer, durch welche besonders der Gemüsebau befördert wurde, brachten andere Sitten und andere Be-

dürfnisse mit; durch die Mischung jener erhielt das Leben angenehmere Formen, für die Befriedigung dieser vermehrten sich Fabriken und Manufakturen. Der Taback, Thee, verfeinerte Getränke schlichen sich in die bürgerliche Gesellschaft ein und mit der Bevölkerung und ihrem Verbrauch stieg der Ertrag der Accise. Wenn die Holländer für den Gehalt des Lebens arbeiteten, sorgten die Franzosen für den Schmuck desselben, der Luxus war wieder in Schwingung gerathen und andere Formen der Geselligkeit bildeten sich. Wie Ludwig XIV. durch seine Waffen, drängte sich Frankreich durch die Ueberlegenheit seiner Literatur in die deutschen Länder ein und aus dem Leben verschwanden die malerischen Gestalten des sechszehnten Jahrhunderts.

In der langen Noth des dreißigjährigen Krieges hatten sich Recht und Pflicht verwirrt, wie im Naturzustande hatte der Mensch für das dringende Bedürfniß gearbeitet, so gut er vermochte. Die Handwerke waren gefallen, selbst der Geistliche hatte sein Gewerbe getrieben und die Erzeugnisse der Betriebsamkeit wurden von fremden überboten. Auf natürlichem Wege war die Hilflosigkeit gewachsen und der Fleiß wurde vom ausländischen erdrückt. Die Gesetze Friedrich Wilhelms führten die Ordnung zurück und gewährten dem städtischen Gewerbe Schutz vor dem Eindrang verpfuschter Produkte. Die Tuchwebereien, der alte dankbare Industriezweig der Marken, blühte wieder auf und die Schafzucht wucherte dem Landwirth wieder. Der Handel, noch in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms fast allein in den Händen der Hamburger, schwang sich durch die Verbesserung der Land-

straßen und den Kanal zwischen Spree und Oder wieder empor; die Erwerbung Magdeburgs öffnete einen lebhaften Vertrieb auf der Elbe und die afrikanische Kompagnie weckte die Erfindungsgabe, wie sie die engen Grenzen der Speculation erweiterte. Eine Tabacks-Spinnerei in Berlin, die allein an Arbeitslohn jährlich 18,000 Thaler kostete, ermunterte zum Anbau dieses Gewächses; zwei Tabacksgärten in Potsdam, die dem Versuche dienten, wurden die Muster anderer bei Brandenburg, Spandau, Rathenow und Werben, wo ganze Felder Unkrauts sich in nützliche Pflanzungen verwandelten. Auf mehrern Kammergütern ließ Friedrich Wilhelm Glashütten anlegen, zog geschickte Arbeiter in das Land und verdrängte die böhmischen Glaser; selbst der Entwurf einer Porzellanfabrik lag bereit. Mit Eisen- und Schnittwaaren versorgte sich das Churfürstenthum und das Verbot fremder Einfuhr, besonders aus Thüringen, unterstützte den inländischen Fleiß. Den Salzhandel, der durch den Anfall der halleschen Werke gewann, regelte eine bessere Ordnung und durch seine Posten versetzte der Churfürst den Verkehr in raschere Bewegung. Nicht ohne Absicht, den sächsischen Handel nach Schlesien zu schwächen, hatte er den Postenlauf in diese Gegenden eingerichtet und der erste Plan einer Schnellpost zwischen Berlin und Hamburg war in seinem Haupte entsprungen. Wo daher bei dem Antritt seiner Regierung in allen Krämerladen der Residenz nicht ein Zentner Schwefel, Wachs und Kolophonium zur Ausbesserung des Altans am Schlosse aufgetrieben werden konnte, hatten sich am Ende seines Lebens alle Gewölbe mit Waaren angefüllt, auf der Renn-

bahn und dem Mühlendamm wuchs das kaufmännische Gewühl von Jahr zu Jahr und ein Kommerzkollegium leitete diesen Zweig der menschlichen Thätigkeit, um die nachbarlichen Länder einzuholen. Selbst in Königsberg, das seinen Handel fast allein den Fremden abgetreten hatte, arbeitete Friedrich Wilhelm an der Gründung einer ostindischen Kompagnie und suchte sich mit den Vorurtheilen des preußischen Landtags zu verständigen. In Berlin, das im Jahr 1661 kaum noch 300 Bürger gezählt hatte, war die Bevölkerung bis in das Jahr 1688 auf 18,000 Menschen gestiegen; Armenhäuser öffneten dem Hilflosen eine Freistatt, Baukommissionen leiteten die Ausdehnung und eine geordnete Polizei sorgte für die Reinlichkeit und Sicherheit der Straßen. Auf diesem Wege hatte Friedrich Wilhelm aus den Ruinen des dreißigjährigen Krieges eine neue Welt geschaffen und der trägen, hoffnungslosen Natur des Landes eine frische Seele eingehaucht.

Aber wie auch der Churfürst Friedrich Wilhelm eilen mochte, um dem Jahrhundert Hollands, Frankreichs und Englands nachzukommen; an seine Flügel hatte sich die ganze entsetzliche Zerstörung aller seiner Länder gehängt und wenn er mit einem wohlerhaltenen Erbe die Geister über ihre Zeit hinaus mit fortgerissen hätte, mußte er an die Wiederherstellung eines verfallenen die große Hälfte seines Lebens verschenken. Während sein Genie bereits an einen gemeinsamen Herd der Wissenschaften und Künste dachte, den er in seinem Lande aufbauen wollte, waren aus ganzen Gegenden die Schulen verschwunden und der Aberglaube, von dem sittlichen Gift des dreißigjährigen Krieges üppig

genährt, war wilder als jemals aufgeschossen. Nach dem Zeugnisse seiner Gesetze hatten sich alle Laster ihrer Fesseln entbunden; Schwelgerei war Ehre geworden, der Mensch, der nur gelernt hatte den Augenblick zum Leben zu ergreifen, vergaß des kommenden Tages und der heitere Frohsinn des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich auf dem langen Wege der Schrecken in wilden Taumel oder in Kälte für alle Hoffnungen verwandelt. Der Witz übte sich an Pasquillen, das Faustrecht des Adels setzte sich in dem Duelle fort, die Freiheit der religiösen Meinung wurde durch Gotteslästerungen befleckt, und während der Churfürst die Universitäten zu Frankfurt und Königsberg wieder hob, während er eine dritte zu Duisburg gründete und den Plan zu einer vierten in Halle entwarf, ließ er blutige Hinrichtungen über Hexen, Teufelsbanner und Schatzgräber verhängen. Zur Zeit, wo seine Pflanzungen aufblühten, fand er keine Achtung für seine Schöpfung und mußte Beschädigungen von Bäumen mit der fürchterlichen Strafe des Handabhauens verpönen; während er Menschen wendischer Geburt der langen Schmach enthob, die auf ihnen gelastet und sie von allen Handwerken ausgeschlossen hatte, blieb der Teufel in seinen alten Rechten und wurde bei Taufen unter feierlichen Gebräuchen ausgetrieben. Obgleich seit dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges die Schauspiele aus den Schulen sich auf öffentliche Bühnen geflüchtet hatten, erlebte man doch noch im Jahr 1661 im grauen Kloster zu Berlin eine dramatische Aktion unter dem Titel der Einsetzung des h. Abendmals. Unter der langen Uebung soldatischer Moral hatte der Ehebruch sein Brandmal vor der öf-

fentlichen Meinung verloren und Todesstrafen mußten diesem Verfall der Sittlichkeit begegnen; selbst die abschreckenden Warnungen vor Blutschande melden das wuchernde Daseyn dieses Lasters an. Die Strafgelder für Vergehen leichterer Art wurden unerschöpfliche Quellen von Einnahmen und in einem flüchtigen Zeitraum von zehn Jahren bauten sich von diesen Schätzen der Marienthurm in Berlin, der Thurm der St. Peterskirche, die Kanzel zu St. Nikolai auf und der ganze neue Markt wurde von dem Ertrag der Strafgelder gepflastert, die ein Nadler für Gotteslästerungen bezahlen mußte. Der Wechsel der Moden fing an den Handel zu beflügeln und das bürgerliche Leben zu belasten; die Einwanderung von Holländern und das Beispiel der Oranierin Luise öffneten der niederländischen Sitte das Land, die indeß von der einheimischen nicht auffallend abstach; in den Trachten liebte man die schwarze Farbe bei festlichen Gelegenheiten und um die Todten zu betrauern, verhüllte sich das Weib in weißes Gewand, das kaum die Hälfte des Angesichts unbedeckt ließ. Die Kleidung des Mannes, die in der ersten Zeit Friedrich Wilhelms noch an das vergangene Jahrhundert erinnerte, vertauschte sich nach und nach mit der französischen; seidene Strümpfe von der Farbe des Kleides wurden das Attribut eines Vornehmen; die großen Bärte verschwanden und nur über die Oberlippen zog sich noch ein Rest; bald war der graue Krieger Dörfling am churfürstlichen Hofe der letzte, der diesen naturgemäßen Schmuck der Väter noch trug. In den Zimmern liebte man Tapeten von vergoldetem Leder und Kabinette neben jenen, deren Getäfel nach

holländischer Weise verziert war. Der Strom der Mode verdrängte den massiven kostbaren Putz und trieb leichten Flitter auf, an dem sich der Formbildner übte.

Auf dieser Brücke zwischen alten Jahrhunderten und neuer Zeit half die Kunst dem bizarren Geschmack wenig nach; hatten sich vor dem dreißigjährigen Kriege einzelne Funken von ihrem Herd in Italien und Holland nach den Ebenen Brandenburgs verirrt, so waren sie im Gewühl der Waffen und unter dem Druck der Armuth gestorben. Der ganze, fröhlich aufschießende Keim der Kultur war von der Barbarei jenes Kampfes um mehrere Menschenalter zurückgeworfen und als die Sonne des Friedens einen neuen Frühling hervorlockte, stand Frankreich an diesen jugendlichen Pflanzungen und pfropfte seine Zweige auf die deutsche Natur. Diesen Unfall zu verbessern, haben anderthalb Jahrhunderte nicht ausgereicht. Friedrich Wilhelm, der sein jugendliches Auge in den Gemäldegallerien Hollands geübt hatte, erbte einen Hofmaler, Mathias Czwiczeck, von seinem Vater, der sich damit beschäftigte, die Glieder der fürstlichen Familie abzumalen. Dieser Künstler nahm einen Gesellen an, dem der Churfürst jährlich dreißig Thaler, Unterhalt und Hofkleidung anwies und ihm dafür zur Pflicht machte, wo es auch sei, mit seiner Kunst bereit zu seyn, in Konterfeien, Historien, Perspektiven, Landschaften und andern Gattungen zu dienen, wie sie auch heißen möchten, und dabei noch gelegentlich zu vergolden, zu versilbern und außerhalb und innerhalb der Gemächer die Wände anzustreichen. Aber der Aufschwung Friedrich Wilhelms erfolgte mit so außerordentlicher

Schnelligkeit, daß er in der zweiten Hälfte seiner Regierung schon Gallerien von Künstlern seines Hofes besaß, die aus der niederländischen Schule dem Meister keine Schamröthe abnöthigten. Seine Schlösser verschönerten sich und Potsdam schreibt von jenen Tagen her den Anfang seiner glänzenden Periode. Diese Neigung des Churfürsten theilte sich seiner Umgebung und bald den reichern Ständen der Hauptstädte mit; Portraitmaler, Kupferstecher, Bildhauer fanden Unterhalt für ihre Kunst und aus Nürnberg sogar fand sich der geborene Schlesier, Gottfried Beygebe, in Berlin, und schnitt die Statue Friedrich Wilhelms als Bellerophon aus einem Eisenklumpen. Baumeister, zum Theil berühmte Namen, schufen die Residenzstädte um, der Mechanikus Drescher legte ein Wasserdruckwerk am Schlosse zu Potsdam an und Monumente in den Kirchen und auf den Gräbern beschäftigten Jünger der Bildhauerkunst. Sein Vater hatte ihm eine Kapelle hinterlassen, die sich in Königsberg befand; eine neue sammelte er zu Berlin und brauchte sie zum Kirchendienst; sie mußten Kapellknaben unterrichten und mitten unter dem verhängnißvollen Drange der Politik empfahl er ihnen aus der Ferne einen Bassisten, dessen sie bedurften. Aber fast alle jene Künstler hatte die Fremde gezogen, und wie die Bevölkerung Brandenburgs war auch seine Kunst eine Ansiedlerin, die nicht von der Liebe des Volks, nur von den Wohlthaten des Hofes lebte. Die einzelnen Befruchtungsstäubchen, die in den Schoos desselben niederfallen, wie langsam gehen sie auf, und wie lange kränkeln die aufgehenden an dem fremden Ursprung!

Fast gleiches Schicksal hatte die Gelehrsamkeit. Wenn es zu allen Zeiten die Jünger der Wissenschaften gewesen sind, die ein Volk auf die Höhe der Kultur aufgeschwungen haben, so hat es gleichwohl immer zwei Wege gegeben, entweder sie sind auf der Leiter der menschlichen Ausbildung zugleich mit der Nation aufgestiegen und haben diese nur Stufe um Stufe nachgezogen oder sie sind einsam, wie die egyptischen Priester, auf ihrer Bahn gewandert und haben mit einzelnen Funken, die aus ihrem Lichtkreis in das tiefe Dunkel des Volks abgefallen, diesem die lange unabsehbare Straße gezeigt, die es bis zu ihnen zu durchlaufen hat. Den ersten Gang der Kultur hat die Menschheit vielleicht nur einmal eingeschlagen und sie hat es wahrscheinlich nur in ihrem jugendlichen Alter gekonnt; dem zweiten sind alle Nationen der christlichen Aera gefolgt und auf ihm sind alle Eroberungen des menschlichen Geistes ein Gemeingut der Welt geworden. Er verlangt die Nachhilfe starker Einflüsse und kostet einer Nation die scharfen Umrisse ihrer Individualität; aber wenn das Glück ihr diese Nachhilfe zuführt, so ist der Gewinn unermeßlich größer, als der Verlust. Was daher das Volk des preußischen Staates ohne jenen Beistand geworden wäre, diese Untersuchung liegt außerhalb der Grenzen seiner Geschichte, aber was es ist, hat es fast allein seiner Regierung zu verdanken; eine Erfahrung, die so unzweifelhaft steht, daß jenes immer wieder zurückgefallen ist, sobald diese ihre Hand wegzog. Aber auch hier wie langsam, mit welchen unsichern Anfängen schritt das Werk der Kultur fort, welche Berge von Hindernissen thürmten die Folgen des

dreißigjährigen Krieges, die träge, von Vorurtheilen geschwängerte Natur einzelner Länderglieder, die Verschiedenheit der Bestandtheile des Staates, seine politische Stellung auf! Auf einem entvölkerten Boden fand Friedrich Wilhelm nur die Ruinen von den frühern Werkzeugen der Kultur, die Universitäten von Frankfurt und Königsberg waren verfallen, viele Schulen verschwunden, an manchen Kirchen standen Handwerker als Prediger. In den finstern Zimmern der Gymnasien arbeitete man an den verstümmelten Resten der Scholastik und der frische Strom des Lebens rauschte fern und unbeachtet an diesen Mayern vorüber. Das Kunstwerk der jugendlichen Seele wurde wie ein todter Mechanismus behandelt und der junge Gelehrte, fast allein mit einer abgestorbenen Sprache bereichert, trat fremd in eine fremde Welt hinaus, um sich, wie sein Lehrer, unter die Leichname einer kärglichen Literatur zu begraben. Von den segensreichen Quell der Wissenschaften war das Volk ausgeschlossen, in seinen Schoos führten keine Kanäle, seine Künste, seine Erfahrungen lernte es durch Uebung des Lebens und die Grenzen seines Unterrichts endigten nicht weit von den Geboten Mosis und den Vorschriften, wie es glauben sollte. Um die entflohene Tugend wieder zurückzuführen, trat Friedrich Wilhelm den Geistlichen größere Vollmachten ab, als sie gehabt hatten, und ihr Wirkungskreis streckte sich weit in die Grenzen der Polizei hinein. Aber der ganze Umfang ihres Interesses umkreiste nur die theologischen Streitfragen zwischen Lutheranern und Reformirten und die ganze religiöse Bewegung des Jahrhunderts gegen die Katholischen endigte

sich in einem Kampf der Meinung um Meinung. Diese Reibung, aus dem Gesichtspunkte der Politik eben so schädlich, als den Absichten des Regenten entgegen, war gleichwohl noch die Retterin eines gelehrten theologischen Verkehrs, sie weckte die Talente und führte auf dieser schaukelnden Stufenleiter nach und nach in die tiefere und ruhigere Wissenschaft. Ja, die Schwankung in den Ueberzeugungen, die man mit dem Namen des Synkretismus bezeichnet, war nicht selten der Rückweg zum Katholicismus, und mehrere Glieder der evangelischen Kirche in Preußen, in Berlin der Probst Andreas Fromm traten heimlich und offen zum Papstthum über. Der Theologie schien die Rechtswissenschaft den Vorsprung abzugewinnen; die lange Verwirrung des Rechts der Völker und des Einzelnen hatte die Geister geweckt, es auf sicherere Grundfesten aufzurichten und die dankbare Laufbahn, die ihnen der Staat eröffnete, spornte den Ehrgeiz an. Viele gelehrte Brandenburger schwangen sich auf diesem Wege aus dem Dunkel ihrer Geburt bis zu den höchsten Würden auf und bereicherten die Wissenschaft wie den Staat mit ihren Erfahrungen. Auf die Bildung brauchbarer Männer hatte die Versetzung der Joachimsthaler Schule in die Residenz Berlin keinen geringen Einfluß; der vierte Theil der halberstädtischen Kanonikate floß nach dem Willen Friedrich Wilhelms in den Schoos der Universität von Frankfurt und jener gelehrten Anstalt, die er überdieß mit dem Kloster Dambeck beschenkte. Eine sorgfältige Aufsicht schützte sie vor neuem Verfall und bereicherte sie durch glückliche Besetzung mit allen Fortschritten, die der wissenschaftliche Geist des Jahr-

hunderts machte. Aus allen Ländern eilten Gelehrte an den Hof des freigebigen Fürsten, der die Wissenschaft ehrte. Die alte Büchersammlung seiner Väter vermehrte er durch Ankauf von Privatbibliotheken und Handschriften, so daß sie einer neuen Gründung ähnlicher sah, als einer Fortsetzung, und versetzte sie aus dem Schlosse in ein besonderes Gebäude. In Berlin richteten sich Buchhandlungen auf, die Druckereien vermehrten sich und bei der wachsenden Bevölkerung der Juden, die in den churfürstlichen Landen Aufnahme fanden, wurde sogar eine hebräische angelegt. Gelehrten Unternehmungen kam Friedrich Wilhelm mit Unterstützungen zu Hilfe; selbst eine Zeitung lief bereits herum, wenn auch schwerfällig und unter dem Druck einer ängstlichen Censur, wie die theologischen Schriften, die nicht ohne Genehmigung des Konsistoriums erscheinen durften. Mitten in dieser rohen Welt trieb sogar die Dichtkunst einige Blüthen und wenn die gefeierten Namen der Zeit mit ihr versunken sind, so haben sich wenigstens Simon Dach, der Preuße, vor allen aber Paul Gerhard, der Dichter geistlicher Gesänge, in die Nachwelt zu retten gewußt. Aber der warme Wunsch jedes großen Menschen, seine Thaten von einer eben so talentvollen Hand, wie die des Vollbringers ist, in die Geschichte verzeichnet zu sehen, wurde dem Churfürsten nicht erfüllt. Wie er auch in der Ferne nach fähigen Geistern suchte, die ihn in den Absichten seiner Entwürfe verständen; die schwere Kunst der Geschichtschreibung war in ihrer Ausbildung weit hinter der Größe des Gegenstandes zurück. Selbst Pufendorf, der treue Bürge seiner Thaten, hat den

Zweck der Geschichte misverstanden und in seinem historiographischen Gebäude wohnt die Seele Friedrich Wilhelms nicht. Mit diesen Zeugen standen die zahllosen Denkmünzen, die dem Gedächtnisse der Enkel zu Hilfe kamen, auf ziemlich gleichem Grade des künstlerischen Werthes; die Einbildungskraft der Erfinder erschöpfte sich meistentheils in groben Allegorien.

So langsam indeß auf diesen erkälteten Boden der Frühling der Kultur fortrückte und so misgestaltet die ersten Blüthen waren, die er trieb; so gab es doch kaum irgend eine Sorge der Regierung, womit der Churfürst Friedrich Wilhelm seine Zeitigung nicht unterstützt hätte. In einer Zeit, wo das Recht von den Waffen gehandhabt wurde, war auch die Pflege gesunken; mit ihrem unermeßlichen Einfluß auf die Tugend des Volkes war sie feil geworden und auf die Richterstühle hatte sich die Partheilichkeit gesetzt. Bis in den obersten Justizhof hatte sich diese Seuche verbreitet; als der Churfürst das Kammergericht einst auf einem ungerechten Urtheil überraschte, ließ er in dem Saale desselben ein Gemälde aufhängen, das den Akt darstellte, wo der König Kambyses einem bestochenen Richter die Haut abziehen läßt. Er selbst fürchtete von schwachen Augenblicken seines Alters für die Justiz und schärfte jenem Gericht ein, keinen andern Einfluß auf die Ausübung des Rechts anzunehmen, als die Gesetze. Ihr thut wohl daran, heißt es in einem seiner Rescripte, daß, wenn ja eine Parthei zudringlich einseitige Dekrete an euch erschleicht, ihr euch dadurch in der Verwaltung der Justiz nicht irren laßt und ohne Rücksicht nach den Gesetzen und Gewohnheiten des Landes

richtet. Er regelte mehrmals die Einrichtung des Kammergerichts, setzte die Besoldungen der Räthe fest und bestimmte ihre Anzahl auf acht; ihr Gehalt stieg außer den Nebeneinkünften nicht über fünfhundert Thaler, und in den ersten Jahren seiner Regierung erhielt ein Kanzlist jährlich einundzwanzig Thaler acht Groschen, ein Hofkleid, das zu sechs Thalern angeschlagen war, und fünf Rieß Papier, zu dreißig Groschen, wobei die Einnahmen aus den Schreibgebühren nicht in Rechnung gesetzt waren. Das Appellationsgericht von Ravensberg wurde nach Berlin verpflanzt und nach dem Empfang der Souveränetät über Preußen das Oberappellationsgericht in Königsberg als letzte Instanz in diesem Lande anerkannt. Wie die Justiz, hatte sich die Polizei aus ihrem Verfall aufgerichtet und es gab keinen Zweig der bürgerlichen Gesellschaft, der nicht von den Tagen Friedrich Wilhelms an eine festere Ordnung gewonnen hätte. Bis auf den Schäfer, den er in den Rang ehrlicher Menschen einsetzte, und den Bettler, der die Barmherzigkeit misbrauchte, ging die Sorge seiner Gesetze hinab; in das Gesindewesen wurde die Regel eingeführt und dem langen Gebrauch entscheidende Kraft zugesprochen. In den Dörfern, die sich wieder mit Menschen füllten, verpönte das Gesetz die Strohdächer und die Regierung griff dem Bedürftigen bald mit Erlassung von Abgaben auf gewisse Jahre, bald mit Anweisung des Materials unter die Arme, um sich sein Obdach aufzurichten. Den Geistlichen, denen der Aufkauf von Gegenständen des Handels untersagt wurde, gestand der Churfürst dagegen die Freiheit zu, Bier für ihren Bedarf zu brauen, und

ihren Wittwen gewährte er ein Gnadenjahr. Er steuerte der Verschwendung bei Hochzeiten und ähnlichen Festlichkeiten und hob durch Freiheiten und Ordnung die Jahrmärkte, wohin die Dörfer strömten, um sich für die Einschränkung jener Gelage zu entschädigen. Im Jahr 1654 ließ er in allen Provinzen die Zahl der Einwohner, der Pferde und des Triftviehes aufzeichnen und sich eine Berechnung des Getraidevertriebs liefern. Um den Gang der Bevölkerung zu verfolgen, führte er noch vier Jahre vor seinem Ende die Geburts-, Trauungs- und Todtenlisten ein; aber selbst hier stieß er auf das Vorurtheil der Gewohnheit. Er könne sich nicht erinnern, schrieb ein reformirter Hofprediger, daß diese Berechnung, die bei den Päpstlern und Lutheranern gebräuchlich sei, bisher auch in der reformirten Kirche in Uebung gewesen, man habe ein Exempel an David, da er das Volk zählen ließ und Gott nur durch eine Pest versöhnt wurde. Um den Gesundheitszustand der Bevölkerung zu bewachen, errichtete er in Berlin eine oberste Medicinalbehörde (Collegium medicum), die Seuchen, das Erbtheil der Kriege und der Unwissenheit, wurden seltener und das Gift verfälschter Getränke war noch nicht erfunden. Aber während er Wahrsager einziehen ließ, glaubte alle Welt noch an ein Gespenst, die weiße Frau, die im Schlosse zu Berlin erschien, wenn der fürstlichen Familie ein Todesfall bevorstand; während er den Wissenschaften seine Schulen, seine Universitäten, seinen Hof öffnete, arbeitete er mit einem Kammerdiener in den Geheimnissen der Alchemie, die ihm große Summen verzehrte; während er in seiner Residenz den Galgen vom Molkenmarkte

entfernen ließ, lagerten noch ganze Räuberbanden in den Wäldern; während seine Posten schon fast alle Hauptstädte verbanden, mußte er Kutschen (Karreten) aus Kleve in die Marken holen und jede Post durch Kavallerie begleiten lassen. Während er die lateinischen Gesänge in den Kirchen abschaffte, wurde die deutsche Sprache mit der gallischen geschwängert und kränkelte lange einer bessern Zeit entgegen.

Denn wie auf die Schriftsteller das Uebergewicht der französischen Literatur, auf das Volk die Einwanderung der überrheinischen Fremdlinge und ihr Verkehr wirkten, hatten auf die vornehmern Stände die Erhebung der französischen Sprache zur diplomatischen, der Vorsprung gallischer Flüchtlinge in der Geschicklichkeit, dem Leben durch Sitte und Verfertigung kleiner Dinge Reiz zu geben und durch viele geringfügige Erfindungen Einfluß, für welche sie den fremden Namen mitbrachten. Selbst ehe noch der Widerruf des Edikts von Nantes den Landen Brandenburgs neue Bevölkerung zuführte, waren viele Dienststellen am Hofe mit Franzosen besetzt und die Pracht Ludwigs XIV. fand eben so schnell Nachahmung, als man das Muster für die Formen von ihm entlehnte. Die achtundvierzig Jahre Friedrich Wilhelms hatten die ganze Gestalt seines Hofes verwandelt. Vor dem westphälischen Frieden mußte sich dieser Fürst von Berlin nach Küstrin zurückziehen, weil es in der Residenz keine Mittel zum Unterhalt mehr gab; die Hofbedienten bestürmten ihn um ihre rückständige Besoldung und die Kammergüter waren nicht fähig, das dringendste Bedürfniß zu befriedigen. Eine Einschränkung nach der andern ver-

minderte die Verlegenheit nicht und die Lieferung der Naturerzeugnisse an seine dienende Umgebung verschlang selbst den letzten Ertrag der Domainen. Um dieser Noth zu begegnen, entwarfen der Hofmarschall von Putlitz und der Kammerpräsident von Arnim eine neue Ordnung, die Speisungen am Hofe, die ihn zu einem allgemeinen Hospital gemacht hatten, wurden aufgehoben, und in ein wöchentliches Kostgeld verwandelt, das im Jahr 1656 die Summe von 141 Thalern 15 Groschen betrug. Mehrere hohe Stellen, wie des Fischmeisters, wurden eingezogen und ein Bericht des Kammerpräsidenten Rabans von Kanstein über den Ertrag seiner Kammereinkünfte (1659) zeigte ihm die Nothwendigkeit, alle Mittel auf die Verbesserung der Güter zu richten. Schon im folgenden Jahre setzte er den Gehalt vieler Hof- und Staatsdiener herab und dennoch bestand sein Gefolg, als er sich mit seiner Gemahlin und dem Churprinzen nach Kleve begab, aus sechshundertzweiundzwanzig Personen und siebenhundertachtundsechzig Pferden. Als der Friede und die lange Anstrengung die versiegten Hilfsquellen wieder hervorgelockt hatten, stieg mit der Vermehrung der fürstlichen Familie der Glanz des Hofes und schon im Jahr 1672 verschlang der Hofstaat wöchentlich eine Summe von 2833 Thalern, während der Reise-Unterhalt des Churfürsten selbst, seiner Gemahlin und des Churprinzen wöchentlich nur 132 Thaler kostete. In den letzten Jahren seiner Regierung war auch in seinem Hause die Ordnung festgewurzelt und troß der glänzenden Umgebung, die er liebte, hatten die Kammereinkünfte die Ausgaben für den Hofstaat überstiegen.

Unter allen aber, welche die neue Schöpfung Friedrich Wilhelms befördert hatten, waren die Landstände die bereitwilligsten gewesen und in dem ganzen Laufe von achtundvierzig Jahren hat kein einziges Beispiel sich begeben, wo er sie auf Misverständnissen oder auf einer Weigerung getroffen hätte. Bei allen Anstrengungen, die das Land für seinen Fürsten aufbieten mußte und dieser erwiederte, bei allen Opfern, die es der Nothwendigkeit und den Enkeln brachte, konnte er immer der Unterstützung gewärtig seyn, wenn er sich in die Arme der Stände warf, und kaum war es in der ersten schwersten Hälfte seiner Regierung das stehende Heer, was sie zu Beschwerden hinriß. Was sie dem Grafen von Schwarzenberg in einer kühnen Sprache abgeschlagen hatten, bewilligten sie ohne Widerspruch dem Nachfolger seines Herrn und wenn der Mangel an Einverständniß zwischen Regierer und Regierten keinen geringen Antheil an den Unfällen Georg Wilhelms hatte, so besaß der Einklang einen eben so großen an dem Glück seines Sohnes. Diese Erscheinung ist in dem Grade anziehend, wie die Erfahrung sonderbar scheint, daß die ständische Macht ihr Ende erreicht hatte, als sie eben am wohlthätigsten gewesen war. Jenes erklärt sich entweder aus der Ueberlegenheit jedes Genie's über seine Werkzeuge, die um so größer ist, wenn dieses Genie auf einem Throne sitzt, oder aus der Gleichgiltigkeit gegen lange vertheidigte Rechte oder aus beiden zugleich; zu dem zweiten liegt der Schlüssel in der Auflösung der ersten. Aus dem Unglück der einundzwanzigjährigen Regierung Georg Wilhelms hatten die Stände eine unab-

weisliche Erfahrung gerettet, die, daß ein Uebel, womit eine Regierung bedroht wird, um so größer und unvermeidlicher ist, wenn sie den Entschluß, ihm zu begegnen, mit dem langsamen Kopfe einer Körperschaft theilen muß. Um nichts Geringeres zu vermeiden, hatte Schwarzenberg schon den Weg eingeschlagen, der mit dem Untergange nicht der ständischen Verfassung, sondern der ständischen Gewalt endigte, und woran ihn sein Standpunkt verhinderte, das spielte sich dem Churfürsten Friedrich Wilhelm freiwillig in die Hände. Das Elend einer ganzen Generation hatte auch den Antheil an den Interessen des Landes geschwächt, jeder sorgte für sich selber, und selbst die großen Lücken in der Bevölkerung, die Armuth, welche kostspielige Versammlungen versagte, boten der vollziehenden Macht Hilfsmittel genug an, einer störenden Theilung sich zu entschlagen. Seit dem Jahr 1653 sah die Residenz keine allgemeine Zusammenkunft der Marken in ihren Mauern mehr; die Fragen, die eine Provinz aufzuwerfen für nothwendig hielt, verhandelte sie seitdem auf ihrem eigenen Boden und nur die Hauptstädte schickten noch Deputirte an die Landschaft nach Berlin; die Landräthe vertraten ihre Kreise und der Beamteneid erdrückte jedes kühne Wort auf der Lippe; die große Sache des Landmanns fand noch keinen Vertreter. Fast alle Verhandlungen, um welche sich die Provinzialversammlungen bewegten, waren nur noch auf das lauteste Bedürfniß des Regenten, das Geld, gerichtet und die Erfahrungen des dreißigjährigen Krieges waren eben so stürmische Mahner, ihn auf dem Wege der Ehre und der Beglückung nicht durch Weigerungen aufzuhalten.

Wie daher in Dänemark und Schweden die Stände die große Hälfte ihrer Macht freiwillig auf den Thron niederlegten, wie Oestreich in Ungarn, wie das ganze Jahrhundert auf fast unbeschränkte Herrschaft der Fürsten lossteuerten und die stehenden Heere diese Absicht bewachten; war auch im Innern Brandenburgs das Gewicht der Landesvertreter gefallen und das Gewicht des Regenten gestiegen. Durch Gesandte und Geschäftsträger, das zweite stehende Heer, das an den Einkünften des Landes zehrte, war der Fürst in unmittelbarere Verkettung mit den Staaten Europa's getreten, selbst die langen Streitigkeiten über ihre Titel gewährten einen tiefern Sinn, als der Zuschauer glaubte, und der Mensch, der noch der vergangenen Jahrhunderte sich erinnerte, mußte sich gestehen, daß die Welt in allen Formen sich verwandelt hatte.

Als Friedrich III. den Stuhl seines Vaters bestieg, kam es, fast unabhängig von jedem innern Gegengewicht, nur auf seine Neigungen und auf die Entschlüsse seines Kabinets an, welchen Gebrauch er von den empfangenen Hilfsmitteln machen wollte, und alle Verhältnisse bestürmten ihn, darüber so schnell als möglich sich zu erklären, ja es waren fast dieselben Aufforderungen, die seinen Vater vermocht hatten, die schönste Hälfte seines Lebens dem Kriege zu opfern, und die seinen Nachfolger einluden, in gleicher Rolle sich zu versuchen. Seit des Bourbonen Heinrichs IV. Tagen war im französischen Kabinette der Entwurf, das Haus Habsburg auf einen unschädlichen Rang herabzudrücken, niemals eingeschlafen und wohin sich auch die Unternehmungen Frankreichs gerichtet hatten, immer

war es Oestreich gewesen, was ihm in den Weg getreten war. Diese feindselige Wechselwirkung der bedeutendsten Mächte des Festlandes hatte seit jenem Navarrer eine Art stehender Politik zur Folge gehabt; die Welt war zwischen diesen beiden getheilt, so tausend Interessen auch und so verschiedene auch in einzelnen Staaten lebendig seyn mochten, und wenn dieses Oestreich sichtbar von dem Höhepunkte Karls V. nach der Schlacht bei Mühlberg herabgefallen war, so gab dieß in Versailles nur der Beweggründe mehr, aus dem eingeschlagenen Wege nicht auszubeugen. Glücklich genug, traf sich's indeß für Habsburg, daß der Vortheil des deutschen Reiches zu eng mit dem seinigen verwachsen war, als daß es nicht immer die Kräfte dieses Körpers zu seinem Beistande hätte aufbieten können, ja zu gewissen Zeiten schien die Gefahr weniger jenem Hause, als diesem Staate zu gelten. Dieser Umstand, verbunden mit dem mehr oder weniger betheiligten Interesse auswärtiger Kabinette hatte die Kriege über einen weit größern Schauplatz verbreitet, er hatte ihnen eine andere Wendung gegeben und auf das Schicksal Europa's und seiner Kolonieen einen folgereichern Einfluß verschafft, als es in den Berechnungen von Versailles lag. Bei dem Tode des Churfürsten Friedrich Wilhelms schien zwar der kurz vorher geschlossene zwanzigjährige Waffenstillstand zwischen Oestreich, Deutschland und Frankreich einige Bürgschaft für die Ruhe zu enthalten; aber der Krieg hatte sich von den Schlachtfeldern nur in die Kabinette zurückgezogen, die Spannung, weit entfernt, sich auszugleichen, nahm an Heftigkeit zu und was Oestreich nur der Nothwendigkeit mit dem

Vorbehalt geopfert, es unter günstigern Sternen zurückzunehmen, war Frankreich nicht gesonnen wieder zu verlieren. Ueberzeugt, daß man ihn nicht gewähren würde, forderte Louvois, der Minister Ludwigs, den Frieden und mit ihm begreiflich das ewige Zugeständniß der Eroberungen im Elsaß; er wollte Krieg, weil er ihn brauchte, um allmächtig zu seyn, und eine Messung der Fenster zu Trianon gab den Ausschlag. Das Glück Oestreichs in Ungarn, die Verwandlung dieser Wahlkrone in eine erbliche zum Besten Habsburg und die günstigen Aussichten, die sich diesem Hause auch auf den römischen Königsthron für Joseph öffneten, waren für das französische Kabinet eben so starke Aufforderungen, den Ausbruch zu beschleunigen, als der Vorwand günstig, den ihm Köln und die Pfalz lieferten. Denn Ludwig erklärte sich zwar für bereit, die Ansprüche der Herzogin von Orleans an die Erbschaft des pfälzischen Hauses Simmern gegen eine Geldsumme aufzugeben; aber mit der Beschuldigung, der Churfürst suche mit Hilfe des Kaisers den Vergleich zu umgehen, fand man einen glücklichen Ausweg, und die, vom Papst bestätigte, Wahl eines baierschen Prinzen Joseph Klemens zum Erzbischof von Köln, die den bisherigen Koadjutor, Kardinal für Fürstenberg in den Fall setzte, sich mit den Waffen zu behaupten, hob die letzte Schwankung auf. Entschlossen, diese Kreatur seiner Politik dem deutschen Reiche aufzunöthigen, rückte Frankreich in die Pfalz und erklärte den Krieg. (24. Sept. 1688).

Brandenburg hatte noch einmal zwischen Frankreich und Oestreich zu wählen und auf dem Standpunkte,

auf den Friedrich Wilhelm es gehoben hatte, war es weder für jene Mächte noch für dieses Haus selbst gleichgiltig, welche Parthei es ergreifen würde. Denn wie wenig auch dem Churfürsten Friedrich III. eine Wahl unter den Streitenden zu bleiben schien, da die Kriegserklärung Ludwigs XIV. nicht blos Oestreich, sondern auch dem deutschen Reiche galt; so waren Reichsstände, sobald es ihr eigener Vortheil zu gebieten schien, dennoch nie verlegen gewesen, theils der Verbindlichkeit gegen das Oberhaupt sich zu entschlagen, theils die Erfüllung auf ein solches Nichts herabzusetzen, daß kaum etwas mehr übrig blieb, als der Schein. Selbst dann, wenn Brandenburg den gesetzlichen Antheil für das allgemeine Wohl ablieferte, welche Mittel standen ihm nicht zu Gebote, diesen kargen Antheil durch tausend heimliche Dienste aufzuwägen? Die Einladungen, diesen Weg einzuschlagen, waren eines Bedenkens werth. Die Hälfte seiner trüben Erfahrungen hatte Friedrich Wilhelm dem Hause Oestreich anzuschreiben gehabt und die Wendung, die seine Grundsätze nach dem Frieden von Nimwegen genommen hatten, schien für seinen Nachfolger einen Wink zur Nachahmung zu enthalten. Mit freigebigen Anerbietungen kam Ludwig dem Churfürsten Friedrich entgegen und legte Gold, das Erste, was er bedurfte, für den kleinen Dienst in die Schaale, seine Stimme bei der Wahl eines römischen Königs dem östreichischen Prinzen zu versagen. Seit dem Roskildischen Frieden war der Same der Zwietracht zwischen Dänemark und Holstein-Gottorp ausgestreut und die Früchte, die er trug, boten dem französischen Kabinette ergiebige Mittel dar,

den Norden in Bewegung zu setzen und durch die Parthei, die es nahm, die brandenburgischen Länder von zwei Seiten zu bedrohen. Die Tage von 1674 konnten sich wiederholen, nur mit dem Unterschied, daß ihnen Friedrich Wilhelm fehlte, und bei den Unfällen der deutschen Heere am Rhein lagen die westphälischen Provinzen Friedrichs den französischen Eroberungen offen. Gebieterische Brandschatzungen wurden bereits in Kleve ausgeschrieben und allem diesem Drange konnte er noch durch die Neutralitätserklärung entgehen, die Ludwig von ihm verlangte. In denselben Momenten, wo Frankreich die deutschen Länder überstürzte, hatte Oestreich fast die ganzen schlagfertigen Hände Deutschlands in Ungarn versammelt und der Krieg mit dem Halbmond, den die französische Politik entzündet hatte, spielte blutiger fort, so lange es dieser beliebte. Diese Aufforderungen, einen wärmern Antheil für Oestreich abzulehnen, wurden noch von andern unterstützt, die fähig schienen, selbst den kühlsten niederzuschlagen.

Denn kaum hatte Friedrich den Thron seines Vaters bestiegen, als er im Namen des Landesherrn von dem ganzen Erbe Brandenburgs Besitz ergreifen ließ, ohne die Verbindlichkeit jener testamentarischen Verfügung anzuerkennen, die seine jüngern Brüder mit Ländern bedacht hatte. Die verwittwete Churfürstin Dorothea, aus allen ihren mütterlichen Hoffnungen herabgeworfen, legte zwar die letzte, die sie noch besaß, in den Schoos des kaiserlichen Hofes nieder; aber eher mit dem erstgebornen Erben einverstanden, als sie wähnte, schwieg Oestreich und den

brandenburgischen Prinzen blieb nichs übrig, als in dem Erbvergleich von Potsdam, den ihre Mutter nicht erlebte, endlich ihre Ansprüche gegen Apanagegelder abzutreten und den Geraischen Vertrag als Grundgesetz des Hauses anzuerkennen (1692). Fast ohne beachtet zu werden, begab sich diese Veränderung; indeß war sie von einer Bemerkung begleitet, die einen Stachel hinterließ. In der Schule Otto's von Schwerin und Eberhards von Dankelmann aufgewachsen, die, so groß ihre Fähigkeiten seyn mochten, bei dem Daseyn eines ersten Prinzen die Entwicklung des zweiten, ihres Zöglings, wenig für die Regentenrolle berechneten; später durch häusliche Misverständnisse oft von jedem Antheil am Regiment zurückgescheucht und über die wichtigsten Fragen seines Interesses im Dunkel gelassen, hatte Friedrich nicht geahnet, was er in jenem heimlichen Revers gegen Oestreich mit dem Schwiebuser Kreise aus den Händen gegeben hatte. Jetzt endlich über alles aufgeklärt und von seinem Staatsrathe aus jedem Zweifel über den Betrug des kaiserlichen Gesandten gerissen, hatte er Augenblicke des Bedenkens, ob der Churfürst Friedrich verbunden sei zuzugestehen, was der Churprinz Friedrich versprochen habe, und forderte vom östreichischen Kabinet jene Schrift zurück, die ihn der Uebereilung anklagte. Aber wie man auch in Wien diesen Schritt ansehen mochte, man war nicht gesonnen, einen Vortheil so leicht zu opfern und als handelte es sich um eine vergessene Kleinigkeit, jenes Papier wollte sich in keinem Archive wieder finden.

War die Natur dieser Umstände geeignet, den

Churfürsten Friedrich aus den Armen Oestreichs zurückzuscheuchen, so waren indeß andere nicht weniger fähig, ihn wieder dahin zu führen. Alle Misverständnisse, die ihn von dem väterlichen Herzen gedrängt, alle Unfälle, die ihn am eigenen Herde überfallen, glaubte er in einer Werkstätte französischer Kabale suchen zu müssen, die durch seine zweite Mutter die Pfeile auf sein jugendliches Glück abgeschossen habe. Dieser Argwohn, ob gegründet oder nicht, hatte sich durch die Vermittelung des Gefühls gekränkter Rechte in Haß gegen Ludwig verwandelt und die frühzeitig eingesogenen Meinungen bei der politischen Richtung des väterlichen Kabinettes verstärkten ihn eben so sehr, als die Religion. Mit einer Sorgfalt, als gälte es einen Fanatiker zu bilden, hatte der Oberpräsident Otto von Schwerin die Grundsätze seines reformirten Glaubens in das Gemüth des jugendlichen Fürsten eingegraben und eine Wärme darin entzündet, die in dem Grade, wie sie für den Kalvinismus stieg, jeder andern Meinung den Antheil entzog. Aber eben diese so glühend vertheidigte Stelle hatte Ludwig XIV. schonungslos durch seine Verfolgungen verwundet und selbst Oestreichs Schritte gegen die Reformation waren nicht so offenbar gegen eine Lehre gerichtet, die, wie ein belebender Athem, den ganzen Umkreis seiner Gedanken bewegte. Politische Triebfedern waren nicht weniger in Thätigkeit. Sein Kabinet, mit Männern aus der väterlichen Schule besetzt, die er wie eine zweite große Erbschaft betrachtete und in deren Reihe er seinen Jugendfreund Eberhard von Dankelmann erhob, war niemals der französischen Staatskunst entgegengekommen und

selbst zur Zeit, als Friedrich Wilhelm sich auf die Seite Ludwigs geneigt hatte, hatte eine gewisse Kälte ihm aus allen ihren Entschlüssen angehaucht. Wie locker auch seit dem dreißigjährigen Kriege das Band seyn mochte, das die Glieder des deutschen Reiches an ihr Oberhaupt schloß, immer blieb es ein Band, das von der Gewohnheit und dem Gefühl des Rechts eben so sehr vertheidigt wurde, als von der Gefahr. Immer war das gemeinsame Vaterland von Unglück heimgesucht worden, sobald sich die Glieder von ihrem Haupte geschieden, und immer hatten schönere Tage ihre Länder beschienen, wenn sie mit ihm sich auf gleichen Absichten begegnet waren. Die Beweggründe, welche dem Churfürsten Friedrich Wilhelm das Schwert in die Hand gegeben hatten, walteten noch in ihrer ganzen Stärke ob; die Beleidigungen der Rechte Deutschlands hatten sich gehäuft und bei der sichtbaren Gewalt, womit Frankreich auf alle Verhältnisse Europa's drückte, bei dem Hohn, der seine Eingriffe beschämender machte, war es nicht abzusehen, wo dieser vernichtende Ball stillstehen würde. Ob Brandenburg diese Parthei oder jene nahm, waren die rheinischen Provinzen gleichen Gefahren hingeworfen und wenn es seit den Tagen Georg Wilhelms zum ersten Mal erfahren hatte, welche Blößen die geographische Lage seiner Lande den Angriffen darbot, so waren diese Blößen selbst durch ein Heer von dreißigtausend Mann nicht zu decken. Von welcher Seite aber die Stellung mislicher wurde, ob von französischer oder östreichisch-deutscher, konnte kaum zweifelhaft seyn. Die Hilfsgelder, welche Ludwig antrug, wer bürgte dem Churfürsten, daß sie pünkt-

licher bezahlt würden, als seinem Vater, und bei allen Vortheilen, die er mit einem solchen Bundesgenossen erringen konnte, war nicht jeder Gewinn auf Kosten Deutschlands zu fürchten?

An diese Beweggründe, die allein stark genug gewesen wären, den Churfürsten von Frankreich zu entfernen, kettete sich noch eine Reihe anderer, die ihn an die Absichten Oestreichs fesselten. Nicht ohne kluge Berechnung hatte Friedrich Wilhelm seinen Einfluß nach Ostfriesland während der Entzweiung zwischen Ständen und Fürsten hineingespielt und seinem Nachfolger einen Wink hinterlassen, wo eine Entschädigung von Seiten des Reiches für die Opfer Brandenburgs zu erwarten stehe. Friedrich verstand diesen Gedanken und die welkende Blüthe des ostfriesischen Regentenstammes lud ihn ein, die günstigen Augenblicke für seine Hoffnungen nicht zu verscherzen. Aber von wem anders ließ sich eine Anwartschaft auf dieses Reichslehn erlangen, als vom Kaiser, und obwohl nur ein Ersatz für längst aufgebotene Anstrengungen, wie konnte Friedrich hoffen, dieses Zugeständniß ihm ohne neue Verbindlichkeiten abzulocken? Die Berge von Schwierigkeiten, die sein Vater mit allen Hilfsmitteln seiner Talente nicht hatte übersteigen können, waren dem Sohn um nichts zugänglicher geworden und wie langsam nur Schritt um Schritt der kaiserliche Hof aus dem Kreise seiner Meinungen zurückwich, wie er sich immer mit der Last von Opfern jede geringe Ausbeugung aufwägen ließ, und auch dann nur, wenn keiner seiner Vortheile auf dem Spiele stand; das hatten die langen Verhandlungen über die Anerkennung der preußischen Souverä-

netät außer Zweifel gesetzt. Denn wie gewiß auch jede Hoffnung des deutschen Ordens auf sein verlorenes Land zerstoben und wie verloren der Widerspruch desselben in die Akten des päpstlichen Archives niedergelegt war; Oestreich hatte sich dennoch nicht entschließen können, dem Welauschen Vertrag seine Stimme zu gewähren. Und welche größern Entwürfe knüpfen sich bald an diese Souveränetät! Denn wie tief auch der Gedanke an die Königswürde noch im Haupte Friedrichs schlafen mochte, so verriethen doch schon nach wenigen Jahren seiner Regierung einzelne Spuren, daß er ihn besaß, und alles, was geschah, scheint ihn weniger veranlaßt, als seine Ausführung beschleunigt zu haben. Alle Vortheile also, die seinen Neigungen wie seiner Politik schmeichlerisch winkten, standen nur im Bunde mit Oestreich zu gewinnen und alle Motive vereinigten sich gegen Frankreich. Ehe noch die Kriegserklärung dieser Macht den Kampf unvermeidlich machte, waren bereits 1200 Brandenburger in das Erzbisthum Köln eingerückt, um die Hauptstadt gegen den Kardinal von Fürstenberg zu decken, 6000 Mann standen in Kleve bereit und im Oktober versammelte Friedrich den Churfürsten von Sachsen, den Herzog von Braunschweig-Lüneburg und den Landgrafen von Hessen-Kassel in Magdeburg, um ein Vertheidigungsbündniß zu schließen.

Auf diesem Wege kam dem Churfürsten jedoch ein noch weit mächtigerer Antrieb entgegen. Noch in den letzten Tagen seines Vaters war er in den geheimnißvollen Plan des Oraniers Wilhelm III., auf den englischen Thron sich zu schwingen, durch den Gesandten desselben eingeweiht worden und die Stimme der Re-

ligion verstärkte das Gewicht der letzten väterlichen Ermahnung, jenes Unternehmen zu unterstützen. Unter der Hülle der Kondolenz vollendete Benting, der Vertraute Wilhelms, das Werk in Berlin und Zelle und eben jene 6000 Mann in Kleve unter dem Befehl des Herzogs von Schomberg erwarteten den Wink des Oraniers, um mit ihm die britischen Küsten zu besteigen. Kaum zwei Monate nach einer Unterredung zu Minden, wo diese Fürsten für jeden kommenden Fall sich bedachten, steuerte der Oranier mit den Brandenburgern dem Lande zu, wo seine Krone lag, und veränderte die Gestalt der Welt. Der scheue König Jakob warf sich verlassen in die Arme Frankreichs und dieser Augenblick schleuderte die Kriegsfackel über die Hälfte Europa's. Noch einmal also hat Ludwig, wie bei seinem ersten Angriff auf die Niederlande, seine Rechnungen entworfen und noch einmal sieht er, wie dort, durch den Wechsel der Dinge das ganze Spiel unermeßlich erweitert. Nicht nur verloren ist ihm England, es richtet selbst die Waffen gegen die Freistatt Jakobs und der Oranier ist der böse Geist, der, wie der Cherub mit dem Schwerte, vor der Pforte aller Eroberungsentwürfe des Bourbonen steht.

Was also im Leben Friedrichs wie ein planloses Spiel eines unreifen Kopfes erscheint, wenn man die verborgenen Triebfedern seiner Entschlüsse überspringt; das löset sich, wenn man sie aufsucht, in ein wohlberechnetes Werk der Staatskunst auf, und alle Mittel, so haltungslos sie sich zu durchkreuzen scheinen, sammeln sich gefügig zu der Einheit eines Zweckes. Und war dieser Zweck, die letzte große Absicht seines

Vaters, keines Opfers werth, und der Dienst, an den Gewichten Europa's für die Freiheit Deutschlands und aller Staaten der Civilisation mit gezogen zu haben, so gering anzuschlagen? Kein Fürst aus dem Hause Hohenzollern ist schonungsloser den Angriffen des Witzes preisgegeben, keinem ist mehr geschmeichelt worden und keiner hat die Widerrufung der bestochenen Urtheile schriftstellerischer Zeitgenossen schneller erfahren, als dieser Friedrich, und in Wahrheit, keiner hat durch die Kontraste seiner Erscheinung dem Spotte günstigere Stoffe dargeboten, als er. Aber es ist nicht das Geschäft der Geschichte, den Richterstab mit der Miene des Witzes in die Hand zu nehmen; wenn sich unlautere, kleinliche Neigungen in die Motive Friedrichs eingedrängt haben, so hat sie wohl die Quelle von der Beimischung zu unterscheiden und dem Fürsten zu lassen, was sie dem Menschen nimmt. Wenn die Mäßigkeit seiner Talente mit der Größe seiner Absichten, wenn der enge Umfang seiner Mittel mit der weiten Ausdehnung des Zweckes im Misverhältnisse gestanden und wenn dieses Misverhältniß drückend über dem Lande gelegen; um so mehr Ehre macht es dem klugen Gebrauch geringer Kräfte, daß sie dennoch an das Ziel gesteuert und selbst aus der Noth, die sie dem Staate nicht zu ersparen gewußt, Hebel zu seinem Aufschwunge geschaffen haben. Wenn er dem Vortheil Oestreichs, Spaniens, Englands und Hollands voll Vertrauen auf ihre Versprechungen entgegengekommen ist; desto schlimmer für sie, daß sie dieses Vertrauen getäuscht und die große Hälfte der Lasten, die er seinem Unterthan aufgebürdet, zuerst verschuldet haben. Alles, was Fried-

rich von dem Erbtheil der väterlichen Mittel aufbieten konnte, war gegen den allgemeinen Feind Europa's gerichtet; weit entfernt, dem Reiche bloß das Kontingent zu stellen, erklärte er selbst mit dem ersten Frühling, den der Kampf gesehen hatte, dem König von Frankreich den Krieg und unterstützte diese Erklärung mit 20,000 Mann unter Schönings Kommando, während das furchtbare Schicksal, das Louvois über die Pfalz verhängte, zum Himmel aufschrie (1689).

Nachdem der Generalfeldmarschall von Schöning noch 6000 Mann aus Münster und Holland an sich gezogen hatte, ging er bei Wesel über den Rhein, um den Kardinal von Fürstenberg zurückzudrücken. Der französische General Sourdis wurde bei Ordingen geworfen und gezwungen, den Boden Jülichs und Kölns zu verlassen, die Festungen Rheinbergen, Kaiserswerth und Bonn blieben in französischen Händen. Von dem Beispiel seines Vaters verführt und entschlossen, dem Schauplatze der Waffen und der Politik näher zu seyn, begab sich der Churfürst selbst an den Rhein und erschien in der Mitte seines Heeres, als bereits Rheinbergen die Thore geöffnet hatte. Nach einigen Angriffen fiel auch Kaiserswerth, aber mitten unter diesen glücklichen Fortschritten ereignete sich der erste Unfall. Unter den Generalen Schöning und Barfuß war der Funke der Eifersucht aufgeglommen und schlug bei der Belagerung von Bonn in lichten Flammen auf. Dieser Zwiespalt, den Friedrich weder durch die Ueberlegenheit des Genie's, noch durch die Ehrwürdigkeit eines errungenen Ruhmes zu beherrschen vermochte, kostete ihm einen talentvollen Feldherrn aus der

väterlichen Schule, und die Eroberung Bonns, von 14,000 Kaiserlichen unterstützt, ersetzte den Verlust Schönings nicht, der beleidigt und entlassen in sächsische Dienste übertrat. Diesem Unfall folgte bald ein zweiter. Als Friedrich zum Schwert gegriffen hatte, war er noch jung genug, um auf Dankbarkeit zu rechnen; der hereinbrechende Winter alterte seine Erfahrungen mit einem Male um ganze Jahre. Denn welche Gründe er auch geltend machen konnte, um in der Pfalz stehen zu bleiben; eben der Regent des Landes, dem die Rettung zuerst gegolten, war auch der erste, der sich seiner Befreier zu entledigen suchte. Brandenburg mußte weiter rücken, um Lager für den Winter zu finden und der ganze Gewinn dieses Feldzugs endigte sich in der Aufnahme einiger tausend Pfälzer, die auf dem Boden Magdeburgs und Halle's ein neues Vaterland suchten.

Die Mittel, welche Oestreich gegen Frankreich im Felde aufbot, bot es indeß nicht weniger in den deutschen Kabinetten auf, um dem wärmsten Gedanken Ludwigs, einem östreichischen Prinzen den Weg auf den Kaiserthron zu vertreten, durch die Wahl eines römischen Königs zuvorzukommen. Seit langer Zeit hatte es um das Glück Leopolds nicht so gut gestanden, als jetzt, und bereitwilliger als jemals gaben die deutschen Fürsten seinen Wünschen Gehör. Aber eben dieser Zeitpunkt, wo Brandenburg um den Preis seiner Stimme noch einmal die Verschreibung von Schwiebus zurückforderte, war der ungünstigste von allen, denn je weniger Oestreich Umwege einzuschlagen hatte, um seinem Prinzen Joseph, dem erblichen Könige

von Ungarn, die Nachfolge in der Kaiserwürde zu verschaffen, desto minder war es zur Aufopferung von Vortheilen geneigt. Der Churfürst Friedrich sah sich nicht in dem Fall, seine Stimme verweigern zu können, Joseph bestieg den römischen Königsthron und es bedurfte erst großer Unfälle für Oestreich, um es zur Nachgiebigkeit gegen das Verlangen Brandenburgs zu bewegen. Unter diesen Umständen, die eine gewisse Kälte für die Interessen Leopolds erzeugten, blieb es zweifelhaft, was aus dem Bündnisse mit Habsburg geworden wäre, wenn der König von England, Wilhelm der Oranier, in seinem Haß gegen Frankreich nicht die wankenden Verhältnisse zusammengekettet und wenn sich jene Unfälle für Oestreich nicht eingefunden hätten. Denn kaum war der Churfürst aus Preußen zurückgekehrt, wo er glänzender, wie seine Vorfahren, die Huldigung empfangen hatte, als ihm zu Minden die Nachricht von der Niederlage der Verbündeten bei Fleury entgegenkam (1690). Er eilte zwar in die Ebenen von Waterloo, um den Befehl über das Heer selbst zu übernehmen und die Niederlande zu decken, und die Franzosen selber ließen die Früchte ihres Sieges fallen; aber der Eindruck, den die üble Nachricht am Hofe zu Wien hervorbrachte, war so stark und wurde so sehr von Schwankungen des Glücks in Ungarn unterstützt, daß Leopold in demselben Grade nachgiebiger gegen Friedrich wurde, wie er seiner bedurfte. Der kaiserliche Gesandte rückte ihm die Aussicht auf Ostfriesland näher und wußte ihm für diese Hoffnung 6000 Mann zur Verstärkung des ungarischen Heeres abzulocken (1691).

Aber wie theuer kam dem Churfürsten jene Annäherung zu stehen und wie wenig übereilte sich Oestreich, die Hoffnung zu erfüllen. Drei Millionen Thaler hatte ihm der erste Feldzug gekostet, über hunderttausend verschlang das Hilfskorps in Ungarn und die Summen, die in allen Gegenden zerschmolzen, wo seine Truppen fochten, fielen auf die edelsten Kräfte seines Landes. Ausgeschriebene Kopfsteuern griffen die besten Hilfsquellen an, die Regierung empfand bald die Last des Geldmangels, und eine Anleihe von 70,000 Thalern, zu der sich die französischen Eingewanderten erboten, half kaum dem Drange des Augenblicks ab. So eilig Oestreich, das Reich, Holland, Spanien und England in ihren Versprechungen von Hilfsgeldern gewesen waren, so langer Unterhandlungen bedurfte es, um sie zu erhalten und so wenig führten sie dennoch zum Besitz. Um endlich das Maaß dieser bittern Erfahrungen zu füllen, wiederholte sich der Streit über die Winterquartiere und als es bei den rheinischen Ständen darauf ankam, den Truppen, die ihrem Glück dienten, ein Obdach gegen die Elemente zu gewähren, hielt man tausend Ausflüchte in Bereitschaft. Unter diesen Umständen ging Mons verloren, der Churfürst von Sachsen zog sich nicht ohne Einfluß Schönings vom Schauplatze zurück und eine Unterredung desselben zu Torgau mit Friedrich, zu deren Andenken der letztere den Orden der guten Freundschaft stiftete, veränderte diese Lage nicht, ja aufgefangene Briefe in Hamburg machten die Verbündeten nicht ohne Grund vor dem Versuch Frankreichs zittern, durch die lang-

geübte Kunst seiner Politik seine Gegner zu trennen (1692).

Ungeachtet dieser Aufforderungen, seine undankbare Rolle abzugeben, versagte Friedrich doch dem Zweck des Kriegs niemals weniger seinen Antheil, als wenn er auf dem Spiele stand. Mit ungeschwächter Wärme für ihn begab er sich daher nach Brabant, um sich mit dem König Wilhelm über die Maaßregeln gegen Frankreich zu verständigen, und erhielt hier von ihm die Herrschaft Middelaer zum Geschenk, ein Stück der oranischen Erbschaft, das zu den Kammergütern des Herzogthums Kleve geschlagen wurde. Um sich der ewigen Furcht vor den Zuckungen des Nordens zu entschlagen und gegen Frankreich die Blößen zu decken, erneuerte Friedrich das Schutzbündniß mit Dänemark, unterstützte lebhaft die Bewerbung des befreundeten Hannovers um die Churwürde, um dieses Haus fester an Oestreich zu binden und das Gewicht der Evangelischen zu verstärken, und warf sich schlichtend zwischen die drohende Entzweiung desselben mit Dänemark. Um jeden Stoff zum Zwist zu entfernen, trat er Golnow an Schweden ab, nachdem diese Macht nach dem Buchstaben des Friedens von St. Germain 50,000 Thaler an ihn ausgezahlt hatte. Aber auch den uneigennützigsten Anhänger des Hauses Oestreich würden endlich die weiten Umwege ermüdet haben, die es nahm, sobald es galt, mit seinen Freunden sich abzufinden, wenn man es zu Wien nicht verstanden hätte, die Unterhandlungen über alte Ansprüche auf Entschädigung steigen und fallen zu lassen, je nachdem es der Betheiligten

brauchte. Dieser Umstand und des Kaisers dringender Nothfall, sein Heer in Ungarn zu verstärken und diese Verstärkung von Brandenburg zu erhalten, schloß endlich die Frage über die Anwartschaft auf Ostfriesland und die fränkische Grafschaft Limburg, aber immer auch dann erst, als Friedrich sich für bereit erklärte, die Giltigkeit jener abgelisteten Verzichtung auf Schwiebus anzuerkennen, und diesen Landstrich, der zum Schein von Leopold dem Churfürsten Friedrich Wilhelm war abgetreten worden, wieder einzuräumen (1693). Selbst der König Wilhelm, der, ohne Kinder, Rechte auf Valengin und Neufchatel besaß, glaubte sich durch eine Handlung der Erkenntlichkeit abfinden zu müssen, und setzte den Churfürsten zum Erben jener Ansprüche ein. Doch fast noch ein Jahr brauchte die kaiserliche Kanzlei Zeit, um die Urkunde über jene Anwartschaft und die Anerkennung der preußischen Souveränetät auszufertigen (1694). Sogleich darauf wurde Schwiebus zurückgegeben (10. Januar 1695).

Wie weit indeß auch der Preis, mit dem man die Anstrengungen des Churfürsten bezahlte, und der Werth derselben aus einander lagen, ja wie gewiß er im Augenblick gegen eine ferne Hoffnung verlor; immer war jene Entschädigung nicht der letzte Zweck seiner Opfer, und ehe noch Unterhandlungen ihn verriethen, meldete die Richtung aller seiner Neigungen einen Plan auf die Königswürde an, der ihnen eben so sehr schmeichelte, als die Schwierigkeit der Ausführung seinen Geist beschäftigte. Seit den wenigen Jahren seiner Regierung hatte sich die ganze Sphäre verändert, in

der er athmete, und auf alle seine Bewegungen fiel ein Glanz, der fähig war, den unerfahrenen Beobachter über den Mangel der Hilfsmittel zu täuschen. Der Gedanke des Kardinals Albrecht, eine Universität in Halle zu gründen, fand an Friedrich einen empfänglichen Erben und der Wink, den das Beispiel des aus Leipzig geflüchteten Thomasius in jener Stadt gab, beschleunigte die Ausführung. Diesem berühmten Denkmale war Friedrich entschlossen, kein Opfer zu versagen und begleitete die Errichtung mit wohlthätigen Handlungen für die Stadt. Die Saalschleusen bei Trotha, die er anlegen ließ, versetzten den Verkehr derselben mit Magdeburg und Hamburg in Schwung. Unscheinbar, wie die Geburt alles Großen, begann Franke mit dem Waisenhause, dem Werke der Barmherzigkeit, der hilflosen Jugend ein beispielloses Asyl zu öffnen und dem Staate unermeßliche Dienste zu leisten. Den kränkelnden Bergwerken bei Wettin half die Sorge Friedrichs nach; an der Spree verwandelten sich die hölzernen Schleusen in steinerne und in der Residenz sah man den Grundstein zum Zeughause legen, einem Gebäude, das zu allen Jahrhunderten den Meister lobt. Bald darauf dachte Friedrich an die Stiftung einer Bildhauer- und Malerakademie; die lange Brücke in Berlin entstand und alle Künste schienen sich um den Hof des Hohenzollers zu sammeln. Wenn manche Schöpfungen dieser Art auch die unreine Mutter der Ruhmsucht nicht verleugneten und wenn sie zum Theil dem glänzenden Beispiele Ludwigs XIV. ihr Daseyn verdankten; wenn die großen Kosten, die sie verschlangen, zuletzt wieder auf die belasteten Schultern

des Landes fielen: immer noch Aufforderung für die Geschichte, dem Gedächtnisse dieses Fürsten eine ihrer lichten Seiten zu widmen, da jene Quelle mit einem reinern Willen dennoch am letzten Ziel zusammentraf und dieses Ziel für die Anstrengungen der Väter entschädigte. Den Geschmack dieser Tage, wie den Churfürsten, beherrschte Eberhard von Dankelmann und vielleicht ist der Werth eines Günstlings selten so fähig gewesen, sein Glück aufzuwiegen. Mit ihm und durch ihn waren seine sechs Brüder gestiegen, und seltsam! unter diesem Siebengestirn, wie man sie nannte, fand sich kein einziger, der seinen Posten nicht verdient hätte. Aber je näher Friedrich der Ausführung seines Wunsches rückte, desto schneller eilte der erste jenes Gestirns seinem Untergang entgegen und giebt den Günstlingen das warnende Beispiel, daß sie alle Neigungen ihres Gönners antasten können, nur die nicht, welche die Seele aller andern ist.

Diese Zeit lag am Horizonte und beleuchtete eben so die Absichten des Churfürsten, wie sie dieselben begünstigte. Denn ohne den Ruhm seiner Waffen geschmälert, ja ohne nur ein einziges Mal zu einem nachgiebigen Schritt sich gezwungen zu sehen, bot Frankreich den Frieden an und bedrohte durch diesen Antrag die Verbündeten mehr, als durch den Krieg. Um nichts Geringeres zu verhüten, als einen schimpflichen Vertrag, eilte zwar Friedrich noch einmal zum König Wilhelm in den Haag und noch einmal loderte das Kriegsfeuer stärker in Italien und an den Grenzen Frankreichs auf. Aber ehe es noch zu verhindern stand, söhnte sich Savoyen mit Frankreich aus und das unse-

lige Triebwerk der französischen Politik fing wieder zu spielen an. Ermüdet von einem Kampfe, dessen Ende nicht abzusehen war, warfen sich alle Partheien in die Arme des Friedens von Ryswick und Brandenburg hatte mit seinen Opfern, mit den Heldenthaten seiner Truppen nichts gewonnen, als die Bestätigung des Vertrags von St. Germain (1697). Gleichwohl war an diesem Frieden bei weitem der Inhalt nicht das Schlimmste, denn welche Früchte die Verbündeten auf den Schlachtfeldern noch ernten mochten, sie konnten schwerlich besser seyn, als Frankreich hier zu fordern verschmähte. In den Beweggründen dazu lag das Unheil, denn die Absicht dieses Vertrags war auf nichts Geringfügigeres gerichtet, als auf die spanische Monarchie, wo Karl II. das habsburgische Geschlecht schleichend seinem Ende entgegenführte. Dieser Zeitpunkt, wo die Bahnen Frankreichs und Oestreichs gewaltsamer, als jemals, zusammenstoßen mußten, näherte sich daher schon, als Eugen von Savoyen dem Kampfe Leopolds mit der Pforte eine glückliche Wendung gegeben hatte und auch der Osten durch den Frieden von Karlowitz sich beruhigte, gleichsam um die neuen Erschütterungen abzuwarten.

Unter diesen Gewitterwolken, die hinter den Pyrenäen aufstiegen und für Oestreich das Bedürfniß von Freunden steigerten, war in Polen Sobiesky gestorben und hatte dadurch Brandenburg in eine zwiefach günstige Stellung versetzt. Um vor den Bewegungen dieses republikanischen Königreichs die Grenzen Preußens zu schützen, sah sich der Churfürst zwar genöthigt, den General Barfuß abzusenden, und seine

Bemühungen in Warschau für den Markgrafen von Baden scheiterten an dem Golde Sachsens; aber das Glück war nur eigensinnig gewesen, um sich in seiner Arbeit für Friedrich nicht stören zu lassen. Nicht genug, daß der sächsische Churfürst Friedrich August, der den polnischen Thron bestieg, durch die Größe seiner Bedürfnisse gezwungen wurde, das Amt Petersberg bei Halle und die Schirmvogtei über das Stift Quedlinburg mit der Gerichtsbarkeit der Stadt, sowie die Schutzgerechtigkeit über Nordhausen für 340,000 Thaler an Brandenburg zu verkaufen; trat er um den Preis jener Krone auch in die katholische Kirche zurück und legte durch diesen politischen Fehler die oberste Stelle, welche Sachsen bisher unter den Protestanten behauptet hatte, in die Hände Brandenburgs nieder. Gleichwohl hatte Friedrich August gegen diese unberechenbare Kaufsumme nichts empfangen, als die Ehre eines Oberhauptes über Partheien, die noch in wilden Bewegungen zitterten und für ihn das Gewicht des Churfürsten Friedrichs verdoppelten. Bereitwillig kam er daher allen Wünschen dieses Fürsten entgegen und versprach ihm die Schuld von 400,000 Thalern zu bezahlen, wofür Polen die Stadt Elbingen eingesetzt, aber nie übergeben hatte. Gleichwie er daher für den möglichen Fall einen Erbvergleich mit Hohenzollern errichtet, von dem sein Vater den Titel wieder angenommen und seine Rechte auf die Erbhuldigung in Schwerin und Ratzeburg behauptet hatte, war er entschlossen, seine Ansprüche auf Elbingen bei längerer Zögerung Polens mit Gewalt geltend zu machen und fand den Zeitpunkt, wo der Thron des neuen Kö-

nigs noch schwankte, sehr günstig, um sich des Unterpfandes zu versichern. Der General von Brand erhielt Befehl, die Stadt zu überraschen und obgleich der Angriff scheiterte, sah doch Elbingen keinen Ausweg, als durch Kapitulation an Brandenburg sich zu ergeben. Die Republik Polen schien zwar in der ersten Ueberraschung sich zu Gewaltschritten entschließen zu wollen; aber der Augenblick war so glücklich gewählt, und die Freundschaft Friedrichs mit dem Czar Peter von Rußland, den er mit Offizieren seiner Armee unterstützt und der ihn unter dem Incognito einer Gesandtschaft in Königsberg besucht hatte, schien so wenig geeignet, um Brandenburg zur kriegerischen Vertheidigung seiner Rechte zu zwingen, daß man in Warschau zu Unterhandlungen und zur Auszahlung von 100,000 Thalern sich verstand. Ueber den Rest dehnten sich noch lange Verhandlungen aus (1698. 1699).

Aber was mehr wog, als diese Vortheile und vielleicht nur durch die Abtretung des Primats unter den Protestanten im Gleichgewicht gehalten wurde, war das Versprechen des Königs von Polen, die Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreich anzuerkennen. Auf diesen Punkt waren seit dem Frieden von Ryswick alle Schritte Friedrichs thätiger gerichtet, als je, und kaum gab es im ganzen Laufe der Geschichte Brandenburgs gelegenere Momente. Mit Hilfe dieses Hauses hatte sich Wilhelm III. auf den britischen Thron geschwungen und diese Unterstützung war eines Gegendienstes werth, der dem Oranier nichts kostete, als eine Erklärung. Mit ihm war Friedrich

Hollands gewiß und Oestreich bedurfte Brandenburgs für die bange Zeit, die mit dem Tode Karls II. von Spanien erschien. Der Beherrscher Rußlands war ihm entgegengekommen und Dänemark und Schweden sahen sich in Verhältnisse verwickelt, die es abriethen, das Haus Brandenburg eines Titels wegen in die Arme ihrer Gegner zu werfen. Gleichwohl schien diese Angelegenheit so unersteigliche Schwierigkeiten im Kabinet von Wien aufzuthürmen, daß die Höflinge Friedrichs alle Erfindungen erschöpfen mußten, um ihn aus seiner Verstimmung zu reißen. Als er zum ersten Mal seinen Gedanken dem Staatsrathe eröffnete, erklärte sich der Oberpräsident von Dankelmann dagegen, weil der Preis der Krone bei weitem ihren Werth übersteigen würde und weil man keine Hoffnung hätte, selbst mit den empfindlichsten Opfern den Widerstand der kaiserlichen Politik zu besiegen. Dieses Geständniß war der letzte Athemzug seines Glücks und auf seinen Fall wartete bereits ein geschmeidiger Emporkömmling, von Kolbe, der, mit den Künsten der Kabale vertraut und vom Ehrgeiz zu jedem Schritt hingerissen, mit einer Prinzessin von Pfalz-Simmern am Hofe zu Berlin erschienen war. Von der Höhe seiner Stellung herab hatte Dankelmann die schleichende Bewegung dieses Mannes nicht bemerkt und sogar als er ihn bereits durch die Gunst des Churfürsten zum Reichsgrafen erheben sah, eine Würde, die er selbst ausgeschlagen hatte, achtete er die Schlange an seinen Füßen noch nicht. Aber das Spiel der Intrigue wahr so wohl berechnet, die Sicherheit Dankelmanns so günstig und seine Meinung gegen die Annahme der königlichen

Würde so allen Neigungen Friedrichs entgegen, daß der Schlag ihn eben so schnell als sicher traf, wie ein Blitz aus dem ruhigen Himmel. Er ward entlassen, aber kaum sah der Neid den gefürchteten Günstling gestürzt, als er öffentlich seine Anklagen erhob und ein empfängliches Ohr fand. Dankelmann wurde zu Neustadt festgenommen und büßte das gefährliche Glück, der Regent eines Fürsten zu seyn, sechszehn lange Jahre hindurch ohne Urtheil in der Festung von Peiz. Seine Brüder erhielten sich, wahrscheinlich weil sie dem Grafen Kolbe von Wartenberg weniger gefährlich schienen.

Mit Dankelmann war der Widerstand in Wien nicht verschwunden und man verbarg seine Empfindlichkeit nicht, da man sich immer an die Dienste Brandenburgs für Oestreich erinnert sah. Den Bestechungen unzugänglich erklärte der Graf von Kaunitz, Großkanzler von Böhmen, daß er nie seinen Herrn zu einem Schritt bewegen würde, der das Haus Brandenburg dem deutschen Reiche entfremden müßte. Selbst die Wege, die der churfürstliche Gesandte Graf von Dohna über den Einfluß von Günstlingen einschlug, waren so weit und kostbar, daß sich nach fünfjährigen Unterhandlungen noch keine Aussicht zeigte. Ein Zufall, erzählt man, kam zu Hilfe. Ob durch ein Versehen in der Entzifferung einer Depesche oder von der Klugheit bewogen, vertraute der Gesandtschaftssekretair Bartholdi seine schwierige Angelegenheit dem Beichtvater Leopolds, Wolf, an und was alle Lockungen Brandenburgs, alle Arbeiten bestochener Höflinge nicht vermocht hatten, führte dieser Geistliche aus. Der Kaiser unter-

zeichnete die Anerkennung und schon im December 1700 eilte Friedrich mit seiner Gemahlin nach Königsberg, um mit einer beispiellosen Pracht sich selbst die Krone aufzusetzen (18. Januar 1701). Am vorhergehenden Tage hatte er den Orden vom schwarzen Adler mit der Devise Suum cuique gestiftet und die ersten Personen seines Staates zu Rittern geschlagen. Laßt den Minister aufhängen, der Euch diesen Rath gegeben hat! sagte ein geübter Staatsmann zum Kaiser, als er von der Anerkennung jener Würde hörte und der Enkel Friedrichs I. hat die Frage beantwortet, ob er Recht gehabt habe.

Vierzehntes Buch.

Von der Annahme der Königswürde an bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. 1701–1740.

Unter günstigen Umständen hatte Friedrich in der Stille der Kabinette an seiner Krone gearbeitet, und nicht weniger glückliche waren es, die troß des Glanzes, den sie auf die Tage von Königsberg geworfen hatten, den Augen Europa's die Wichtigkeit derselben verbargen. Sechs Millionen Thaler, die sie verschlungen hatte, forderte die öffentliche Meinung heraus, an etwas mehr zu denken, als an einen Titel, und gleichwohl schienen die Mächte seinen Werth so gering anzuschlagen, daß sie, weit entfernt, die Anerkennung zu verweigern, nach dem Beispiel Oestreichs eilten, ihre Glückwünsche abzustatten. Der römische Stuhl und der teutsche Ritterorden, die noch den Ton ihrer goldenen Zeit führten, glaubten zwar ihren Widerspruch auf den Altar der Geschichte niederlegen zu müssen; aber unter den Stürmen, die um die Wiege des neuen Jahrhunderts rauschten, verklang ihre Stimme unhörbar; wie das Lispeln des Schilfs am Meer, die Frage spielte sich fast unbemerkt in die Zimmer weniger Gelehrten, und ein Ereigniß, das nur auf den Gebrauch durch die

Hand eines fähigen Erben wartete, um der Welt die Bedeutung seines Gehaltes zu offenbaren, schien nichts zu verändern, als die Sprache der Kanzleien. Und welche psychologische Fäden hängen an jenem achtzehnten Januarstage! Wie ergießen sich die Quellen außerordentlicher Entschlüsse aus jener Phiole Salböhls, das der Bischof Ursinus auf die Stirn Friedrichs hatte träufeln lassen und wie hat die Zeit gesorgt, jene Handlung des gewöhnlichen Ehrgeizes in ein Kunstwerk der Politik zu verwandeln! Aber eben die Lage der Dinge, welcher der König den größten Theil dieses Glückes zu verdanken hatte, bestürmte ihn jetzt dringend um den Preis, für den sie ihm dienstbar gewesen war, und wie die Krönung die Zeit seines Regiments in zwei Hälften trennte, schien auch der gute Genius der ersten entwichen zu seyn. Je künstlicher das Gebäude seiner Größe war, desto ängstlicher dachte er darauf, ihre Blößen zu verstecken, und diese Anstrengung allein wäre fähig gewesen, die väterliche Schöpfung an ihren kostbarsten Elementen anzugreifen, auch wenn seine Werkzeuge nicht zugleich in den Mitteln sich vergriffen hätten. Während daher sein Glück in der Ausführung des wärmsten seiner Wünsche sich erschöpfte, sparte es seinem Herzen und seinem Staate empfindliche Schläge auf und führte denselben Fürsten, den es so lange in angenehme Täuschungen eingewiegt hatte, nach und nach auf den Punkt, nicht ohne Beschämung zu enden. Alle Umstände waren dazu vorbereitet.

Schon einige Monate nach den schimmernden Tagen von Königsberg fielen in Italien die ersten Kanonenschüsse eines Krieges nieder, für den Ludwig XIV. den

Frieden von Ryswick geschlossen hatte und der nichts Geringerm galt, als den spanischen Königreichen. Waren seit den Entwürfen Heinrichs IV. und Richelieu's fast alle Berechnungen des französischen Kabinets gegen Oestreich gerichtet gewesen, so hatte Mazarini im Vertrag der Pyrenäen durch die Vermählung seines Herrn mit einer spanischen Prinzessin die wichtigste Stelle bezeichnet, woraus man das Haus Habsburg zum Vortheil eines Bourbon verdrängen könnte. Der Zeitpunkt war mit dem Tode des letzten Nachkommen Karls V. eingetreten und für die Moral der Politik von Versailles schien der Umstand gleichgiltig, daß jene Fürstin, ältere Schwester des spanischen Karls II., bei ihrer Erhebung auf den Thron von Frankreich feierlich auf alle Erbrechte in ihrem väterlichen Reiche verzichtet hatte. Diese Resignation hatte gleichwohl die Hoffnung zweier Nebenbuhler belebt. Der Kaiser Leopold, Sprößling der Ferdinandischen Linie und Gemahl der jüngern Schwester Karls II., sah die Rechte, die er aus dieser Stellung folgerte, noch mit einer testamentarischen Verfügung verstärkt, welche er zum Besten eines seiner Söhne aus den Händen des Königs Philipp IV. besaß und die nur von dem Churprinzen Joseph Ferdinand von Baiern als Enkel jener kaiserlichen Gemahlin niedergehalten wurden. Aber in dem Augenblick, zum Erben der spanischen Kronen eingesetzt zu werden, war dieser jugendliche Fürst gestorben und hatte alle Verhältnisse wieder in die Verwirrung zurückgeworfen. Außer diesen Nebenbuhlern forderte der Herzog von Savoyen Antheil an der spanischen Hinterlassenschaft und wurde auf natürlichem Wege

in die Arme desjenigen geführt, der ihm den größern gewährte. Hätt' es sich indeß nur um Befriedigung der Prätendenten gehandelt, wie leicht wäre es gewesen, durch Theilung einer blutigen Entscheidung zuvorzukommen, wie um so leichter, da diese nicht in den Wünschen Ludwigs lag, und wie hatten sich die Höfe schon in diesem Gedanken verstanden! Aber weder das spanische noch das östreichische Kabinet war für dieses Mittel empfänglich, und während die Ansprüche auf der schwankenden Wage des Rechts abgewogen wurden, drängte sich die Politik aus Sorge für das Gleichgewicht der Mächte in das Richteramt ein und die Frage Leopolds und Ludwigs wurde die Frage Europa's. Um nichts Geringeres zu vermeiden, als die Bewegung dieser Hebel der Furcht, erklärten zwar beide Gegner sich bereit, ihre Rechte in Hände niederzulegen, die nicht bestimmt waren, den Zepter einst in ihren eigenen Reichen zu führen, der Kaiser in die Hände seines jüngern Sohnes letzter Ehe, des Erzherzogs Karl, der König in die des Herzogs Philipp von Anjou, seines Enkels. Aber im ganzen Spiel hatte sich damit nichts verändert, als der Name der Personen, für die es unternommen wurde, und nachdem es den französischen Künsten am Hofe zu Madrid gelungen war, den östreichischen Einfluß zu schwächen, hatten priesterliche Partheigänger der absterbenden Hand Karls II. ein Testament untergelegt, das die ganze Monarchie dem Bourbon Philipp zusprach und im Haupte Ludwigs die Erinnerung an die Theilungsverträge auslöschte. Beide Bewerber begingen Fehler, die von wichtigen Folgen für sie waren. Leopold verlor die kostbare Zeit mit

müßigen Untersuchungen seines Rechts und ließ dem Herzog Philipp den Vorsprung, die ganze Monarchie ohne Schwertschlag zu erobern; Ludwig erkannte den Prätendenten von England, den Sohn des unglücklichen Jakobs II., als König an und forderte mit dieser Erklärung den Oranier Wilhelm heraus. Der erste Misgriff zwang Oestreich, größere Mittel in Bewegung zu setzen, wo mit Hilfe der spanischen Nation geringere hingereicht hätten; durch den zweiten erweiterte Frankreich den Schauplatz des Kriegs und wies die Seemächte England und Holland an das Interesse Habsburgs.

Troz dieser Vereinigung entging aber dem östreichischen Hause noch eine der besten Hilfsquellen, so lang' es ihm nicht gelang, das deutsche Reich in seine Angelegenheit zu verwickeln und mit den Kräften desselben die eigenen zu bereichern. So gut es sich zu allen Zeiten auf diese Kunst verstanden hatte, so wenig schien sie ihm jezt eine Aussicht zu eröffnen. Nie seit dem westphälischen Frieden hatte die Religion so laute Bewegungen hervorgebracht, als jezt, und das Ohr Leopolds umlagerten Klagen, die er wenig Neigung zeigte abzustellen; unter dem Druck der Verfolgung büßte der evangelische Theil der Pfalz den dunkeln Sinn des Ryswicker Friedensinstrumentes, aus den eigenen Landen des Hauses Oestreich schrieen die Bekenner des freiern Glaubens um Hilfe und selbst das Kabinet von Berlin erblickte keinen Ausweg, als Drohung mit Repressalien. Alle Antworten, die der Kaiser von den protestantischen Ständen des Reiches auf seine Aufforderungen erhielt, endeten daher mit dieser wunden Stelle

und ihr Antheil schien sich von der Bedingung abhängig zu machen, die Wohlthat des westphälischen Vertrags in seine ungeschmälerten Rechte eingesetzt zu sehen. Mit diesen Beschwerden trafen Umstände zusammen, die dem Kaiser um nichts günstiger waren. Die Spaltung, welche den Reichstag wegen der Errichtung der neunten Chur zerrissen hatte, rückte die Hoffnung auf einen Einklang der Meinungen in ferne Zeiten hinaus und öffnete den Künsten der französischen Politik den Weg, einzelne Glieder immer weiter von dem Oberhaupte abzureißen. In München und Köln fanden die Einflüsterungen Ludwigs XIV. bereitwilliges Gehör und der Genius des deutschen Reiches war schon so tief gefallen, daß zwei Churfürsten zugleich gegen seine kostbarsten Interessen sich rüsteten und unter gesuchtem Vorwand französische Waffen an seinen Herd hereinzogen. Einzelne Kreise erneuerten ihre Bündnisse gegen die drohende Noth und allen Bestürmungen Leopolds begegnete im Reich der kühle Grundsatz der Neutralität, eben das, was Frankreich wollte. Die Gefahr indeß, die von den spanischen Niederlanden aus auf die Grenzen Deutschlands drückte, war zu dringend, um die Gemüther nicht aufzuschrecken, und die feindlichen Entwürfe Kölns und Baierns zeigten dem Kriege zu sichtbar die Straße in das Herz des Reiches, als daß jene oberdeutschen Kreise, die sich zur Behauptung der Neutralität bewaffnet hatten, den Vortheilen Oestreichs nicht hätten entgegenkommen sollen. Durch die Mittel also, die Sache der Stände von der Sache des Kaisers zu trennen, führte Frankreich sie eben zu Habsburg zurück; der Umfang der Bündnisse erweiterte sich und Leopold

stand schon nahe am Ziele seiner Absicht, als Ludwig noch an einen Sieg seiner Politik glaubte. So fern nun die Frage über die spanische Thronfolge hinter den Pyrenäen und Alpen entschieden zu werden schien, eben so bald hatten sich die Grenzen ihres Schauplatzes nach Deutschland hinein ausgestreckt und in den schönsten Provinzen dieses Reiches ward mit dem Angriff gegen den Churfürsten von Köln das Signal schon gegeben.

Wenn auch keine Triebfeder weiter im Kabinet des Königs von Preußen gearbeitet hätte, um ihn zum Antheil zu bewegen; jene Wendung, die seine westphälischen Lande der drohendsten Gefahr aussetzte, wäre allein hinreichend gewesen, in den Knäuel dieser Verhältnisse ihn zu verwickeln. Gleichwohl forderten ihn andere nicht weniger auf, sich ihrer zu entschlagen. Denn während im Süden Europa's eine schwankende Wette fast um die beneidetsten Länder der Erde und um die überseeische spanische Welt begann, waren im Norden die Bahnen zweier außerordentlicher Geister bereits zusammengestoßen, und wie auch das Ende beschaffen seyn mochte, es ließ sich kein gutes absehen, weil es sich nicht um ein Recht, über das sich eine Ausgleichung treffen läßt, sondern um Entwürfe handelte, die nur mit ihnen selbst sterben konnten. Seitdem das vergangene Jahrhundert den Norden in den Verband der europäischen Staaten eingeführt hatte, war immer Schweden die Hauptkette gewesen, an welcher die übrigen kleinen Mächte gehangen, und vor allen hatte Dänemark nie das beschämende Gefühl einer untergeordneten Stellung überwinden können. Wo es sich daher traf, hatte dieses Haus seinem Mis-

muth Raum gegeben und in seiner Spannung mit Holstein-Gottorp einen immerwährenden Zunder unterhalten. Es wäre wider die Natur der menschlichen Dinge gelaufen, wenn dieser schwächere Theil nicht unter den Schutz eines Mächtigern sich gerettet, als sein Gegner war; und wenn dieser Gegner nicht Verbindungen gesucht hätte, um jener Ueberlegenheit sich zu entziehen. Für Schweden war es stets ein Uebelstand geblieben, daß seine Stärke weniger in seinem Körper, als in seinen Flügeln lag; nicht die Natur, sondern die Waffen mit den ausgestreckten Provinzen der Ostsee hatten es in den Rang einer politischen Bedeutung gesetzt und hier gerade hatte es sich den Schöpfungsplanen des Czars Peter von Rußland in den Weg gelagert. Im Haupte dieses Fürsten also, der um jeden Preis entschlossen war, seinen jugendlichen Staat mit dem alternden Europa zu verbinden, wurde das Schicksal über den Norden entschieden und von dem Augenblicke an stand er selbst oder Karl XII. von Schweden auf dem Spiele. Dieser Gedanke war mit einem andern zusammengetroffen, den der König August von Polen in einem Anfall von Ehrgeiz ohne Talent und ohne Unterstützung der Nation auf die Wiedereroberung Livlands entworfen hatte. Ehe daher Karl XII. noch die Abgründe bemerkte, an denen er hinwandelte, hatten sich Dänemark, Rußland und Polen schon über die Mittel verständigt, ihn hinabzuziehen. Nicht ohne Bestürzung mußte sich zwar der Däne Friedrich IV., der sich zuerst versucht hatte, in das Asyl des Travendaler Friedens flüchten und Peter lernte bei Narva den Werth seines Gegners achten; aber weit entfernt, das Spiel

zu beenden, führten diese Siege den Schweden auf die schwindelnde Spitze einer Frage, wen er zuerst, ob den Czar oder den König von Polen vernichten sollte. An diesem Scheidewege stand sein Schicksal, und indem ihn die Leidenschaft zur Richtung gegen August hinriß, verschleuderte er an Peter ein unersetzliches Geschenk an Zeit, das einzige, was dieser bedurfte.

Mit dieser Bewegung fiel der Kriegsbrand nahe an den Grenzen der preußischen Lande nieder und die Zeiten Gustav Adolphs konnten wiederkehren, wenn es Ludwig XIV., wie Richelieu, gelang, die Entwürfe Karls XII. in den Dienst seiner Politik zu ziehen und Oestreich zu falschen Schritten gegen den nordischen Eroberer zu verleiten. Der Zustand, in dem Friedrich sich befand, als ihn diese Gefahr übereilte, war weniger besser, als die Lage seines Großvaters. An zwei Enden seines Staates von fremden Waffen herausgefordert und am westlichen bereits auf seinem eigenen Boden verletzt, an den übrigen über die Schritte der Umgebung zweifelhaft gelassen und gezwungen, eine achtungswerthe Haltung gegen sie anzunehmen; im Innern von der Armuth der Finanzen beunruhigt und dem Augenblick immer näher schreitend, wo sich diese bedenkliche Stelle nicht einmal durch die Kunst glänzender Hüllen mehr überdecken ließ; von der gedrückten Spannung der Gemüther wenig unterstützt, und von dem Drang der Dinge und der Leidenschaften bestürmt, die Last des Unterthans zu vermehren; in seinem Kabinet mit geringen Ausnahmen durch kein herrschendes Talent entschädigt und von dem Intriguenspiel des Grafen von Wartemberg umstrickt, der sich über die Niederlage seiner

Nebenbuhler in den Besitz der Allmacht einsetzte und mit dem Namen Schwarzenberg hätte wetteifern können, wenn seine Fähigkeit weiter gereicht hätte, als bis zum Gewebe von Hofkabalen — unter diesen Umständen hatte Friedrich vor Georg Wilhelm kaum etwas mehr voraus, als den Ruhm seines Vaters, ein Heer von 25,000 Mann, das er gesonnen war auf 40,000 zu erhöhen, und das zweideutige Glück, daß diese misliche Situation seinen Augen so geschickt als möglich verborgen wurde. Ohne diesen Umstand würde er wahrscheinlich ängstlicher das Maaß seiner Unternehmungen nach dem Maaß seiner Mittel abgemessen haben; aber selbst die gewissenhafteste Darstellung seiner innern Verhältnisse würde für seine Entschlüsse zu spät gekommen seyn. Lange vorher schon, ehe dieser Zustand gebieterisch eine Erklärung forderte, lagen die Fesseln Friedrichs im Wiener Kabinet und noch spielte Frankreich mit Anerbietungen um seine Wahl, als er bereits in dem Fall war, keine mehr zu besitzen. Denn hatte ihm Oestreich auf seinem Wege nach dem Königsthron die Hand geboten, so hatte eben dieses Oestreich den Preis nicht vergessen und Friedrich war durch den Kronvertrag näher als jemals an den Vortheil dieses Hauses gebunden. Zehntausend Mann läßt er zu den Habsburgischen Fahnen stoßen und diese zehntausend auf seine eigenen Kosten; die Forderung rückständiger Subsidien wird gestrichen und der König unterstützt auf dem Reichstage alle Anträge Leopolds; er giebt den Söhnen Habsburgs seine Stimme zur Kaiserwahl und läßt das alte bindende Verhältniß seiner Reichslande zum Reiche ungekränkt. Außer der letzten Bedingung

hatte Leopold durch keine einzige für Deutschland gesorgt, aber die eigene Meinung des Königs verwandelte diese Forderungen Oestreichs in Bedürfnisse des Reiches. Denn wie weit auch die spanische Verwicklung von den nächsten Interessen Deutschlands abzuliegen schien; alle Würfel, die bereits gefallen waren, deuteten auf die Wendung, womit die Zeit die trüben Schicksale des Reiches seit der Thronbesteigung Ludwigs XIV. wiederholte und das hinreißende Beispiel seines Vaters mit allen Erfahrungen, die eine persönlich feindselige Gesinnung gegen Frankreich verstärkte, bestach die warnende Mahnung seiner Lage. Was also die Nothwendigkeit durch die Sprache eines Dokumentes für Habsburg forderte, erhob die eigene Politik des Königs zu einer Handlung des freien Entschlusses und führte ihn in das große Bündniß zwischen Oestreich, England und Holland, worauf bald die Kriegserklärung des Reiches gegen Frankreich erfolgte (1702).

Aber während 20,000 Preußen in Köln und in den Niederlanden fochten, und 6000 über die Alpen zogen, machte diese Zersplitterung der militärischen Macht die Stellung des Königs an der Weichsel immer schwankender und versetzte ihn in die Nothwendigkeit, seinen Ton nach der Sprache des Siegers zu stimmen. Ein Korps von 6000 Mann, die er aus dem Solde des Herzogs von Gotha übernahm und nach Preußen schickte, reichte kaum hin, die offenen Grenzen gegen plündernde Herumzügler zu schützen. Eine bange Stimmung bemächtigte sich der Gemüther und die Landmiliz, die er in allen Provinzen seines Staates für den Augenblick der Noth errichtete, weit entfernt, die Besorgnisse zu

zerstreuen, diente nur dazu, sie zu steigern, weil man aus der ungewöhnlichen Maaßregel auf die ungewöhnliche Gefahr schloß. Streng an dem Buchstaben der Gebote haftend, forderte die Geistlichkeit auf den Kanzeln die Achtung gegen die heiligen Tage zurück, wo die bewaffnete Jugend geübt wurde, und reizte die öffentliche Meinung wider eine Verordnung, in welcher der Haufe abergläubisch die Quelle seiner Unfälle suchte. Wie aufrichtig auch die Wünsche des Königs von Polen sich nach der Zeit des Friedens zurücksehnten; Karl XII. schlug jede Vermittlung aus und indem das morsche Schiff der Republik ohnmächtig auf der Woge der Partheien trieb, war bereits im Innern des Scandinaviers der Sturz ihres Oberhauptes beschlossen. Welche Zeiten lagen vor dem König von Preußen, wenn der Sieger von Narva und Clissow über den Thron der Jagellonen verfügte und mit dem fast hundertjährigen Ruhm der Schweden sich an der Weichsel lagerte? Zum Glück für Friedrich schweiften die Entwürfe Karls weit über dieses Ziel hinaus und was für einen Andern der Preis kühner Unternehmungen gewesen wäre, schlug dieser wenig höher an, als die Hälfte des Weges. Eben so dringend daher, wie Friedrich an seinen preußischen Grenzen der Bürgschaft des Friedens bedurfte, um freie Hand für die Absichten Leopolds zu behalten, brauchte Karl die Gewißheit einer ungestörten Bewegung, um an das letzte unbekannte Ende seiner Plane zu fliegen. Beide kamen sich in einem Vergleich im Lager vor Thorn entgegen; Schweden erkannte die preußische Königswürde an, und Friedrich entsagte jeder Partheinahme gegen Karl

und verbürgte sich, mit den Waffen in der Hand den Frieden von Oliva gegen den möglichen Angriff der Republik zu schützen (11. August). Die Preußen besetzten die Vorstädte von Elbingen, um sich für die Schuldforderung an Polen bezahlt zu machen, räumten sie aber kurz darauf den Schweden ein (1703).

Mit einem Federzuge hatte hier Friedrich auf den ganzen Gebrauch verzichtet, den ein kühner Kopf von seinen Hilfsmitteln gemacht haben würde, und war in einen stummen Zeugen der Ereignisse verwandelt, welche die Gestalt des nördlichen Europa's veränderten. Während er dem Westen, wo nichts zu gewinnen stand, als die alte Ordnung der Dinge, mit außerordentlichen Anstrengungen diente, lag der Osten, wo sich dankbare Eroberungen anboten, weit hinter seinem Auge. Die größere Hälfte von der Schwere Brandenburgs neigte sich nach der Ostsee und seit den Tagen des Schweden Karl Gustavs waren keine so lockenden Zeiten wieder gekommen, sein Gewicht entscheidend zu machen und hier entweder das polnische Preußen oder dort das schwedische Pommern, das nie verschmerzte Opfer seines Vaters, in den Kreis seiner Länder zu ziehen. Diese Aussichten, fähig, selbst den langsamsten Geist zu Unternehmungen einzuladen, hatte ihm der Akt von Thorn weit hinausgerückt oder gänzlich entzogen — aber hatte denn der Zufall ihm die Umstände seines Vaters von 1656 wirklich mit so bestechender Aehnlichkeit wiederholt? An einem Winkel des finnischen Meerbusens fing Peter an mit seiner Stadt die Brücke zwischen Asien und Europa zu bauen und ein kurzer Zeitraum versorgte sein schöpferisches Talent mit unermeßlichen

Hilfsmitteln; selbst bei allen Unglücksfällen Augusts standen Friedrichs Grenzen dem Angriff der Sachsen blos und es lag im Vortheil derselben, ihre Schlachtfelder auf seinem Boden zu suchen, während der Czar eine bequeme Straße nach Preußen einschlagen konnte. Ergriff er die Parthei dieser Fürsten, so konnten in wenigen Tagen seine Marken von Pommern aus unter schwedischen Waffen stehen und das Endziel dieses Krieges unabsehbar verrückt werden. Ja, selbst im glücklichsten Fall, daß Karl hinter die Ostsee zurückgedrängt würde, wie viele Theilnehmer an dieser Ernte würden sich melden und wie gering war jetzt noch die Hoffnung auf eine Erwerbung, die selbst Friedrich Wilhelm nicht hatte behaupten können! Eben diese Lage also, die ihm eine Aehnlichkeit mit günstigen Augenblicken vorspiegelte, hielt ihm auch ihre Warnungen vor und endlich drückte sein Charakter alle Einflüsterungen des Vortheils nieder, denn er befand sich weder in der Nothwendigkeit, wie sein Vater, für eine Parthei sich erklären zu müssen, noch hatte er Beleidigungen erfahren, wie dieser. Ohne Zweifel waren es diese Betrachtungen, welche ihn auf den Ausweg der Neutralität führten und bei der Fessel, mit der ihn Oestreich an seine eigene Angelegenheit gebunden hatte, wie viele Beschämungen haben sie ihm wahrscheinlich erspart!

Gleichwohl lag die Bürgschaft für die Ruhe Friedrichs nicht in der Natur der Spieler, sondern des Spieles, und dieses konnte sich ändern, je nachdem Glück und Talent es leiteten. Welche Wendung es auch nehmen mochte, immer hatte der König die Sicherheit seiner Stellung den ungewissen Entwürfen des Einen

und der Leidenschaft des Andern anvertraut und während er den deutschen Ländern den Dienst leistete, an der langen Strecke seines Gebietes die nordische Bewegung abzuleiten, war er dem möglichen Fall ausgesetzt, es mit den Waffen zu müssen. Selbst auf dem westlichen Schauplatze lag die Einigkeit der Gegner Ludwigs nicht in dem Zweck des Krieges, denn England und Holland waren nicht einmal in der Frage über den Besitz der Eroberungen mit Oestreich einverstanden, sondern in der Politik seiner Regierer, des Prinzen Eugen von Savoyen, der das Wiener Kabinet und seine Siege beherrschte, des brittischen Ministers Marlborough und Heinsius, des Pensionärs von Holland, der, ein Werkzeug des Königs Wilhelm, seinen unversöhnlichen Haß gegen den Bourbon geerbt hatte. Diese Männer, welche die Zerstückelung Frankreichs beschworen, eh' es erobert war, leisteten so lange Garantie für die Einheit des Kampfes, als sie selbst an der Spitze standen; aber nur im Dienste Höherer, wo besaßen sie Bürgschaft für die Fortdauer ihres Einflusses? Alle Vortheile dieses Krieges lagen in dem allgemeinen für Europa und jeder einzelne mußte in den Schoos Oestreichs fallen, Friedrich hatte im Voraus jede Hoffnung durchstrichen; von allen Uebeln aber, die er gebären konnte, war dem König sein Theil vorbehalten, und wie dankbar sich die Mächte für seine Anstrengungen zeigten, davon war er eben auf dem Wege, eine Probe zu erfahren. Denn um der Behauptung seiner, von Chursachsen erkauften, Ansprüche auf das Schultheißamt in Nordhausen mit dieser Reichsstadt entgegenzuarbeiten, kam zwar der Kaiser zu spät, und

einige Bataillone, die der König aus Magdeburg und Halberstadt einrücken ließ, überzeugten sie schneller von seinem Recht, als ein Prozeß am Reichskammergericht. Aber noch ehe er den Neutralitätsvertrag mit Schweden geschlossen hatte, um seine Opfer auf den Herd Leopolds und Wilhelms des Oraniers niederzulegen, hatte eben dieser Oranier durch ein Testament die Rechte Brandenburgs auf sein Erbe durchkreuzt und war die Vollstreckung nach seinem Tode in die Hände der Generalstaaten gegeben, die selbst, wenn sie gesonnen gewesen wären, die Auflösung dieses Knotens zum Vortheil Friedrichs zu beschleunigen, des Schwertes Alexanders bedurft hätten.

Denn wie die Frage selbst, entbehrte ihr Gegenstand aller Einheit. Am Herzen Frankreichs lag wehrlos das Fürstenthum Orange und Ludwig brauchte seine Waffenmacht nicht zu verstärken, um dem feindlichen Erben den Besitz vorzuenthalten; die übrigen Güter des erstorbenen Geschlechts streckten sich auf den Gebieten Hollands und der spanischen Niederlande aus, und die Grafschaften Mörs und Lingen lehnten sich an die äußersten Grenzen Deutschlands. Diese letztern Besitzungen waren auf dem Wege des Rechts und Unrechts in die Hände der Oranier gefallen und der Tod Wilhelms **III.** weckte ihre halbvergessene Geschichte auf. Die Grafschaft Mörs, zu welcher die Herrschaft Freimersheim unter der Lehnsherrlichkeit der Abtei Werden gehörte, stand nach dem Zeugniß uralter Dokumente in Vasallenabhängigkeit von Kleve, und als das Lehn mit dem letzten Grafen des Hauses eröffnet war, hatte die Schwester desselben, Walpurgis, Gemahlin eines

Grafen von Nieuwen-Aar, in einem Vertrage mit dem Herzog Wilhelm von Kleve vom Jahr 1584 sich den Besitz unter der Bedingung des Rückfalls bei kinderlosem Absterben zu sichern gewußt. Ungeachtet dieser Verbindlichkeit, die sie im Jahr 1590 noch einmal anerkannt, hatte sie verwittwet die Grafschaft dem Prinzen Moriz von Oranien zum Geschenk für die Vertreibung der Spanier aus ihrem Gebiet verschrieben und dadurch den Lehnsherrn verdrängt, der sich gegen die Waffen des Oraniers nicht behaupten konnte. Ein Vergleich zwischen den Nebenbuhlern vom Jahr 1606 war zwar auf die Sicherstellung der Rechte Kleve's für den Fall des Todes jenes Moriz berechnet gewesen; aber als dieses Haus selbst bei der Annäherung des dreißigjährigen Krieges erloschen war, hatte Friedrich Heinrich von Oranien während des Erbstreites sich in der Grafschaft festgesetzt, ohne die Belehnung empfangen zu können. Seit dieser Zeit war sein Haus im Besitz geblieben und ein ähnlicher Weg hatte es in die Grafschaft Lingen geführt. Ein altes Erbtheil der Grafen von Tecklenburg, war dieses Land in das Schicksal des schmalkaldischen Bundes durch seinen Herrn, den Grafen Konrad, verwickelt worden, der, ohne thätig an dem Kriege gegen Karl V. Antheil genommen zu haben, von dem Vollstrecker seiner Urtheile, dem Grafen Maximilian von Büren, mit Hilfe der Gewalt zur Einräumung Lingens gezwungen wurde. Die Kapitulation hatte ihm zwar unter der Bedingung einer Strafe von 15,000 Thalern die Rückgabe der Stadt verbürgt, gleichwohl war ihm kurz darauf unter den Schrecken der Reichsacht von dem Eroberer ein neuer

Vertrag abgeängstigt worden, der dem Grafen von Büren die Stadt Lingen mit dem Schlosse und vier Dörfern in die Hände spielte. Dieses zweideutige Recht auf die Grafschaft wurde an Philipp II. von Spanien verkauft und fiel als Geschenk dieses Königs an den Oranier, Wilhelm I., der sich mit der Tochter jenes Maximilian von Büren vermählt hatte (1578). Gegen den Buchstaben des Passauischen Vertrags und den klaren Beweisen der Unschuld des Tecklenburgers zum Trotz waren weder Spanien noch die Oranier gesonnen, diese Erwerbung wieder zurückzustellen und alle Einschreitung der Kaiser und der Reichsstände scheiterte an dringendern Verhältnissen. Ein Spielball der Mächtigern theilte die Grafschaft alle Uebel des dreißigjährigen Krieges mit ihren Nachbarn und selbst der Schutz der oranischen Waffen steigerte ihr Elend. Unterdeß waren die Rechte Tecklenburgs durch Vermählung der Erbin auf die Grafen von Bentheim übergegangen und selbst die Schwester jenes verdrängten Konrads, Gemahlin des Grafen Philipp von Solms-Braunfels hatte ihre Ansprüche auf dem Wege der Prozesse so weit getrieben, daß ihren Nachkommen im Jahr 1686 Antheil an dem Erbe zugesprochen wurde. Der Zwist dieser Häuser veranlaßte das Reichskammergericht zum Auftrag an Brandenburg, Solms-Braunfels gegen Bentheim mit Hilfe der Gewalt zu schützen (1700). Um jedoch, nachdem schon zweihundert Brandenburger in Tecklenburg eingerückt waren, Beschämungen dieser Art auszuweichen, vereinigten sich die Grafen zu Solms-Braunfels, Bentheim-Tecklenburg und Bentheim-Hohenlimburg, ihre Rechts-

ansprüche auf die Grafschaft Lingen an das Churhaus Brandenburg abzutreten, und selbst den Antheil, den die Solmser an der Grafschaft Tecklenburg genossen hatten, überließen sie, von der Erschöpfung ihrer Hilfsquellen beunruhigt, sieben Jahre darauf dem König von Preußen für eine Summe von 300,000 Gulden und für einige Vortheile, die er dem Grafen Moriz Wilhelm in seinen Diensten gewährte. Aber noch während diese Besitzung, die mit dem Grafen Konrad ihre eigenen Herrn verloren hatte, in den Verband der preußischen Länder trat, schwiegen die seit seiner Tochter Anna aufgewachten Streitigkeiten der Prätendenten noch nicht, obgleich Bentheim seine Klage vergebens vom Kammergericht an den Richterstuhl des Reichshofrathes spielte.

Auf diese Ansprüche stützte sich Friedrichs Besitznahme von Mörs und Lingen und um die weit aussehenden Fragen über das Erbe desselben zu umschiffen, wußte er vorsichtig die Rechte des Heimfalls und des Erwerbs von den Rechten der Verwandtschaft zu trennen, deren Hilfe er für die zweite größere Hälfte der Hinterlassenschaft aufsparte. Die Quelle der letztern entsprang, wie ihr Gegenhalt, aus dem Innern des oranischen Hauses. Von seiner Mutter mit den Gütern desselben bereichert, ohne selbst Erben seines Blutes dafür zu besitzen, hatte der Graf Renatus, der erste aus dem Geschlecht der Nassau-Oranier, im Feldlager von Richemond mit Genehmigung Karls V., des Kaisers und Herrn der Niederlande, seinem Vetter, Wilhelm von Nassau, die empfangenen Gerechtsame unter der Bedingung vermacht, daß sie nach Abgang

der männlichen und weiblichen Nachkommen, aber auch nur dann erst auf die Linie seines Bruders, Johanns von Nassau-Diez, fallen sollten. Diese Verfügung, die in den Friedensschlüssen mit Frankreich anerkannt wurde, war bereits von den Söhnen Wilhelms I. erschüttert worden, und erst nach langer Entzweiung über das Erbe hatten sie im Jahr 1609 sich in der Bedingung verständigt, daß jeder über das, was er besäße, nach Belieben verfügen könnte. Der kinderlose Philipp Wilhelm hatte darauf ein Testament zum Besten seines jüngern Bruders Moriz hinterlassen und nach dem Tode dieses letztern war an den dritten, Friedrich Heinrich, der ganze Umfang der oranischen Erbschaft gefallen. Erst dieser Fürst nahm den Punkt der weiblichen Nachfolge vor dem Hause Diez wieder auf und verordnete im Jahr 1644, daß ihm sein einziger Sohn Wilhelm II. und die Nachkommen desselben, nach dem Aussterben dieser aber seine Tochter Luise mit ihren Kindern folgen sollten. Nachdem der Sohn dieses Wilhelms, Wilhelm III. kinderlos auf dem Throne von England gestorben war, folgerte Nassau-Siegen aus jener Verfügung Philipp Wilhelms zum Nachtheil der weiblichen Linie entfernte Ansprüche und wurde mit drei andern Prätendenten nicht gehört. Friedrich von Preußen, der Sohn dieser Luise von Oranien, drückte mit der ganzen Schwere der Familiengesetze und des Testaments Friedrich Heinrichs alle Hoffnungen der Verwandten nieder und erschien als unzweifelhafter Empfänger auf der Liste der Bewerber, als ihm der letzte Wille Wilhelms III. den offenen Weg vertrat. Ohne die Dienste in Anschlag zu bringen,

die ihm Friedrich geleistet hatte, und ohne den Meinungen seiner Väter Achtung zu gewähren, hatte dieser Fürst den Grafen Friedrich Heinrich Friso von Nassau-Diez und Statthalter von Friesland, in die Rechte eines Erben eingesetzt (1695) und nach der Eröffnung des Testaments (1702) alle Triebfedern der Entzweiung in Schwung gebracht. Diez forderte die Rückstellung von Mörs, Holland dehnte seinen Gerichtshof über eine Frage aus, die bereits in den Akten des Reichskammergerichts lag, und wie geeignet auch die Gegenwart Friedrichs im Haag für die Schlichtung der Irrungen schien, dennoch schlug am Vortheil seiner Gegner jede Probe der Nachgiebigkeit ab und die Generalstaaten schienen nichts für ihn zu besitzen, als den Wunsch, die Reihe seiner Opfer für die allgemeine Sache verlängert zu sehen (1703).

Nichts war fähiger, diesen Eifer im Haupte Friedrichs zu erkälten, als die Gleichgiltigkeit der Niederlande für die Sprache seines Rechts, und dennoch waren sie nicht die einzigen seiner Freunde, die seiner bedurften und seine Standhaftigkeit auf abschreckende Proben stellten. Bei allen Aufforderungen, ihrer gedrückten Meinungsverwandten unter katholischen Regentenhäuptern sich anzunehmen, waren die Protestanten durch die Schlauheit ihrer Gegner in die Schlinge des Argwohns gerathen, als wäre es ihre Absicht, diesem Kriege religiöse Triebfedern unterzulegen, und selbst Ludwig XIV. hatte diese Beschuldigung zum Hebel gebraucht, um der Vereinigung der Reichsstände zuvorzukommen. Hatte diese Anklage die evangelischen Glaubensgenossen bewogen, das Interesse

des Krieges von dem Interesse der Religion für unabhängig zu erklären und zum Beweis die Bedingung der Abstellung ihrer Beschwerden vor ihrer Bewaffnung für Habsburg fahren zu lassen; so war die Abhilfe nach ihrer Entscheidung um so zweifelhafter geworden und weder Oestreich noch die Pfalz machten Miene, den Druck gegen die Abtrünnigen ihrer Kirche zu vermindern. Hier ging die Verfolgung ihren verheerenden Schritt durch die Bevölkerung, dort schmolz in Schlesien eine protestantische Gemeinde nach der andern und klug genug, um Aufsehen zu vermeiden, wartete man das Ende ihrer alternden Geistlichen ab, um ihre Stellen mit katholischen zu besetzen. Diese Verletzung der westphälischen Verträge gab dem König Friedrich mehr als einmal die Feder in die Hand, um seine Empfindlichkeit gegen Oestreich und die Pfalz auszuströmen und in demselben Grade, wie die Zuversicht der evangelischen Kirche vom Haupte Chursachsens auf Brandenburg fiel und mit der Schwächung des ersten das Gewicht des zweiten verstärkte, war die Verpflichtung gewachsen, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Aber wie eindringlich auch diese Punkte in den Vollmachten für seinen Gesandten lauteten, wie er auch von der eigenen Wärme seines Glaubens und von den Drangsalen der Religionsgenossen die Farbe seiner Sprache lieh und berechtigt war, für seine Dienste eine Rücksicht, für die geheiligten Traktaten Schonung zu verlangen; alles schien auf den Versuch abgesehen zu seyn, wie weit der König die Grenzen seiner Uneigennützigkeit und seines Antheils an dem Heil eben dieser Häuser Oestreich und Pfalz ausdehnen werde.

Eine so schreiende Undankbarkeit dort Oraniens, hier des Kaisers und einiger Reichsstände, verbunden mit der drängenden Gefahr an den östlichen Marken seiner Staaten würde unstreitig selbst den glühendsten Haß gegen Frankreich erstickt und den Eifer für Oestreich abgekühlt haben, wenn die lauten Aufforderungen des allgemeinen Kriegs nicht jede andere Empfindung zum Schweigen gebracht hätte. Ohne die Stimme der Ehre und der Noth zu verachten, war jetzt kein Rückschritt mehr möglich. Der Kampf war auf dem Wege, das Herz des Reiches und seine letzten Pulsschläge zu erdrücken und während Oestreich an dieser Seite vor dem Glück Frankreichs zitterte, stand sein Königreich Ungarn von der andern in furchtbarer Bewegung und schien, indem es die Rechte seines freien Glaubens von Leopold und den Jesuiten zurückforderte, dem König von Preußen stillschweigend für die Kränkung seines Gewissens Genugthuung von der Angst des Habsburgers zu verschaffen. Alle Gewinne, welche die Verbündeten bisher aus der Urne des Kriegsglücks auf deutschem Boden gezogen hatten, beschränkten sich auf die Reinigung des Erzbisthums Köln von Franzosen, auf die Vertreibung des Churfürsten und auf die Eroberung Gelderns durch preußische Waffen. Aber während am Unterrhein achtungswerthe Erfolge erfochten wurden und die Preußen unter den Befehlen des Grafen von Lottum und des Fürsten Leopold von Dessau an das Ziel des Ruhmes flogen, verfinsterte sich an der Donau und am Oberrhein der Himmel immer mehr, der französische Marschall von Villars überstieg die Berge des Schwarzwaldes und bewirkte, eh' es der Feind zu

verhindern wußte, seine Vereinigung mit Baiern. Durch so beträchtliche Streitkräfte verstärkt, bedrohte der Churfürst Tyrol, Vendome brach von Italien aus in die Schluchten dieses Alpenlandes ein und vor ihnen lag der Weg nach Wien. In dieser Noth eilte der Tyroler von seinen Triften und seinen Feldern zu den Waffen und vertheidigte die schwindelnden Pfade in seine Felsen; der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, verließ die französischen Fahnen, leitete damit die Straße Vendome's von Oestreich ab und Leopold athmete wieder frei in seiner Residenz. Aber der verheerende Strom der bairisch-französischen Armee stürzte sich jetzt in die Ernten Schwabens, Breisach fiel durch Verrätherei in die Hände des Herzogs von Burgund und Deutschland schaukelte nun am Rande der Gefahr, der das östreichische Erbland kaum entgangen war. Leopold von Dessau verließ mit 5000 Mann den Grafen von Lottum, um das Reichsheer zu verstärken, stieß bei Hauensheim zu dem obersten Befehlshaber Ludwig von Baden und wurde, als dieser Fürst mit den Dänen und Sachsen nach Augsburg vorauseilte, dem Grafen von Styrum beigegeben, der dieser Bewegung über die Donau zwischen Hochstädt und Donauwerth folgen sollte. Ehe dieser noch den Strom erreichte, hatten ihn die Baiern und Franzosen überschritten und verwickelten ihn bei Hochstädt in ein Gefecht, wo seinen Rückzug nur der Fürst von Dessau durch geschickte Maaßregeln und die Tapferkeit der Preußen rettete. Während dieser Unfälle ging Landau verloren und dem nächsten Feldzuge lagen außerordentliche Anstrengungen aufgespart, um nur das Gleichgewicht in diesem Spiele

wiederherzustellen. Fast nach allen Richtungen hin hatte das Glück die Unternehmungen Ludwigs XIV. begleitet und selbst der Uebergang des Erzherzogs Karl nach Portugal diente im Augenblick noch zu nichts weiter, als den Schauplatz näher an die Quelle dieses Krieges zu versetzen.

Die zweideutige Meinung, die ein Theil der Verbündeten im Haupte des Königs von Preußen von ihrer Dankbarkeit erweckt hatte, und diese Wendung der Dinge, die noch große Opfer von ihm forderte, luden den König von Frankreich ein, noch einmal an der Standhaftigkeit Friedrichs sich zu versuchen und verführerische Anerbietungen in die Wagschaale zu werfen. Was dem Sohn der oranischen Luise seine eigenen Freunde vorenthielten, trug ihm der Bourbon an, und wozu jener alle Kräfte seines Landes anstrengen mußte, eine monatliche Subsidie von 100,000 Thalern versprach dieser zuvorkommend in seine Hände zu liefern, überdieß ihn als König zu begrüßen und seine Rechte auf Neuenburg zu unterstützen. Und diese Vortheile, kaum nach langem blutigen Krieg gewisser zu hoffen, standen wohlfeil für den Preis der Neutralität zu gewinnen, eben das, um was ihn die Erschöpfung seiner Finanzen bestürmte, was ihm das Betragen seiner Freunde aufdrang und was ihm das Schicksal des kommenden Augenblicks abnöthigen konnte. Alle Springfedern waren in Bewegung gesetzt, um die Entschlüsse Friedrichs zu erschüttern, nur eine einzige hatte Ludwig in seinem Anschlag vergessen und an dieser einzigen scheiterte sein Glück. Wie überwiegend auch die Früchte einer Wahl seyn mochten, die nicht einmal in ähnlichen ein

Gegengewicht fand, so konnte es dem Stolze Friedrichs wenig schmeicheln, kurz vor dem Fall eines entscheidenden Würfels die Hand aus dem Spiel zu ziehen und damit ein Bekenntniß der Ohnmacht abzulegen. Unter allen Uebeln, die er fürchtete, war eine solche Beschämung das unerträglichste für ihn und ein Fürst, der dem Scheine so viel opferte, wollte es nicht umsonst für Momente gethan haben, wo es mehr als je darauf ankam, ihn zu retten und wo die Ehre eben so starke Beweggründe dazu lieferte. Diese trübe Quelle seiner Handlung wurde auf dem Wege vom Entschluß bis zur Ausführung durch eben so reine Nebenmotive geläutert, als die Aufforderungen für seine Bundesgenossen stark waren, sie anzuerkennen. Denn im ganzen Laufe dieses Krieges hatt' es vielleicht keinen Zeitpunkt gegeben, wo sie sichtbarere Beweise seiner Aufopferung erhielten, als jetzt, und wo er für ihren Vortheil die stummen Anklagen des Unterthans wagte. Fast kein Bedürfniß des Lebens gab es, das nicht in dem Abgabensystem der Regierung verzeichnet gewesen wäre, und was noch drückender war als dieß, die unbehilfliche Zeit verstand es nicht einmal, durch Entfernung einer lastvollen Erhebungsform die Meinung zu beschwichtigen. Der Zwang einer Kopfsteuer, von der sich selbst der König nicht befreite, erstreckte sich von dem obersten seiner Diener bis auf den niedrigsten des Landmanns; jedes Gewerbe, vom Kaufmann bis zum ärmlichsten Geschäft des Hausirers herab, war nur gegen Entrichtung der Steuern frei und die Langeweile spielte mit gestempelten Karten. In der Höhlung der Perücken war der königliche Stempel zu sehen, und wehe

dem, den der Untersucher auf der Straße ohne dieses Beglaubigungszeichen überraschte. Der Vornehme fuhr in keiner Karosse, ohne seinen jährlichen Tribut von acht Thalern an die Kasse zu bezahlen; um die Einnahme der Thee- und Kaffeesteuern zu vermehren, wurden in allen größern Städten der preußischen Länder Kaffeehäuser errichtet und die öffentliche Meinung fing an, sich von diesen Mittelpunkten aus zu regeln. Jeder goldene oder silberne Schmuck war in die Steuerliste eingetragen und es gehörte ein Gedächtniß von nicht gemeiner Schärfe dazu, um bei irgend einem Schritte des bürgerlichen Lebens kein Gesetz zu umgehen und zu seiner Erfüllung die rechte Stelle zu treffen. Das endlose Verzeichniß von Abgaben lastete daher mit fühlbarer Schwere auf jeder Bewegung und nagte an dem innersten Mark des bürgerlichen Wohlstandes. Mit jedem Jahr, das die gesundesten Säfte des Staates verzehrte, wurden die verdorrten Strecken immer sichtbarer, die Verlegenheit der Verwaltung stieg, Schulden häuften sich und ohne außerordentliche Mittel oder eine plötzliche Rückbewegung des gewohnten Lebens war keine Hoffnung auf die kommende Zeit zu stellen. Unter diesen Verhältnissen lehnte der König die Anträge Frankreichs ab, verstärkte seine Bataillone und entschlossen, das Aeußerste daran zu setzen, vermehrte er sein Korps in den Niederlanden mit 7000 Mann und begegnete dem Hilferuf des fränkischen Kreises mit dem Versprechen, sein Reichskontingent bis auf 16,000 Mann zu verstärken. Wie also auch die Sprache seines Landes lauten mochte, der allgemeine Nothschrei des Reiches war immer noch stärker und während er vor dem Rich-

terstuhl einer engen Meinung der stiefväterlichen Sorge für die behaglichen Tage seines Unterthans angeklagt worden ist, besitzt er wohlerworbene Ansprüche auf die Erkenntlichkeit des gemeinsamen Vaterlandes.

Nicht ohne Erwartung eines Hauptschlages waren jene Anstalten Friedrichs getroffen worden, und das Auge auf die nächste Zukunft gerichtet, sah Deutschland den Frühling wiederkehren. Was es auch kosten möchte, vor allem war der Feind aus dem Herzen des Reichs zu verdrängen, um diesem Körper wieder freien Athem zu verschaffen, und in dieser Meinung verstanden sich die Wortführer der Verbündeten zu Frankfurt am Main, wo sie über den Plan des Feldzugs Rath hielten. Alle Bewegungen der Heere deuteten diese Absicht an. Marlborough mit den Britten und Holländern zog sich von den Ufern der Maas auf täuschenden Schlangenmärschen nach Schwaben herauf und stieß zu dem östreichischen Heere, über das der Prinz Eugen von Savoyen das Kommando führte. Leopold von Dessau brach mit den Preußen aus der Oberpfalz auf, wo er den Winter über gelegen hatte, und schloß sich mit Verstärkung vom Niederrhein den vereinigten Armeen an, während der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern seine Verbindung mit dem Marschall Tallard bewirkte und auf eine Bewegung des Feindes, welche Ingolstadt bedrohte, über die Donau ging, um sich in den alten Verschanzungen zwischen Dillingen und Lauingen festzusetzen. Kurz darauf lagerte er sich auf den Feldern von Hochstädt und schien die Entschlüsse der Verbündeten abwarten zu wollen, die ihm am 12. August gegenüber standen. Noch

nie in diesem Kriege hatten sich solche Gegner mit solchen Streitmassen in das Auge gesehen, und nicht weniger, als die Erhaltung des fränkischen Kreises, die Rettung des schwäbischen, die Befreiung Deutschlands auf einer Seite, auf der andern ein Churfürstenthum und alle Eroberungen Frankreichs diesseits des Rheins waren auf den Würfel einer Schlacht gesetzt. Nur Tallard täuschte sich über die Wichtigkeit der Wette, wie über den Werth seiner Gegner, und dieser Irrthum, das Erbtheil unfähiger Köpfe, kostete ihm am folgenden Tage im Kampfe mit dem feindlichen linken Flügel unter Marlborough die Freiheit mit zehntausend Mann, die im Dorfe Blendheim den Stürmenden in die Hände fielen. Während dieses mörderischen Gefechtes hatte sich Eugen mit dem rechten Flügel auf den Churfürsten von Baiern geworfen. Zweimal mit der Reiterei zurückgejagt, stürzt er zum dritten Mal mit den Preußischen und dänischen Bataillonen vorwärts, Dessau fliegt mit einer eroberten Fahne voran, die Anhöhen von Lützingen und das Dorf werden erobert. Gleichwohl würde sich der Sieg noch unentschieden an den Mauern der bairischen Infanterie gebrochen haben, wenn es nach der Vernichtung des rechten Flügels für den Churfürsten nicht ein Kampf der Raserei geworden wäre. Er zog sich mit dem Rest des französischen Heeres in Ordnung zurück, ohne sein Geschütz und sein Lager retten zu können, und schlug die Richtung über den Rheinstrom ein (1704).

So groß die Bestürzung war, welche diese Nachricht am französischen Hofe verbreitete, so überraschend war sie für Deutschland, denn selbst die kühnsten Erwar-

tungen wurden durch diesen Sieg ausschweifend überboten, und wie wenig die Hoffnungen Leopolds an das Glück eines solchen Tages hinaufgereicht hatten, bewies die Eile seines Dankes, womit er dem Schöpfer desselben schmeichelte. In dem Grade indeß, wie die Spannung der deutschen Reichsstände vor diesem Erfolge gestiegen war, ließ sich befürchten, daß sie nach demselben fallen würde und vor allen schien der König von Preußen ein Recht zu besitzen, seine Anstrengungen einzustellen und der Stimme seines nächsten Vortheils Gehör zu geben. Der Feind eilte unaufhaltsam in das Elsaß hinein und brauchte Zeit, eh' seine tiefen Wunden narbten, Baiern lag hilflos zu Boden und für das Reich war die Gefahr vorüber. Umstände, wie diese, schienen den König eben so belohnend zur Erholung einzuladen, als er bereit gewesen war, für dieses erflehte Endziel seine Kräfte aufzubieten. Gleichwohl lag nichts weniger in den Absichten Leopolds, als dieß, und er hatte Ursache, von der Herabstimmung der Gemüther in Deutschland alles für die Früchte jenes Sieges zu fürchten. Denn trotz der Ernte auf den Feldern von Hochstädt war noch nichts für die Entscheidung der Frage Oestreichs gethan, und was für Deutschland geschehen, war es darum noch nicht für Spanien und Italien. Dort hatten sich nach der Ankunft des Erzherzogs Karl die Zunder eines Bürgerkriegs entzündet, und der Partheienhaß trieb die Flammen bald in die Eroberungen Bourbons bald Habsburgs; hier kämpfte der Herzog Victor Amadeus von Savoyen seit der Vereinigung der Verbündeten in Deutschland hoffnungslos mit der Uebermacht und ohne schleu-

nige Hilfe war ein Bundesfreund verloren, dessen wichtige, militärische und politische, Stellung man einzusehen kaum angefangen hatte. Bei dieser Lage der Dinge übernahm der Herzog von Marlborough im Interesse von seiner Königin das Geschäft, den König von Preußen zur Fortdauer seines Antheils zu bewegen und begab sich nach beendetem Feldzug nach Berlin, weniger in der Eigenschaft eines Feldherrn, als eines Weltmanns. Aber so kunstfertig er auch alle Zauber seiner Persönlichkeit spielen ließ, so gewandt er jede schwache Stelle Friedrichs eroberte, und mit der Schwere des Antrags ihn von der Schwere seines königlichen Gewichts überredete; er hätte doch nicht ohne Gefahr einer Beschämung noch ganz andere Hebel in Bewegung setzen müssen, wenn das Verhältniß des Hauses Brandenburg zu Neufchatel ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Durch sonderbare Verschlingungen seines Geschicks war dieses Land den Rechten der Oranier anheimgefallen und stand, lange davon losgerissen, eben im Begriff, dahin zurückzukehren, als über ihrem eigenen Erbe noch die Verwicklung hing. Als der Zepter der deutschen Könige noch weiter reichte, als ihr Titel und das alte Reich Arelat, Burgund, noch in ihren Grenzen lag, geboten über das Lehnsland Neufchatel oder Neuenburg und Valengin besondere Regenten, unter denen der Graf Rolin es der Verfügung des Habsburgers Rudolph I. anheimstellte, weil der ehebrecherische Angriff auf die Tugend eines Weibes in der Heimath keuscher Sitten die Gemüther gegen ihn erbittert und ihm den Besitz seiner Herrschaft gekostet hatte. Aus den Händen dieses Kaisers erhielt es im

Jahr 1288 Johann von Chalon, dem es Rolin gegen den Eid, seine Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, wieder abzulocken wußte. Dieser erste Schritt führte weiter. Ludwig, der Sohn jenes Rolin, besaß keinen männlichen Erben und sah sich daher der Gefahr ausgesetzt, seine Besitzung wieder an das Haus Chalon zu verlieren. Nach dem Beispiel Anderer versuchte er, das Recht der Nachfolge auf seine Töchter auszudehnen, und verstand sich so gut auf die Schwäche Johanns von Chalon, daß er das Zugeständniß unter der Bedingung des Rückfalls nach dem Tode derselben abschmeichelte. Die ältere starb ohne Kinder, die jüngere aber, Varenne, Gemahlin eines Herrn von Freiburg, hinterließ einen Sohn, Konrad, der troß jener Bedingung, die ihn ausschloß, nicht gesonnen war, die Ansprüche mit seiner Mutter zu begraben. Er verband sich mit den Schweizern und nöthigte den Fürsten Johann von Chalon mit Gewalt der Waffen, das Lehn auf ihn überzutragen, mußte sich jedoch zu einem Vertrag verstehen, in dem er bekannte, daß sein Besitz nicht aus den Rechten seiner Mutter folge, sondern als ein neues Lehn des Hauses Chalon anzusehen sei. Die Stände der Grafschaft übernahmen die Bürgschaft dieses Paktes und verpflichteten sich, nach der möglichen Erlöschung des Geschlechts Konrads von Freiburg sie dem Lehnsherrn als heimgefallen zurückzugeben. Dieser Fall trat mit dem Sohne desselben, Johann, ein; zum dritten Mal forderte das Recht das Haus Chalon auf, das Lehn einzuziehen, und zum dritten Mal ward es ihm entwunden (1457). Die Tochter jener Varenne hatte sich mit dem Grafen Rudolph

von Hochberg vermählt und zwei Enkel, Rudolph und Wilhelm, hinterlassen. Diese waren es, welche Ansprüche erhoben und sie weniger auf das großmütterliche Recht, das keins war, als auf den letzten Willen jenes Johann von Freiburg gründeten, der, ohne Vollmacht zu besitzen, über das Lehn zum Vortheil der verwandten Hochberge verfügt habe. Alle Umstände waren ihnen günstig. Denn Ludwig von Chalon war indeß durch seine Mutter Maria Prinz von Oranien geworden und die Furcht vor der Uebermacht dieses Hauses vermochte den Stand Bern, die Hochberge zu unterstützen. Freiburg, Solothurn und Lucern verstanden sich zum Beitritt, Rudolph von Hochberg bemächtigte sich mit Hilfe dieser Bundesfreunde des Landes und der Hilferuf der schwächern Oranier fand keinen gelegenen Zeitpunkt. Die Eroberer blieben im Besitz und als Philipp von Hochberg starb (1503), fiel das Land an seine Tochter Johanna, die sich mit dem Herzog Ludwig von Orleans vermählt hatte und es auf ihren Enkel, Franz von Longueville, vererbte. Mit dieser Verpflanzung auf das Haus Orleans schien für die Oranier jede Hoffnung zu erlöschen, denn die Gewalt war stärker, als das Recht. Nach dem Tode des Longuevillers Franz (1551) wußte sich Leonhard mit Hilfe der Berner zu behaupten und die Herrschaft seinem Enkel, Heinrich, Herzog von Orleans und Longueville, zu sichern (1663). Unterdeß war die Aussaat der Reformation auch in diesen Thälern niedergefallen und hatte das ganze Land mit Ausnahme weniger Gemeinen, Landeron und Cressiro, ergriffen. Die Erschütterungen des

dreißigjährigen Krieges hatten sich an den Ketten des Jura gebrochen und als der westphälische Friede die Bürgschaft für die Unabhängigkeit der Schweiz übernahm, wurde dieses Vorrecht auch über Neufchatel und Valengin ausgedehnt. Das Land, in einem einzigen großen Kessel, der von sieben Thälern durchschnitten wird, zwischen Gebirgen von mäßiger Höhe, in den obern Gegenden rauh, mit einem siebenmonatlichen Winter, in den untern mild mit allen Erzeugnissen eines dankbaren Bodens, wurde der Schoos der Industrie und des Fleißes, und die nicht überfüllte Bevölkerung sorgte unter dem Schutz einer freien Verfassung für ihre Bedürfnisse, während die mannichfaltigen Früchte ihrer Betriebsamkeit nach allen Ländern verführt wurden. In Valengin blühte zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts durch die Geschicklichkeit eines jugendlichen Bürgers, Daniel Johann Richard, genannt Bressel, die Uhrmacherkunst auf und erregte seitdem die Bewunderung der Welt.

Jener Heinrich von Orleans und Longueville hatte inzwischen dieses Erbe seinen drei Kindern hinterlassen, von denen Johann Ludwig sein Recht an den jüngern Bruder, den Grafen von St. Paul, unter dem Vorbehalt des Rückfalls nach kinderlosem Tode abtrat. Ihre Schwester, Maria von Orleans, hatte sich mit dem Herzog von Nemours, Heinrich von Savoyen, vermählt und sich der Ansprüche begeben. Als gleichwohl nach dem Tode seines Bruders Johann Ludwig die Regierung wieder übernommen hatte (1672), und den Prinzen von Conti, Ludwig Franz von Bourbon, zum Erben einsetzte (1694), erklärte sich

seine Schwester, Maria von Nemours, gegen diese Verfügung und wußte sich nach der günstigen Entscheidung der Stände gegen den Willen Ludwigs XIV. im Besitz zu erhalten.

Ohne prophetische Gabe war daher eine Reihe von widersprechenden Forderungen vorauszusehen und das erlebte Beispiel stellte es außer Zweifel, daß wenn diese greise Besitzerin in die Gruft stiege, alle Ansprüche, nahe und ferne, zum Empfang der Erbschaft sich melden würden, selbst der Fall schien kaum vermeidlich, daß der Mächtigere das Recht der Stärke geltend machte. Der König hatte zwar schon im vorigen Jahre den Ständen Neuenburgs eine Deduktion seiner Ansprüche übergeben lassen; aber unter dem Kanonendonner, der fast rings um dieses Bergland brauste, war zu befürchten, daß solche nichts fruchten würden. Unter diesen Befürchtungen begegnete ihm Marlborough mit den Wünschen Englands, Oestreichs und Hollands, und Friedrich stieg in seinen Gegenforderungen nicht zu hoch, wenn er von diesen Mächten Bürgschaft für den Besitz Neufchatels als Preis seiner Hilfe verlangte. Der zehnte Artikel des Vertrags, den er mit Marlborough unterzeichnete, versicherte ihn der Garantie des Kaisers, Großbritanniens, der Generalstaaten und Savoyens und überdieß einer jährlichen Subsidie von 300,000 Kronen (20. Nov.). Achttausend Preußen setzten sich darauf im Frühling unter dem Generalmajor von Stille nach Italien in Bewegung und Leopold von Dessau folgt nach, um das Kommando zu übernehmen.

Dieser Vortheil — und schon die Aussicht dahin war einer — wurde von einigen andern begleitet, die, zum Theil noch Früchte der väterlichen Arbeit, dem König von den Tagen von Hochstädt gezeitigt wurden; denn vor der Ueberschwemmung feindlicher Heere bang und hoffnungslos allen Wechseln der Schlachten hingeopfert, hatte sich die Grafschaft Geier unter den preußischen Schutz gegeben und war der Markgraf Christian Heinrich von Baireuth mit dem Antrag seines Erbfolgerechts dem König entgegengekommen. Gegen eine Geldsumme räumte dieser Fürst, der in seinem eigenen Hause keinen Frieden vor dem Drange seiner Lage fand, sein väterliches Erbe Plassenburg einer preußischen Besatzung ein (13. Febr.) und zog sich nach Weverlingen, einem Amte im Halberstädtischen, zurück, das Friedrich in den ersten Monaten des Jahrhunderts von dem Landgrafen von Hessen-Homburg gekauft hatte. Von diesen Beispielen aufgemuntert, und nicht weniger von den Schwankungen Deutschlands, als seines eigenen Hauses beunruhigt, dachte auch der Schenk Georg Eberhard von Limburg in Franken an einen Vertrag über seine Grafschaft, die, so weit sie Reichslehn war, auf der Liste der Entschädigungen Brandenburgs für die Dienste Friedrich Wilhelms stand, und er hatte Eile abzuschließen. Denn kaum hatte er bei der Verwirrung des Lehns und des Allodiums den Pakt unterzeichnet, daß alle Besitzungen seiner Limburg-Speckfeldischen Linie, gleichviel ob lehnbar oder eigen, dem Könige anheimfallen sollten, daß dieser jedoch den gräflichen Töchtern die Allode nach abgeschätztem Werth an Gut oder Geld ersetzen

möchte, als ihn der Tod überraschte (April). Das Erbe ging nun zunächst zwar in die Hände seines Bruders Volrad über, der den Gaildorfschen Theil der Grafschaft besaß; aber der König schützte durch Besetzung der speckfeldischen Residenz Markheimersheim die Rechte der weiblichen Kinder und bereitete seinem Nachfolger bei dem heranschleichenden Ende dieses vierundsechszigjährigen, mannerblosen Volrads den ruhigen Empfang des Besitzes vor. Um diesem nichts Geringeres zu ersparen, als langjährige Prozesse, empfahl er noch die irgend nothwendige Vermittelung dem fränkischen Kreise und wußte mit Hilfe des Landgrafen von Hessen-Kassel die Aebtissin des Reichsstiftes Hervord, eine geborene Prinzessin von Kurland und Muhme des Königs, nach langen Irrungen für einen Vergleich zu gewinnen, der seinen Rechten eines Erbschirmvogts als Herzogs von Kleve Sicherheit gewährte (20. Oktob.).

Aber wie er auch, gleich einem Sterbenden, mitten unter den Stürmen Europa's den Vortheil seines Hauses bedachte; so war ihm für den Frieden seines Herzens doch ein weit wichtigerer Rest geblieben, denn alle Mittel, den Verwandten seines Glaubens in der Pfalz eine sichere Kirche aufzurichten, waren an der starren Meinung des Churfürsten gescheitert. Von den flehenden Gebeten seiner katholischen Unterthanen erweicht und vielleicht nie im Ernst zu Gewaltschritten gegen sie entschlossen, hatte Friedrich schon einmal die Drohung zurückgenommen, über die Anhänger der römischen Kirche in seinem Lande das Schicksal der Evangelischen in päpstischen zu verfügen; noch einmal sah er sich dazu hingerissen, und die Kürze von sechs

Wochen, die er den Katholischen zum Bedenken gab, deutete mit allem, was sich ereignete, das gefürchtete Verhängniß an. Der Schrei dieser Unterthanen bestürmt mit beschwörenden Bitten das Ohr des Kaisers, des pfälzischen Churfürsten und der Reichsvertreter zu Regensburg und wie diese Drohung der Kirche ernstliche Besorgnisse aufzwingt, erregt die Absicht der evangelischen Reichsstände, mit England und Holland ein Religionsbündniß zu schließen, der Politik keine geringern. Unter diesen Umständen entschloß sich endlich die Pfalz zur Achtung gegen das menschliche Recht der Meinung und glaubte unermeßliche Zugeständnisse zu machen, wenn sie ihren Unterthanen die Freiheit gewährte, den Himmel auf einem andern Wege zu suchen. Der Zwang, lautet der Vertrag, zu dem Friedrich den Churfürsten Johann Wilhelm zu Düsseldorf nöthigte, der Zwang des Simultaneums ist aufgehoben, so weit es nicht zur Zeit der protestirenden Landesherrn bestanden ist; die Reformirten beziehen von den Einkünften ihrer Kirche fünf Siebentheile, die Katholischen den Rest; über die Anwendung dieses Punktes im Einzelnen, wie über die Regeln bei gemischten Ehen entscheidet der Vergleich mit ängstlicher Genauigkeit. Den Lutheranern bleibt der Genuß ihrer Vortheile vom Jahr 1624; ihr Konsistorium ist von dem reformirten Kirchenrath unabhängig (21. Nov. 1705). Selbst Köln konnte den drängenden Aufforderungen Friedrichs nicht länger ausweichen, die Protestanten in Rheinbergen in ihre Rechte wieder einzusetzen; aber dort wie hier war die Spannung der Geister nicht geschlichtet und der König gerieth kaum einige Jahre darauf in

den Fall, seinen Gesandten in Köln gegen den Fanatismus des Volks schützen zu müssen.

So fern daher diese spärlichen Ernten von den Hoffnungen ablagen, zu welchen Friedrich durch seine Anstrengungen berechtigt war; so gewiß und so weit über alle Befürchtungen hinaus hatten sich unterdeß die Unfälle aufgeschichtet, die ihm selbst jenen kargen Genuß verkümmerten. Denn noch schien man sich dankbar für seinen Antheil an dem Tage von Hochstädt abzufinden, als ihn mit der Königin Sophia Charlotte sein letzter guter Genius verließ und die unausfüllbare Stelle ein Spiel der Günstlinge wurde (1. Febr. 1705 zu Hannover). Dieser Tausch war ein öffentliches Unglück. Weniger Triebfeder im Gefüge des Regiments, als es schien, hatte Charlotte dem König immer eine Zufluchtsstätte für das menschliche Bedürfniß des Herzens aufgespart und selbst die Entwürfe seiner Prachtliebe in eine reinere Sphäre des Geschmacks geleitet. Wie Leibniz, den sie in ihre Umgebung zog, auf sein Jahrhundert, besaß sie einen wuchernden Einfluß auf die Zeitigung der Geister und die Veredlung der Sitten in ihrem Lande, und mit ihr verschwand die wohlthätige Vermittlerin zwischen Schein und Gehalt. Aus den verödeten Gemächern trieb es den Menschen Friedrich unaufhaltsamer an den Herd Wartenbergs, wo sich der König Friedrich für die zweifelhaften Entschädigungen stillschweigend durch die Abtretung einer Gewalt abfand, die, an dem Willen eines Einzigen schaukelnd, die Kräfte seines Staates aufbot, um sich dieses Einzigen zu versichern. Mit raschern Schritten ging daher von nun an das Werk

der Erschöpfung vorwärts und noch ist nur der Schleier, den man künstlich um diese Geburt des Elends wirft, die einzige zweideutige Wohlthat, die seiner Ruhe übrig bleibt, und auch diese einzige zu zerstören, ziehen sich alle Umstände zusammen; ja, selbst bis zu diesem Punkt — an welcher Kette von Unfällen läuft sein Schicksal hin!

Seinem Ahn Friedrich III. ähnlicher durch langes Regiment und Geschick, als an Charakter, stieg der Kaiser Leopold geräuschlos vom Throne in die Gruft, Oestreich hatte für die deutsche Krone und den Krieg gesorgt und auf dem Schauplatze Europa's schien sich nichts zu ändern, als ein Name. Aber unter Verhältnissen, wie sie Leopold hinterließ, mußte es mehr als sonst auf die Natur seines Nachfolgers ankommen, welchen Gebrauch er von ihnen machen würde und Joseph war nicht der Geist, darüber lange in Zweifel zu lassen. Hätte es an Baiern nur einem Feind gegolten, den man unschädlich zu machen hatte, so wäre diese Absicht mit der Schlacht bei Hochstädt erreicht gewesen; doch im Kabinet von Wien wollte man mehr und auf den Ruin Maximilian Emanuels baute man Vergrößerungsplane. Diese zweite Hälfte des Glücks hatte Leopold seinem Erben aufgespart und dieser Erbe ergriff rasch und gewandt alle Vortheile seiner Stellung, um sie zu ersteigen. Mit den Blitzen der Acht trug Joseph das Schicksal Baierns in der Hand; ein erobertes Land lag es der Willkühr des Siegers preis und der obere und niedere Theil fiel als willkommener Preis dem östreichischen Zepter anheim. Seine Lieblinge bedachte Joseph mit der Eroberung, und selbst die

churfürstlichen Söhne setzte der kaiserliche Wille auf Grafen von Wittelsbach herab. Der Tag der Vergeltung schien für dich anzubrechen, unglücklicher Friedrich von der Pfalz, und dasselbe Habsburg, das dich vernichtet hat, stellt deinen Nachkommen aus der Beute seines Werkzeugs zurück, was du verloren gegeben hast, selbst für die Churwürde Hannovers ist Platz geworden. Zum zweiten Mal, wie zu deinen Zeiten, überfiel der Schreck die Stände des Reiches und zum zweiten Mal erlebten sie die Erfahrung, daß der furchtbarste Feind ihrer Freiheit eben das Oestreich war, dem sie sich opferten. Was es zweiundsiebenzig Jahre später in den Fall kam gegen Preußen verfechten zu müssen und was es dennoch aufzugeben gezwungen wurde, stand jetzt ohne Mühe in seiner Gewalt und fast im ganzen Umkreis der Mächte war kein Gegengewicht abzusehen. Denn selbst die Waffen, die seiner Sache gegen Frankreich dienten, trieben sein Glück auf eine unerwartete Höhe. Marlboroughs Sieg bei Ramillies befreite die Niederlande; Turin ward entsetzt und die offene Lombardei lud die Verbündeten ein. Welche Anstrengungen mußte Ludwig aufbieten, um das Verlorene zu ersetzen, und wie viel Zeit gewann Oestreich zur Vollendung seiner Entwürfe in Deutschland, eh' es jenem gelingen konnte, sie zu verhindern. Während daher die Truppen Friedrichs bei Ramillies, wie bei Turin das Glück Habsburgs verfochten, beschlich ihn die Furcht vor eben diesem Habsburg und sah er die alte Ordnung Deutschlands erschüttert, die er gegen Frankreich vertheidigte. Wie er auch seine Stimme gegen die Aechtung Baierns erhob, in dem Wiener Kabinet hatte man keine Ursache

sie zu fürchten und die Meinung Josephs verfolgte ihren vernichtenden Weg (1606).

Während indeß das morsche Uhrwerk des deutschen Staates noch einmal die Zeiten eines Ferdinand II. anmeldete, ohne noch, wie damals, die Stärke der religiösen Schwungfeder zu besitzen; schien der Genius dieses Reiches zugleich an der Wiederholung der Gegenmittel sich zu ergötzen und dieselbe Kraft auf denselben Ebenen von Leipzig an die Gegengewichte zu hängen, um den beschleunigten Ablauf desselben aufzuhalten. In dem ungleichen Kampfe der Mittelmäßigkeit mit dem Talent stand das Schicksal des Königs August von Polen schon nach dem Schlage bei Narva zu berechnen und es war auf den wogenden Saatfeldern der Partheien bereits so unzweifelhaft geworden, daß ein einziger schwerer Unfall des sächsischen Generals von Schulenburg bei Fraustadt hinreichte, um Karl XII. die Straße in die fetten Triften seiner Erbländer zu öffnen. Wie ein Strom, der den Damm durchbricht, stürzte sich das schwedische Heer durch Schlesien nach Sachsen herein und überschemmte unaufhaltsam seine blühendsten Gefilde. Karl stand bereits auf den verhängnißvollen Feldern Gustav Adolphs, als man zu Wien und Regensburg noch im Zweifel zitterte, ob der Plan zu diesem Einfall in das Herz Deutschlands in dem Kabinet von Versailles entworfen sei. Diese Ungewißheit versetzte den Kaiser und seine Verbündete in die peinlichste Stimmung und wäre allein fähig gewesen, den Churfürsten von Baiern zu retten, wenn dieser Zeit gehabt hätte, den schwankenden Zustand zu benutzen. Marlborough im Interesse Oestreichs und Englands,

der Freiherr von Prinzen im preußischen, Oberg von der Seite Hannovers, von der sächsischen die Abgeordneten von Imhof und Pfingsten flogen in das schwedische Lager und übten ihre Künste an dem starren Charakter. Sind die preußischen Soldaten noch die brandenburgischen? fragte Karl einmal, gereizt von Prinzens eindringlichen Vorstellungen. Ja, Sire, noch dieselben von „Fehrbellin!" erwiederte dieser und hatte Gelegenheit, mehr über die geschickte Antwort, als über den Sinn der Frage sich zu beruhigen. Aus den Landcharten, die auf dem Tische ausgebreitet lagen, glaubte zwar der Scharfsinn Marlboroughs die Absichten Karls zu errathen und die Abneigung desselben gegen die Meinung Ludwigs XIV., für den ihn ein französischer Abgesandter zu gewinnen hoffte, schimmerte aus dem Benehmen des Schweden durch; doch selbst der glückliche Fall, daß aus Versailles keine geheime Brücke zu den Operationen des Eroberers führte, überhob weder Oestreich noch Deutschland der Besorgnisse und ein Unfall, den dieser im Herzen des Reiches erfahren konnte, vermochte ihn dennoch in die Arme Frankreichs zu werfen, wie die Noth Oxenstierna dahin geleitet hatte.

Wenn diese Stellung Schwedens geeignet war, dem Glück Oestreichs die Wage zu halten und den Kaiser bei seinem raschen Eingriff in die Ordnung Deutschlands zum Bedenken zu zwingen; so war gleichwohl die Rettung ein weit schlimmeres Glück, als die Gefahr ein Unglück war und der König von Preußen, weit entfernt, Beruhigung zu erhalten, wurde von dem Uebel dieser Lage nur um so ängstlicher bedroht. Denn wäh-

rend in Altranstädt die sächsischen Bevollmächtigten die Krone Augusts an das Werkzeug Karls, den Palatin von Posen, Stanislav Lesczinsky, abtraten und alle Kräfte der Vermittler an der Sicherheit Deutschlands durch Verträge mit Schweden arbeiteten, fiel die große Hälfte dieser Früchte immer wieder in den Schoos Oestreichs, in demselben Grade, wie man Karl an den Frieden band, befreite man den Kaiser von einer Fessel und mußte die Entfernung dieser Gefahr von ganz andern Seiten erwarten. Selbst nach dem Abschluß jenes Vergleichs von Altranstädt war zwar die Furcht Josephs gegen Schweden noch so wenig beschwichtigt, daß er den Forderungen Karls, so zögernd er ihnen auszuweichen suchte, die Anerkennung Stanislavs und die Religionsfreiheit der evangelischen Schlesier bewilligte. Aber diese Zugeständnisse waren eben so sehr nur abgedrungene Kinder des Augenblicks, die der nächste wieder vergessen machte, als die Neutralität, welche Friedrich zu erhalten wußte, ein Werk der Noth und der Klugheit war. Denn wenn die Schonung eines Nachbars, wie Preußens, weniger in den Planen Karls gelegen hätte, welche Kräfte hätte Friedrich aufbieten können, um sie ihm abzunöthigen? Fast seine ganze militärische Macht gehorchte zersplittert den Entwürfen Fremder auf fernen Schauplätzen, selbst um die mäßige Bevölkerung zur Erschaffung einer neuen anzustrengen, waren die Geldmittel versiegt; die Subsidien Englands und Hollands wurden in das Schuldbuch verzeichnet und die geringen Theile, die ihm langsam zuflossen, reichten bei weitem nicht zum Unterhalt seiner Truppen in Italien aus. So entblößt

und auf allen Seiten von schwedischen Waffen umstrickt, war Friedrich bei der geringsten zweideutigen Zuckung ein Spielball der Laune des Siegers geworden und die Leidenschaft, welche die Entschlüsse desselben regierte, war eine üble Bürgschaft für die abgeschlossenen Verträge. Um diese Situation auf eine peinliche Höhe zu steigern, legte sich der Schwede zwölf Monate lang unersättlich an die ergiebigsten Hilfsquellen Sachsens und nur der glückliche Umstand, daß während dieser Zeit nichts geschah, was den Unternehmungen Karls eine andere Richtung hätte geben können, als die beschlossene, überhob den König Friedrich einer traurigen Demüthigung. Erst nach dem Rückzuge Karls nach Polen athmete Brandenburg wieder freier, und für so angstvolle Tage schien das Glück sich durch Neufchatel und Valengin abzufinden; ein Land, das die Stände nach dem Tode der Herzogin von Nemours dem Erben Oraniens, Friedrich, zuerkannten und durch den Huldigungseid seinem Zepter übergaben (1707). Die eigenthümliche Verfassung blieb unangetastet und die großen Unfälle Frankreichs ersparten dem König den Fall, diese Erwerbung gegen die Meinung Ludwigs mit den Waffen vertheidigen zu müssen.

Einen Staat, wie den preußischen, der noch auf der ersten Hälfte seiner Entwicklung schwankte, durch so gefahrvolle Klippen zu führen, konnte nicht das Werk eines gemeinen Kopfes seyn und wie viel man auch den Zufällen und den Leidenschaften Anderer verdankte, das Glück konnte doch nichts mehr als die Gelegenheit liefern und mußte den geschickten Gebrauch derselben dem

Talent überlassen. War es Mistrauen in seine eigene Fähigkeit oder das hochmüthige Gefühl der Unschädlichkeit, was die Hand des Grafen von Wartemberg nach einem Werkzeug im Staube geleitet hatte: auf dem Fluge dieses Günstlings war die Wahl des Sekretairs Jlgen immer einer der dankbarsten Schritte gewesen. So ungleich die Bahnen dieser Männer aus einander liefen, so gewiß hielt eine die andere im Schwung. An Hilfsmitteln des Geistes reich und von Kenntnissen unterstützt, hatte Jlgen im bescheidenen Hintergrund seiner Stellung die schwere Hälfte der Arbeit übernommen, Wartemberg trug die wuchernden Ernten ein und wurde mit fremder Hilfe der Bollwerke der Unentbehrlichkeit Meister. Mit diesem stieg die Nothwendigkeit jenes und weit entfernt, für so große Verdienste undankbar zu seyn, zog ihn Wartemberg von Stufe zu Stufe nach. Auf diesem Umwege, der, ungleich der Straße seines Gönners, nicht über die Niederlage eines Nebenbuhlers führte, war Jlgen in das Kabinet der auswärtigen Angelegenheiten gelangt und gab dem schaukelnden Staatskörper die Richtung. Aber wie wenig verstand sich Wartemberg auf die tiefe Absicht dieser Richtung und wie unermeßlich weit blieb er hinter der Meinung seines talentvollen Werkzeuges zurück, wo er selbst und allein seine Rolle spielte. Ueber den geringen Höhepunkt seines eigenen Glücks reichte sein Auge nicht hinaus und während er die große Bestimmung des Staates in die Enge eines selbstischen Zweckes niederzog, legte er sich bereits die Schlingen zu seinem eigenen Fall und die Nemesis, die er reizte, verbarg ihm den Weg dahin. Während er im unfrei-

willigen Einverständnisse mit dem Druck äußerer Verhältnisse die Grundfesten des bürgerlichen Wohlstandes für die Neigungen des Königs untergrub und die erpreßten Opfer der Provinzen auf den Altar der Residenz niederlegte, ohne die Winke seines eigenen Vortheils auszuschlagen; ergriff die Armuth ein Land nach dem andern und als gälte es, einen künstlerischen Kontrast zu dem blendenden Bild des Hofes zu liefern, durchirrten ganze Heere von Bettlern die Straßen. Wie Ebbe und Flut, strömte diese unglückliche Bevölkerung in die Hauptstadt ein und hinaus und lagerte sich aus Noth und Gewohnheit um den Erwerb des fleißigen Unterthans. Die Sprache des Hungers war lauter als die Sprache königlicher Verbote und von Tage zu Tage öffneten die beschäftigungslosen Fabriken ihre Menschenspeicher, um jene bedürftigen Horden zu vermehren. Von schweren Abgaben gelähmt und fast ringsum von dem Arm des Krieges umfangen, wurden diese Werkstätten des Handels von ausländischen weit überflügelt und während sich ihnen die Fremde verschloß, war das Vaterland zu arm, um sie in Bewegung zu erhalten. Zu gleicher Zeit fehlte dem Verkehr das bequeme Tauschmittel des Geldes und während große Summen für die Heere, für ausländische Bedürfnisse und für fremde Geschicklichkeit über die Grenzen gingen, wurde hier und da der Markt gezwungen, wie im rohen Verhältniß des merkantilen Anfangs Produkte gegen Produkte einzuwechseln. In diesem schweren Leben nahmen die Verbrechen mit fürchterlicher Schnelligkeit überhand und was die Noth nicht bewirkte, dazu verführte das Beispiel des Gaunergeschäfts an den Grenzen unter dem

Schutz soldatischer Freiheit. Von hoffnungslosen Drangsalen, von der Stockung der Nahrungsquellen oder der Furcht vor dem Zwang des Militärdienstes fortgetrieben, wanderten ganze Familien aus und was der Staat an kräftiger Bevölkerung verlor, gab ihm der Krieg als traurigen Ersatz an Verstümmelten zurück, die mit den Hoffnungen auf öffentliche Dankbarkeit die Regierung bestürmten. In dieser Verlegenheit gerieth man zuerst auf den Gedanken, Invalidenkompagnien zu errichten und ihnen Festungen zur Garnison anzuweisen; der König überließ diesen Anstalten die Einkünfte des Amtes Chorin und gab damit seinen Nachfolgern einen Wink über den Werth fester Plätze, der es dem kommenden Jahrhundert überließ, die Gefahr der Beachtung zu empfinden *).

Müßige Hände fanden zwar bei den großartigen Bauten der Residenz und auf den königlichen Lustschlössern Beschäftigung und vermöge eines Trugschlusses vermehrte man diese Unternehmungen, die den Neigungen Friedrichs schmeichelten, je mehr die Erschlaffung des bürgerlichen Verkehrs in die Augen sprang. Aber bald erreichte die Noth auch diese Schöpfungen der Kunst, und um die Arbeiten nicht auf der Hälfte des Weges aufzugeben, wurden Schulden zu einer unabsehbaren Höhe aufgehäuft und eine Kommission, die der König

*) Selbst Friedrich der Große hatte keine bessere Meinung. Il considéroit son poste comme un vieux lieutenant-colonel regarde un petit gouvernement, qui lui procure une retraite honorable. Hist. de mon temps. 1. 58.

mit der Untersuchung der Mittel zur Tilgung beauftragte, führte endlich auf den natürlichen Grundsatz zurück, nicht eher zu bauen, als bis die erforderlichen Fonds vorhanden wären. Die Umstrickung von Intriguen, dem Spiel des Hofes, erfaßte selbst den ausgezeichneten Baukünstler Schlüter, dem die Residenz einen Theil ihrer Verschönerung verdankte, und wußte seine Stelle einem Obersten, Eosander von Göthe, zu verschaffen, der den edeln Styl seines Vorgängers nicht erreichte.

Bei dieser Erschöpfung sah man keinen Ausweg, als die Lasten des Unterthans zu steigern und das erdrückende Mittel der Kopfsteuer zu wiederholen, das mit dem Mark des bürgerlichen Daseyns auch den frohen Muth des Lebens tödtete. Unzufriedenheit bemächtigte sich der Gemüther und in demselben Grade, wie man bereit war, dem König Opfer zu bringen, wuchs der Haß gegen seine Diener. Das Volk, immer gewohnt, seine Meinung über eine Maaßregel des Regiments gegen die Werkzeuge der Vollstreckung zu richten, trat in gespannte Stellung zu den Beamteten und der Wechsel untergeordneter Günstlinge am Hofe lieferte der natürlichen Anlage der Residenzbewohner zum Spott unerschöpflichen Stoff. Ohne diesen Zustand der Zerrüttung zu ahnen, saß Friedrich auf seinem Thron, kein Weg führte zu ihm, als über seine Lieblinge, und sein Ohr hörte keinen Laut, als die Sprache der Schmeichelei. Mit neuen Erfindungen nach der Form des französischen Hofes beschäftigte man sein mäßiges Talent und während man nicht ohne Berechnung einträglicher Gebühren ein Oberheroldsamt schuf, um die Acht-

heit des Adels zu untersuchen, war eben dieser auf dem Wege zu verarmen. In dieser Lage der Dinge fanden berechnende Köpfe mit ihren Entwürfen am preußischen Hofe einen wuchernden Boden und Ebenteurer aus allen Gegenden meldeten sich an. Georg von Welling entwarf einen Plan, aus den verfallenen Bergwerken Gold zu locken und wurde gefangen gesetzt, nachdem man seine Absichten durchschaut hatte. Mit der Finanzverlegenheit stieg das Glück der Juden und diese Mäkler der Welt bereicherten sich auf dem Brachfelde des christlichen Verkehrs. Vor allen spielte ein Italiener, der sich Don Dominiko Caetano Conte de Ruggiero nannte, in der Geschichte dieses bedürftigen Hofes eine Rolle. Von Wien und München aus mit dem Brandmal eines Betrügers verfolgt, verstand er es, in Berlin durch taschenspielerische Künste, gemeine Stoffe in Gold zu verwandeln, den Weg in die Gemächer der königlichen Familie zu finden und den König zu so schwindelnden Hoffnungen zu verleiten, daß er den Marschal von Biberstein absendete, um ihn nach einer kurzen Entfernung unter dem Titel eines Generalmajors und ausschweifenden Versprechungen zurückzurufen. Nachdem ihm zu Koswig alle Werkzeuge in Stand gesetzt worden waren, begann er unter geheimnißvollen Vorbereitungen das Spiel seiner Kunst; aber mitten in der Arbeit entwich er nach Stettin und, zum zweiten Mal eingeholt, nach Hamburg, das in seine Auslieferung einwilligen mußte. In Berlin räumte man diesem Retter aus der Noth das Fürstenhaus ein und war mehr als je auf die gefaßte Goldquelle gespannt, als er zum vierten Mal entfloh und zum vierten Mal zurückge-

bracht wurde. Jetzt endlich nach langen Monaten fing man an, seine Betrügereien zu durchschauen und ließ ihn zu Küstrin an den Galgen hängen.

Nach diesen Täuschungen schien der Hof es aufzugeben, an außerordentliche Hilfe zu glauben, und ergriff mit der ganzen Hast des Bedrängten den merkantilen Plan, mit Schweinborsten ein wucherndes Monopol zu treiben. Aus allen Landen des preußischen Namens mußten die Abwürfe der edeln Thiere in eine königliche Niederlage abgeliefert werden, auf jeder Anzeige eines Unterlassungsfalles stand eine Belohnung von zehn Thalern und in kurzer Zeit waren unter peinigender Aufsicht die großen Räume der Niederlagen gefüllt, um nach Frankreich, Italien, England, Holland und Portugal ausgeleert zu werden. Diese Anstalten machten die preußischen Schweinborsten berühmt und es lag nicht an diesem Ruf, daß die Handelsunternehmung nach verschwenderischen Kosten verunglückte. Fast zu gleicher Zeit reiften auf den Kammergütern die Früchte einer andern Berechnung und mit Schrecken stand man an den Ernten derselben. Ueber die Schwankung der jährlichen Einnahmen unzufrieden und deswegen außer Stand gesetzt, sichere Entwürfe darauf zu bauen, hatte man Versuche mit dem Erbpacht gemacht und aus dem Verkauf dieses Rechts, der Gebäude und der Inventarien reichhaltige Finanzquellen geschlagen. Dieser verführerische Anfang diente selbst der großen Absicht der Menschlichkeit, denn auch die Freiheit aus der Leibeigenschaft stand für Geld feil, und in kurzer Zeit dehnte man das Unternehmen über alle Provinzen aus. An der Spitze einer Kommission durchwanderte der geheime

Kammerrath Luben von Wulffen, ein Mann von mehr Geschicklichkeit als Ordnung, die preußischen Lande und schuf die alte kaum geregelte Schöpfung der Domainen um. Aber schon auf dem halben Wege ward er von der Verlegenheit des Hofes eingeholt, der mit Bestürzung endeckte, daß dieser Geldstrom nur eine künstliche Anschwellung sei, weil man die Quellen mit einem Male ausgeschöpft habe. Nachdem der Augenblick sie verschlungen hatte, sah man sich plötzlich von allen Mitteln abgeschnitten und sprach mitten in der Verwirrung über Luben das Urtheil der Ehrlosigkeit. Dieses Schicksal erreichte den Requetenmeister Friedrich von Hamrath und das Volk rächte sich durch Pasquille an den unglücklichen Spekulanten.

Wie viel von ihrem Schicksal indeß diese Werkzeuge auch eigener Unfähigkeit oder Veruntreuung anzurechnen hatten, so fielen sie doch nur, um Größere zu halten. Hinter dem unseligen Werke der Zerrüttung, das unter dem Throne arbeitete, standen Wartemberg, Biberstein und Witgenstein und regierten es mit um so angstvollerer Geschäftigkeit, da das Spiel harter Zufälle außerhalb ihrer Allmacht lag und die ganze gefürchtete Schwere ihres Glücks an der wechselvollen Gnade ihres Herrn über Abgründen hing. Auf diesem unreinen Wege stießen sie auf die üble Stimmung des Kronprinzen und seiner Gemahlin und entdeckten nicht ohne Zittern, daß beide alle Mittel in Bewegung setzten, um sich bis zum Ohr des verrathenen Königs durchzudrängen. Ein einziger unbewachter Augenblick konnte sie in das Nichts zurückschleudern und selbst die Bande der Natur waren nicht mehr heilig, um diesen

Augenblick abzuwenden. Die Verläumdung legte sich an das väterliche Herz und als der Sohn des Kronprinzen starb, zog man dieses Ereigniß geschäftig in das Spiel, um dem König Besorgnisse wegen der Fortdauer des brandenburgischen Hauses einzuhauchen. Um daher die natürliche Verbindung, die seine bange Hoffnung mit dem ehelichen Glück des Kronprinzen unterhielt, so weit als möglich aufzulösen, warf man den Gedanken an eine neue Vermählung hin und ein zufälliges Einverständniß seiner Schwester, der Herzogin von Sachsen-Zeitz, verstärkte die Meinung der Kabale. Sei es jedoch, daß die Gräfin von Wartemberg, die Regentin ihres Gatten und des Hofes, für ihren Einfluß fürchtete oder daß er selbst um diesen Plan seiner Nebenbuhler nicht eher wußte, als bis er reif war oder daß ihn eine Ahnung seines eigenen nahen Schicksals warnte: er stellte sich widerrathend zwischen den König und diesen Entwurf und vielleicht zum ersten Mal seit den Tagen seines Glücks hat er es ehrlich gemeint. Denn außer der Annahme des mecklenburgischen Titels und der Regelung der Erbfolge für Brandenburg auf den Fall der Erlöschung des herzoglichen Geschlechts trug die Vermählung mit der Schwerinschen Prinzessin Sophie Luise (28. Nov. 1708) so unselige Früchte, daß auch der letzte Rest des häuslichen Friedens zerstob. Im Lenz der Jahre mit ihrem schwärmerischen Gemüth an einen kränkelnden Gatten gefesselt, dessen Geist fast einzig in der kalten Sphäre der Formen kreiste, von der gehaltlosen Leere des Hofes in die Einsamkeit verscheucht, wo ihre Einbildungskraft sich von schwerem Blute nährte, wurde diese Fürstin eine Beute des Pie-

tismus, ihre Umgebung nahm klösterliche Gestalt an, religiöse Meinungen rissen das morsche eheliche Verhältniß bis auf den Punkt des bloßen Namens aus einander und von Schritt zu Schritt näherte sie sich den Irrgängen des Wahnsinns. Für das Glück eines zweiten Erben hatte Friedrich seine hinfällige Natur gewagt, und stand von Reue ergriffen, als er das überraschende Geständniß einer Hoffnung aus dem Munde des Kronprinzen vernahm.

So stark indeß eine Täuschung, wie diese, den König zum Zweifel über die Reinheit der Absichten seiner Günstlinge aufforderte und so merkbar sie ihn dem Herzen seines Sohnes wieder näher führte; so weit war gleichwohl der Umweg noch, den dieser Prinz zum Vertrauen seines Vaters nehmen mußte. Und wie beschwören ihn alle Umstände, ihn abzukürzen! Mit dem Entwurf, den zweiten Gegner, wie den ersten, im Innern seines Reiches zu vernichten, hatte Karl XII. den Weg nach der Ukraine eingeschlagen und erlebte nach unglücklichen Verrechnungen den Tag bei Pultawa, der alle Ernten seiner neunjährigen Anstrengungen aufbrannte. Während er, immer noch größer als sein Unglück, auf türkischem Boden an neuen Planen arbeitete, zerriß Friedrich August von Sachsen unter dem Vorwand, daß seine Gesandten die Vollmachten überschritten hätten, ob er ihnen gleich unbedingte (carte blanche) gegeben hatte, den Vertrag von Altranstädt und eilte mit dem König Friedrich IV. von Dänemark, der aus Italien zurückkehrte, nach Berlin, um mit Hilfe des günstigen Augenblicks Preußen in den Bund gegen Schweden zu ziehen. Noch einmal wink-

ten also wohlfeile Eroberungen und das väterliche Werk erwartete die vollendende Hand; nur etwas fehlte: die Motive Friedrich Wilhelms waren nicht die Motive Friedrichs und was er im Glück Karls verschmäht hatte, war er zu edel, im Unglück desselben zu suchen. Selbst zu Marienwerder, wo er sich mit dem Czar von Rußland unterredete und sich für seinen Neffen, den Herzog von Kurland, verwendete, schlug er jede Einladung des nahen Vortheils aus und behauptete seine neutrale Stellung. Aber was er von einer Hälfte der Kriege, der glücklichen, ablehnte, erhielt er von der zweiten, der unglücklichen, zugemessen. August rückte mit 13,000 Sachsen in Polen ein, wo sich die Nation für ihn erklärte, und Stanislav flüchtete sich unter den Schutz eines schwedischen Korps, das der General Krassau gegen den Willen Friedrichs durch die brandenburgischen Grenzen nach Pommern rettete. Unterdeß hatte sich aus dem Dunstkreise der Schlachtfelder und Lager die Pest entwickelt und unter dem unreinen Himmel Polens üppige Nahrung gefunden; unaufhaltsam brach das Gift der Lüfte nach Preußen herein und der bedürftige Soldat Krassau's öffnete ihm den Weg in die deutschen Provinzen. In der Kürze zweier Monate war eine ungeheure Lücke von 250,000 Menschen in die Bevölkerung gerissen und, als wollte er den Rest verzehren, verbreitete sich der Hunger über das Land. Um diesen Zustand bis zu Verzweiflung hinaufzutreiben, hatte ein fürchterlicher Winter alle Vorräthe der Sorge und des Fleißes aufgezehrt; unter den Wetterwolken, die sich aus Polen, Dänemark und Rußland gegen Schweden zusammengezogen hat-

ten, floh der Handel schüchtern zurück, die Werkstätten der Betriebsamkeit standen still und die Bedürfnisse stiegen auf unerschwingliche Preise. Ueber dieser Noth, wo der Unterthan nach einigen Tropfen Labung schrie, setzte der leuchtende Hof seine Bahn fort, wie in fröhlichen Zeiten, zehrte von den Auflagen, die man nicht gesonnen war zu vermindern und wies durch strenge Verbote der Bittschriften die Flehenden von den Pforten des Königs in Augenblicken weg, wo er noch an die Beglückung seines Landes glaubte (1709).

Ohne Wunder konnten so schreiende Misklänge nicht lange mehr überhört werden und was auch geschehen mochte, jeder Weg eines solchen Regiments mußte endlich zum vernichtenden Geständniß der Unfähigkeit führen: Seit dem Brande der Stadt Krossen, welcher Witgenstein alle Hilfsgelder unterschlagen hatte, stand im Haupte des Kronprinzen den Günstlingen der Untergang beschlossen und der Moment war reif. Gleichwohl waren die Zugänge zum König so gut besetzt und seine Minuten ihm so genau abgerechnet, daß selbst für den Sohn, den Erben seiner Länder, keine mehr übrig geblieben war und daß dieser für die dringende Sache des Unglücks sich eines Höflings bedienen mußte, mit dem Friedrich Schach zu spielen liebte. Die ganze flehende Hoffnung der leidenden Provinzen hing also an der Geschicklichkeit eines Spielers und glücklich genug fand es sich, daß dieser Spieler, Paul Anton von Kamke, ein eben so ehrlicher Mann, als gewandter Kopf war. Während der Züge, als handelte es sich von den gleichgiltigsten Dingen der Welt, wußte er dem König ein Gemälde des Elends seiner Länder zu

entwerfen und die fürchterliche Anklage, die bisher hinter allen Lippen geschwiegen hatte, gegen Witgenstein und Wartemberg zu erheben. Wenige Stunden darauf wurde der erste von Wachen umgeben und erhielt auf der Festung Spandau Zeit, über die Größe seines Falles nachzudenken. Einmal von der Gewißheit überrascht, daß Witgenstein stürzen müsse, hatte Wartemberg selbst ihn mit hinabgedrückt, um sich zu halten; aber weit über die schwerere Hälfte der Anklagen wälzte jener auf die Schultern dieses und zog ihn mit hinunter. Schon zwei Tage darauf erschien der Staatssekretair von Jlgen im Kabinet desselben, um ihm im Namen des Königs die Siegel abzufordern und die Verweisung auf sein Gut Wolfersdorf anzukündigen. Mit einem Gnadengehalt von 24,000 Thalern und ungeheuern Schätzen, zog er sich nach Frankfurt am Main zurück und trug sein Unglück würdevoller, als seine Feinde ihr Glück (1710).

Jetzt endlich, seit dem neuen Jahrhundert zum ersten Mal hatten sich die glänzenden Nebel getheilt, die sich an den Höhen des Thrones gelagert hatten, und dem Auge Friedrichs war, wie seinem Muster Ludwig XIV., die Aussicht in die tiefen Flächen des Lebens mit ihren verödeten Strecken in Preußen und Pommern, mit versiegten Nahrungsquellen, mit einer nothleidenden Bevölkerung und den Zeugen einer politischen Bedeutungslosigkeit aufgeschlossen. Die zudringliche Wahrheit dieses Zustandes verfolgte ihn bis in die innersten Pflegestätten seiner Gewohnheit und drückte seinem Wesen den Charakter einer krankhaften Stimmung auf, die, um unheilbar zu werden, sich von den Ver-

gleichungen mit den goldenen Tagen seiner Täuschung nährte. Ohne sich in das Asyl der Schuldlosigkeit flüchten zu können, ward er nahe am Ausgange seiner Bahn von der Bemerkung angehalten, daß eine solche Haushaltung nicht für einen solchen Staat tauge und daß, wenn irgend der Gehalt den Namen nicht Lügen strafen solle, seine Größe auf ganz andern Elementen ruhe. In demselben Grade, wie dieses Gefühl an Stärke gewann, rückte zwar der Kronprinz in seine natürlichen Rechte ein und an die Spitze der Verwaltung stellte man Männer, wie Dohna und Dönhof, an denen die Hoffnungen wieder auflebten. Der Hofstaat wurde haushälterischen Berechnungen unterworfen, unter andern die Schauspiele geschlossen, die an dem Mark der kränklichen Finanzen gesogen hatten; der unerschwingliche Preis, auf den die Regierung das Salz gestellt und der theils den ärmern Klassen zum Ruin der öffentlichen Gesundheit den Gebrauch der Heringslake aufgenöthigt, theils den einträglichen Handel mit geräuchertem Fleisch, Fischen und den Erzeugnissen des Landbaues untergraben, theils die Oekonomie selbst kostbarer gemacht hatte, diese Auflage wurde nach dem Falle Witgensteins aufgehoben und neue Ansiedler aus dem Fürstenthum Oranien, der Schweiz und der Pfalz in die verödeten Gegenden gezogen. Aber weniger menschlich, als er war, hätte Friedrich seine ganze Natur verwandeln, die lange Gewohnheit einer zweiundzwanzigjährigen Regierung plötzlich mit der Stärke eines Jünglings vergessen und nicht vor dem beschämenden Geständniß der Schwäche zittern müssen, wenn der Staat etwas Besseres hätte erleben sollen,

als halbe Maasregeln. Die Bewegung des Hofes lenkte bald wieder in das ausgefahrene Gleis zurück, die Kostbarkeit der Bauten zehrte fort, und zweimalhunderttausend Thaler wurden allein von Gnadengehalten für reformirte und französische Offiziere in einem Heere von 40,000 Mann verschlungen, während sie vierundsiebenzig Jahre später bei einer Armee von 200,000 Mann nur 130,000 Thaler kosteten. Gleichwohl stieg die ganze Summe der Staatsausgaben bei einer Länderausdehnung von 1992 Geviertmeilen nicht über drei Millionen Thaler und nur mit großen Anstrengungen konnte sie erschwungen werden; neunundachtzig Jahre darauf lieferte derselbe Staat, seitdem um 3655 Geviertmeilen vergrößert, eine Einnahme von 35 Millionen ohne schädlichen Kraftaufwand. Wie wenig muß die Regierung Friedrichs die verborgenen Hilfsquellen seines Landes gekannt haben oder wenn man sie gekannt hat, wie schwach müssen sie noch unter einer Bevölkerung von 1,620,000 Seelen, wie empfindlich die Erschöpfung und wie todt das Leben, wie stolz das Misverständniß gewesen seyn, das den König verführt hatte, auf dem halben Wege der Entwicklung, wo die väterliche Hand nach den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges die neue Schöpfung hatte zurücklassen müssen, nur von den Ernten seines Ruhms zu zehren! (1711).

Von allen Berechnungen also, die dem einunddreißigjährigen Fürsten bei dem Empfang des väterlichen Erbes die Brust geschwellt hatten, war den vierundfunfzig Jahren Friedrichs noch eine einzige den Abschluß schuldig geblieben, und wie hoffnungsvoll verfolgte er

diese einzige, da ihm sein Unstern die übrigen so demüthigend durchstrichen und da er sie selbst zum Theil für diese einzige gewagt hatte. Denn wie viel auch von dem traurigen Zustande, der mit schonungsloser Blöße vor seinen Augen lag, auf die Schwäche des Regiments fallen mußte; so kam doch auf die Meinung vom politischen Gleichgewicht Europa's gegen Frankreich bei weitem die größere Hälfte und so unerschütterliche Beharrlichkeit schien eines Glücks werth zu seyn. Diese Erwartung, weit entfernt, aus dem Spiel der Träume zu entspringen, wurde von der tiefen Erschöpfung Ludwigs XIV. gerechtfertigt und steigerte sich nach der blutigen Schlacht bei Malplaquet, die seinen Feldherrn die Ehre nicht kostete, zu einer solchen Zuversicht, daß die Verbündeten seine erneuerten Friedensanträge zu Gertruydenburg durch schimpfliche Forderungen abwiesen und der plumpe Hochmuth der Holländer ihn empfindlicher demüthigte, als die Nothwendigkeit, sein Tafelgeschirr in die Münze zu schicken. Ohne von der schwankenden Stellung Karls III. in Spanien eine Warnung anzunehmen, sahen sie in den Niederlanden das entscheidende Tribunal der Frage und glaubten nur einer letzten Anstrengung zu bedürfen, um Frankreich bis auf die Stufe der politischen Nichtigkeit hinabzudrücken. Mit diesen stolzen Hoffnungen begab sich der Prinz Eugen von Savoyen nach dem Beispiele Marlboroughs nach Berlin, um den König in der Stunde der Ermattung noch einmal zu jugendlicher Begeisterung gegen Ludwig hinzureißen, und gewiß gab es für Friedrich im ganzen Laufe dieses Krieges keinen ungelegnern Moment, zurückzutreten, als jetzt, weil

es in der Natur der Spieler liegt, nicht in den Augenblicken des Gewinnes aufzustehen und das ganze Gebäude mühsamer Berechnungen einzustürzen (April 1710). Die Aussicht schien so nahe und das Recht an den gereiften Ernten so dringend zu einem Bedenken aufzufordern, daß er nach der Erklärung, sein Heer gegen Frankreich unter den Waffen zu lassen, in Regensburg schon die Frage nach dem Antheil an den Früchten anschlug und sich kaum entschließen konnte, seine Regimenter auf fremdem Boden um viertausend Mann zu schwächen, um seine eigenen Grenzen zu decken. Und wie bestürmte ihn der ganze Wechsel des nordischen Kriegs um diese Wohlthat für den Herd seines Unterthans! Bei der Richtung, den dieser Kampf nach dem Innern des Reiches nahm, hatte zwar der Kaiser mit seinen Verbündeten im Haag die Neutralität der deutschen Besitzungen der kriegenden Partheien vermittelt, weil man immer noch vor einem Zusammenhang zwischen Versailles und Karl XII. zitterte; aber obwohl wie ein Schiffbrüchiger einsam an die Küste geschleudert, zerriß dieser Normann im Herzen Bessarabiens dennoch jeden schirmenden Vertrag und wußte die ottomanische Pforte gegen Rußland in Bewegung zu setzen. Dänemark wurde aus Schonen zurückgeworfen, in Pommern wuchs das schwedische Heer und ohne seinem System der Partheilosigkeit Achtung verschaffen zu können, mußte Friedrich den Feinden Schwedens eine Straße durch seine Grenzen öffnen. Zum zweiten Mal, wie fünf Jahre früher, war er also ein Spiel der Zufälle geworden und wartete, um für diese heim-

liche Beschämung Genugthuung zu finden, zuversichtlich auf den Abschluß der Rechnung im Westen (1711).

Aber als wenn das Verhängniß den König nicht einmal mit dem Glück eines letzten Irrthums wollte sterben lassen, war hier der Umschwung der Verhältnisse schon vorbereitet, und nach dem Wechsel des britischen Ministeriums, der Pflegemutter der Marlboroughschen Entwürfe, konnte über den Ausgang kaum noch ein Zweifel obwalten. Während die neuen Lenker des englischen Staatsschiffes, Oxford und Bolingbroke, heimlich schon nach dem Hafen eines Friedens suchten, gab ihnen der Tod des Kaisers Joseph das Zeichen, den Lauf dahin unaufhaltsam zu beschleunigen. Von dem ganzen Geschlecht Habsburg war der spanische Karl noch der einzige übrig, um die Kronen desselben zu empfangen, für diesen einzigen hatten England, Holland, Preußen und das Reich zehn lange Jahre hindurch auf den Schlachtfeldern gestanden und eine beißende Laune des Zufalls hatte sie gerades Wegs nach dem Ziel der Vereinigung der Kronen auf einem Haupte geführt, das zu umgehen sie das Mark ihrer Länder angegriffen hatten. Selbst in Deutschland, wo die Zeit der Nebenbuhlerschaft um den Zepter längst vorüber war, stieg Karl auf den Kaiserthron, ohne über die Niederlage fremder Wünsche zu schreiten, nachdem die Churfürsten in der Wahlbedingung, keine Acht zu erklären vor des Reichs Genehmigung, eine Schutzwehr gegen das Schicksal Baierns sich errichtet zu haben glaubten (22. Decemb. 1711). Für das Glück seines Hauses in Spanien konnte daher diesem Fürsten nichts Schlimmeres begegnen, als der Anfall eines so außerordentlichen

Erbes, denn was Ludwig XIV. mit allen Künsten seines Kabinets, mit allen Anstrengungen seiner Waffen nicht hatte erreichen können, spielte ihm der Stillstand eines einzigen Pulses in die Hände: Trennung der Verbündeten. In demselben Monat, wo mit dem Einflusse Marlboroughs in London der verbindende Geist gegen Frankreich verschwindet, fällt England hastig dem Krieg in die Speichen und eröffnet die Unterhandlungen zu Utrecht. Im Rath dieser ersten Mächte steht die Sache der kleinen Verbündeten auf dem Spiel und die Gesandten Ludwigs führen wieder die Sprache seiner goldenen Zeit. Meine Herrn, erklärt der Abbé Polignac den holländischen Ministern, die sich auf den Fuß von Gertruydenburg setzen, die Umstände haben sich geändert, auch Ihren Ton müssen Sie ändern. Wir werden bei Ihnen, von Ihnen und ohne Sie handeln!

Welche Hoffnungen daher Preußen auch auf den Friedensschluß gesetzt haben mochte und welche Rechte es auch besaß, an einen achtungswerthen Lohn seiner Anstrengung zu glauben; so hatte doch diese Anstrengung nur dem Hause Oestreich gegolten, das nach jener Wendung sich nicht mehr in dem Fall befand, Bedingungen entwerfen zu können. Wie im Kabinet, erklärte sich auf den Feldern von Denain das Glück wieder für Frankreich und eben so schnell, wie es dem Habsburger untreu ward, versetzte es ihn auch in die Nothwendigkeit, nur die Rettung seines eigenen Vortheils zu bedenken. Wenig geeignet, kühnen Wünschen zu schmeicheln, forderte vielmehr diese Lage den König von Preußen auf, alle andern Erwartungen zu streichen und

seine Forderungen auf die Anerkennung geerbter Rechte herabzusetzen. Der ganze Umfang seiner Absichten, die er den Gesandten zu Utrecht, Dönhof und Bieberstein, anvertraute, kreiste daher um nicht viel mehr, als um den Empfang der oranischen Erbschaft, und er selbst hatte sich, im Mistrauen auf ein gutes Ende, noch einmal nach Holland zur Unterredung mit dem Prinzen von Nassau-Diez begeben, ohne daß er bei dem unglücklichen Tode desselben die Generalstaaten hätte bewegen können, den Buchstaben des Testamentes Wilhelms III. zu seinem Vortheil zu verlassen. In dieser Schwankung, wo die Kabinette von St. James und Versailles auf heimlichem Wege sich sogar unmittelbar verständigten und die Verhandlungen in Utrecht auf ein bloßes Spiel der Diplomatik herabzusetzen drohten, glaubte Friedrich, seine mäßigen Hoffnungen mit den Waffen aufrecht halten zu müssen und gab dem Fürsten von Dessau Befehl, die Stadt Mörs zu besetzen, die sich der Huldigung entschlagen hatte (1712). Eben so wenig, wie die Generalstaaten, ließ Ludwig XIV. seine Meinung über den Rest der Erbschaft im Innern Frankreichs zweifelhaft und je ängstlicher ein Bundesglied nach dem andern sich in die Friedenspforte drängte, desto weniger stand ein Antheil der Mächte an der geringfügigen Frage Brandenburgs zu erwarten. Selbst die warme Sprache für das Schicksal der reformirten Unterthanen Ludwigs, wie sie in dem Entwurf der preußischen Friedensbedingungen redete, fand in Versailles kein empfänglicheres Ohr; der König sei Herr in seinem Hause, erwiederte der französische Gesandte, und in dem Augenblick, wo Frankreich auf dem Punkte

stand; die protestantische Thronfolge in England zum Vortheil Hannovers anzuerkennen, mußte Friedrich seine Hoffnungen für jene Glaubensverwandten in die Hände der Königin Anna niederlegen.

Mit so unerwarteten Wendungen ging das Schauspiel, wie Friedrich sein Leben nannte, langsam zu Ende und alle Erscheinungen desselben liefen in die Lehre aus, daß der Plan zu künstlich gewesen war. Keiner, der die Größe menschlichen Glücks nach irdischem Maas gemessen, hat seit Salomo geendet, ohne an der Pforte des Erhabensten beschämenden Widerspruch zu empfinden und Friedrich war noch nicht der beklagenswertheste unter den Geistern, die jenen Irrthum büßen (25. Febr. 1713). Seinen Thronfolger und einzigen Sohn, Friedrich Wilhelm, überzeugte ein aufmerksamer Blick auf seine Lage und den Stand des Spiels in Utrecht, daß hier nichts mehr zu gewinnen stehe; die Kunst, im rechten Moment Frieden zu schließen, hatte man drei Jahre früher nicht verstanden und jetzt, wo die Nothwendigkeit gebieterisch befahl, konnte nur noch von der Geschicklichkeit, ihr weniger schlimme Bedingungen abzulocken, die Rede seyn. Ohne Hoffnung, das Fürstenthum Orange im Herzen Burgunds den Händen Ludwigs abnöthigen zu können, nahm Friedrich Wilhelm das von preußischen Truppen schon besetzte Oberquartier von Geldern an, das Frankreich im Namen Spaniens seinem Vater als Entschädigung angeboten hatte, und wurde als König von Preußen und als Souverain von Neufchatel anerkannt (11. April). Als Reichsstand bedung er sich die Freiheit aus, sechstausend Mann zur Verfügung des Kaisers

zu stellen. Denn wie dringend auch alle Aufforderungen lauteten, nach dem Abtritt Englands, der Niederlande, Portugals, Preußens und Savoyens die Waffen niederzulegen, dennoch schlug sie Oestreich mit Deutschland noch einmal aus und erst das Glück Villars bei Landau und Freiburg überredete diese Partheien, daß es Zeit sei, hinter die Schutzwehren eines Friedens sich zurückzuziehen. Unter dem Titel von Präliminarien wurde er von Eugen und Villars zu Rastadt unterzeichnet und Oestreich rettete sich nur die spanischen Niederlande und die eroberten Nebenländer in Italien (6. März). Einige Monate darauf mußte zu Baden das deutsche Reich die Hoffnung ausstreichen, die Verträge von Nimwegen und Ryswik zu vernichten und von Frankreich die Wiederherstellung auf den Fuß des westphälischen Friedens zu fordern (7. Septemb.). Außer den Niederlanden Spaniens, die von nun an in den Händen Oestreichs seine westlichen Grenzen gegen das Haus Bourbon deckten, fiel dem Reiche ein einziger wesentlicher Vortheil durch die Einsetzung Baierns in die alten Verhältnisse zu und dieser einzige war nicht einmal sein eigenes Werk. Ohne sich zum Frieden verstanden zu haben, führten Oestreich und Spanien den Krieg nicht mehr fort und diese Schaukel zwischen Ja und Nein verzögerte die Erholung der erschöpften Völker. Frankreich blutete aus allen Wunden, aber was es verloren, hatte es nur an England verloren und zu seinem Unglück nicht einmal den Stoff zu Kämpfen abgethan, die Ludwig XIV. ohne Ahnung seinem Nachfolger überliefert. An Spanien und Indien hatte es nichts gewonnen und schien sich nur an-

gestrengt zu haben, um ein ohnmächtiges Regiment gegen ein anderes einzusetzen. Außer günstigen Handelsverträgen hatten die Generalstaaten keine andere Frucht geerntet, als größere Sicherheit ihrer Grenzen gegen Frankreich; aber seit diesem Frieden ward es bald unzweifelhaft, daß sie im Bunde mit England dem gefährlichsten Nebenbuhler ihrer merkantilen und politischen Größe gedient hatten. Diese Macht und diese allein zu bereichern, scheint sich halb Europa erschöpft zu haben, und im Innern durch Vereinigung des Regenten mit dem Volke stark, steuert sie mit Geld und Handel der Herrschaft über die Welt entgegen. (1714).

Es bleibt zweifelhaft, was unter diesen Umständen aus Preußen geworden wäre, wenn seine Krone, gleich Frankreich und Sachsen, auf einem so gefährlichen Misverständnisse des Jahrhunderts beharrt hätte, ohne einmal die natürlichen Hilfsmittel dieser Länder zu besitzen; aber gewiß ist, daß der Uebersprung der Regierung auf eine schroffe Gegenrichtung den Boden wohlthätig für die Zukunft eines Genie's erschütterte. Fast alle Uebel, welche diesen Staat bis auf den Punkt der Bedeutungslosigkeit zurückversetzt hatten, und alle Beschämungen, die er seinem Oberhaupte nicht hatte ersparen können, waren aus dem Irrthum über seinen Zweck auf der Wagschaale Europa's entsprungen, einen Zweck, den die Hand des Churfürsten Friedrich Wilhelm seinen Nachfolgern sichtbar verzeichnet hatte. Auf dem halben Wege der Entwicklung ihn auf die Höhe dieses Ziels hinaufzureißen, konnte offenbar nicht die Aufgabe eines mäßigen Talents seyn; der ganze Umfang der Thätigkeit desselben mußte sich daher auf

das Geschäft der Vorbereitung beschränken, und aus dieser Bahn waren die Schritte Friedrichs I. außer dem Akt der Krönung und einigen friedlichen Vergrößerungen ausgebeugt. Seinen Nachfolger rief das drängende Bedürfniß vom Rande der Gefahr zurück und die Natur dieses Fürsten kam der Nothwendigkeit bereitwillig bis auf den Punkt entgegen, wohin ein tiefes Verständniß der Zukunft auch einen fähigern Regenten geführt haben würde.

Daß der Erbe Friedrichs nicht der Erbe seiner Neigungen war, konnte seit jenen Augenblicken nicht mehr zweifelhaft seyn, wo er mit der Schilderung der Drangsale Preußens sich durch das Bollwerk der Günstlinge an das Herz seines Vaters gedrängt hatte; daß er über seine Mittel Rechnung halten mußte, eh' er sich entschließen durfte, Gebrauch davon zu machen, das forderte die Beschaffenheit seiner Lage, und selbst ein flüchtiger Ueberschlag würde hingereicht haben, in der Wahl seiner ersten Maasregeln ihn gegen Irrthum zu schützen, wenn nichts weiter in Frage gestanden hätte, als die Folgen eines erschöpfenden Systems abzuwenden. Aber der Wendepunkt war weit wichtiger. Die alten Formen des Staates hatten im Sturme eines Jahrhunderts so viele Umwandlungen erfahren und die neuen waren noch so schwankend; bis auf die letzten Werkzeuge der Verwaltung wartete soviel auf den Gesetzgeber, zugleich lud der Geist der Zeit die Fürsten so zuvorkommend zur Ausdehnung ihrer innern Macht ein und alle Stoffe waren dazu so gefügig, daß der Charakter des Oberhaupts mehr als jemals der Charakter des Staates werden mußte, und jener fähig war, die-

sem auf lange Zeiten sein Gepräge einzudrücken. Was hatte nun die Natur für diesen Fürsten, und was die Erziehung für seine Bestimmung gethan?

Ohne größere Eigenschaften des Geistes zu besitzen, als gewöhnliche, fand Friedrich Wilhelm Unterstützung in einem natürlichen Verstande, der scharf genug war, um an den Dingen die nützliche Seite zu entdecken und es liebte, im Gewimmel der Erscheinungen den Faden der Einheit aufzusuchen. Aber diese Kraft reichte nicht aus, um selbst im scheinbaren Spiel der Willkühr einen Zweck zu finden und hinter der Bühne einer wirren Welt den schöpferischen Gedanken zu bemerken, der sie in eine einzige große Absicht vereinigt. Dieser Neigung, alles unter das Regiment eines Mittelpunktes zu zwingen, wie er ihn begriff, hatte eine soldatische Erziehung unter den Händen der Grafen von Dohna und Finkenstein nachgeholfen, und indem diese Weise, den lebendigen Organismus eines Staates zu betrachten, seinem Verstande schmeichelte, verwandelte sich sein politisches Ideal in ein mechanisches Räderwerk, das seine Bewegung von der Kraft einer einzigen Feder empfängt. Als daher der fünfundzwanzigjährige Fürst die Zügel der Regierung ergriff und von dem Zustande seiner Länder bestürmt wurde, die Hand des Bildners anzulegen — war es ein Wunder, daß sein Werk dem Geschöpf seines Verstandes ähnlich wurde? Die Einheit wurde von nun an die Regel der Verwaltung und dieser Gedanke, der den üppigen Nachwuchs der Misbräuche abschnitt, den Gang der Geschäfte zusammenhielt und beschleunigte und dem Streben nach Alleinherrschaft diente, war dem König wie

dem Staate Anfangs eben so wohlthätig, als er durch lange Gewohnheit die Pulse der Regierung in Mechanismus erstarrte.

Für die segensreichen Versprechungen dieser Umgestaltung war es daher ein Unfall, daß Friedrich Wilhelm mit keinem Geschwister das elterliche Herz hatte theilen müssen und daß nur der Athemzug dieses Einzigen die Hoffnungen des Hauses Brandenburg belebt hatte. Denn von liebevoller Angst gegen jeden Widerspruch in Schutz genommen und an die unbedingte Erfüllung seines Willens gewöhnt, hatte der königliche Knabe keine Achtung für die Meinung Anderer gelernt und die Nachhilfe seiner Lehrer, schon im Plane Bruchstück, war wenig geeignet, den eisernen Sinn des Jünglings an der Wärme der Wissenschaften und Künste gefügig zu machen. Ein heißes Blut, durch den leichtesten Anlaß in Wallung versetzt, machte diese Eigenschaft zum schrecklichen Gesetzgeber seines Hauses und oft auf der Hälfte des Weges schon, einem fremden Einfluß auf seine Entschlüsse Raum zu geben, riß ihn seine brausende Natur zurück, um ihn wieder in die Herrschaft seines Willens einzusetzen. Wie weit größer würde sein Name in der Geschichte Preußens stehen, hätte dieser Wille immer einem eben so starken Kopfe gedient!

Am prachtvollen Hofe seines Vaters hatte der Reiz einer glanzlosen Einfachheit sich der Neigung Friedrich Wilhelms bemächtigt, an der üppigen Tafel Friedrichs hatte sein Sohn Mäßigkeit gelernt und in einem verschwenderischen Haushalt war er sparsam geworden. Noch hatten die Glocken für den Todten

im Lande nicht geschwiegen, als sich das Bild seines Hofes schon bis auf die letzte Spur verwandelt hatte. Der endlose Zug der Dienerschaft schmolz bis zum nothdürftigen Gebrauch zusammen, der Glanz der Kammerherrn und Junker verschwand, die Künstler flüchteten sich verlassen in das Ausland und an die Stelle angenehmer Formen trat die Härte des Spartaners. Das Gesetz des Nützlichen stand gebieterisch an der Schwelle seines Palastes. Das seltene Geschmeide Friedrichs, die Kostbarkeiten seines Tafelgeschirrs, die schönsten Pferde seines Marstalls ließ er dem Käufer übergeben und diese Wendung hatte schon der Knabe prophezeit. Als er einst einen glänzenden Schlafrock von seinem Vater zum Geschenk erhielt, schleuderte er ihn in das Kaminfeuer. In seinem Kabinet standen hölzerne Schämel und während seine Generale an strotzenden Tafeln speisten, wurde Friedrich Wilhelm von dem einfachen Edelmann nicht beneidet. Die zudringliche Lehre der Nothwendigkeit hatte ihn haushälterisch gemacht, Gewohnheit und Erfolg verwandelten diese Tugend in Geiz, der dem Hofe ein trauriges Ansehen gab, dem Leben die süße Würde raubte und seiner Gunst nur einträgliche Unternehmungen empfahl. Ein Geist, wie dieser, der verachtete, was er nicht verstand, leistete der Gelehrsamkeit und der Kunst sogar durch einen ärmlichen Rest von Begünstigung schlimme Dienste, weil er sich in der Wahl vergriff, weil er sich nicht bedachte, sie dem Witz der öffentlichen Meinung preiszugeben und weil er das gefährliche Vorurtheil des Handwerks rechtfertigte. Was wäre aus seinen Universitäten, aus seinen Schulen mit dem Nachwuchs der zweiten Generation geworden, wenn

die große Bewegung des menschlichen Geistes ihren Kompaß nur in den Kabinetten fände!

Die große Sorge seiner Erzieher, die Neigung Friedrich Wilhelms mit der Liebe für den Soldaten zu befruchten, hatte treulich gewuchert; der königliche Zögling überbot alle Erwartungen. Aber an dieser Gunst hatte der berechnende Verstand eben so starken Antheil, als der Erziehungsfehler. Die Früchte, die der große Churfürst mit militärischen Kräften geerntet, und die bedenkliche Rolle, die den König Friedrich in den nordischen Angelegenheiten der Gnade der Zufälle und der Laune der Partheien blosgestellt hatte; der ganze Umschwung der Vertheidigungsmittel der Staaten und die geographische Hilflosigkeit seiner eigenen Lande; der unentwickelte Zustand der politischen Verhältnisse, und der unübersehbare Vortheil, den eine bereitstehende, zum unbedingten Gehorsam geschaffene Waffenmacht dem Willen des Regenten gewährt und verführerisch, wie sie ist, den Absichten einer unumschränkten Alleinherrschaft entgegenkommt — diese Umstände waren einladend genug, eine Liebhaberei der Jugend in ein ernstes Geschäft der Politik zu verwandeln und selbst einem Geist, der weniger gewöhnt worden wäre, soldatisch zu empfinden, eine solche Richtung anzuweisen. Von den ersten Tagen seiner Regierung an schuf er die militärische Pflanzung um und hauchte, ohne hervorstechende kriegerische Talente zu besitzen, dem Heer einen Athem ein, der seinem Jahrhundert zum Muster diente. In dieser Neigung von dem Fürsten Leopold von Dessau bestärkt und über das Maas des Nothwendigen hinausgerissen, räumte er dem Soldaten die erste Stelle

in dem Umfange seiner Bedürfnisse ein und wurde zu einem fürchterlichen System der Werbung verleitet, das er selbst mit politischen Opfern über fremde Länder ausdehnte, weil er fürchtete, die eigenen zu entvölkern. Ein unerbittliches Gesetz forderte jeden waffenfähigen Unterthan zu den Fahnen, und ohne dem Namen des Soldaten Achtung zu verschaffen und in ihm den Puls der Ehre in das Leben zu locken, riß er den tüchtigen Arm aus den Werkstätten, aus den Schulen, vom Pflug. Was Anfangs von einer vorsichtigen Berechnung gerechtfertigt war, nahm bald wieder die Farbe seines Ursprungs an und in das eherne System schlich sich eine Beimischung von Liebhaberei ein. Körperliche Größe wurde der Maasstab des Menschenwerthes und um ein Leibregiment von Riesen zu recrutiren, gingen seine Werber unter allen Gestalten, nach allen Richtungen aus; niemals freigebig, selbst bei dringenden Aufforderungen nicht, griff er verschwenderisch in seine Schätze, wenn eine patagonische Gestalt für sein Regiment zu kaufen stand.

Diese Züge würden ein wenig anziehendes Bild seines Charakters geben, wenn nicht andere es gemildert hätten. Eben der Fürst, der seinem Willen lautlosen Gehorsam forderte, sorgte für strenge Uebung des Rechts und gestattete sich keinen Einfluß auf das unabhängige Urtheil der Gerichtshöfe; derselbe, der ungern eine Beschränkung seiner Entschlüsse anerkannte, fragte zuerst nach seinen Verpflichtungen gegen das Reich; derselbe, der hart in Sitten jeden menschlichen Eindruck an seinem ehernen Charakter abzuweisen schien, zahlte seinem weichen Herzen willig Tribut und, einfach und bieder

in den kleinen und großen Verhältnissen seines Lebens, haßte er die Schlangenwindungen der Intrigue. Streng, wie ein gefürchteter Aufseher, war er der thätigste seines Königreichs, alle Zweige der Verwaltung verfolgte sein wachsames Auge, und dem Trägen und Unfähigen immer gegenwärtig, war er der bestbediente Fürst vielleicht in Deutschland. Karg und Feind der Weichlichkeit, war er es an sich zuerst und härtete sich gegen die Verführung der Sinne ab; mit dem gemeinsten Soldaten theilte er die Anstrengungen seines Berufs und in seinem Heer keine Abweichung duldend, war er unermüdet mit der Sorge für das Wohl desselben beschäftigt. Uebermäßig, bis an die äußerste Grenze der Nützlichkeit militärischen Beschäftigungen ergeben, liebte er gleichwohl den Frieden und zog das Schwert nur auf die Stimme der Nothwendigkeit. Indem er das Leibregiment pflegte, wie sein eigenes Kind, machte er es zugleich zum Muster taktischer Bewegungen und kriegerischer Haltung für seine Armee. Kalt und feindlich, wie die ersten Römer, gegen den Reiz der Wissenschaften und Künste, endete er gleichwohl die Verfolgungen des Aberglaubens gegen das schutzlose Alter und nahm die Ausbildung des Verstandes in Schutz. Wie aber auch die Wage der Geschichte zwischen den Tugenden und Fehlern Friedrich Wilhelms schwanken mag; immer bleibt es unzweifelhaft, daß beide einen gleich großen Einfluß auf die Lage seines Staates hatten, und die Umstände, die er erbte, gestatteten ihm nicht lange Zeit, die Erwartungen, die er als Kronprinz durch Misbilligung der väterlichen Politik herausgefordert hatte, als König in Ungewißheit zu lassen.

Denn Friedrich I. war zwar unter den letzten kriegerischen Schwingungen des europäischen Westen von der Bühne abgetreten und die aufgehende Sonne des Friedens hatte sein Begräbniß beschienen; aber der Norden zitterte noch von dem Donner schwedischer, dänischer, sächsischer und russischer Feuerschlünde und die Verwicklung schien unabsehbar, weil sie nur mit der gänzlichen Vernichtung Karls XII. oder mit seinem Glücke enden konnte. So unablässig die Freunde seines Ruhmes, so warm die treuen Gefährten seiner Unfälle, so laut die erschöpften schwedischen Provinzen diesen Fürsten um den Frieden flehten und so gewiß die jüngste Ausgleichung der Pforte mit Rußland ihm auch den letzten Plan durchstrichen hatte; so war es doch nicht schwer vorauszusehen, daß ein solcher Held nie die Urkunde seiner Niederlage unterzeichnen würde. Statt jenen Stimmen Gehör zu geben und mit dem Frieden in der Hand hinter die Ostsee heimzukehren, bot er die äußersten Mittel, selbst durch heimlichen Briefwechsel mit der Sultanin Mutter, auf, den Halbmond wieder gegen Rußland in Bewegung zu bringen, und trug aus den Gefilden Adrianopels durch den Grafen Welling dem Kabinet von Berlin Vortheile im schwedischen Pommern oder polnischen Preußen an, wenn es sich dazu verstehen wollte, gegen den Czar und den König von Polen Parthei zu nehmen.

Der Augenblick war unglücklich gewählt. Noch einmal hatte der Marschall Steenbock den Genius des schwedischen Ruhmes bei Gadebusch gegen Dänemark heraufbeschworen; aber seit der Verbrennung Altona's schien sich die Nemesis an seine Schritte zu

hängen und seine Bewegung auf Tönningen, die den Rest des Heeres, Karls letzte Hoffnung in Deutschland, vor den drängenden Russen und Sachsen retten sollte, näherte so sichtbar die Stunde seiner Auflösung, daß er, wie ein geschickter Arzt, die Pulsschläge seiner Divisionen zählen konnte. Aus dem freien Felde hinter die Mauern einiger Festungen zurückgeworfen; weit hinter dem Schauplatz des Kriegs Karl ohne Geld und Heer, fast verschollen während der Verschwendung von vier wichtigen Jahren und selbst bei dem Wiederauftritt ohne die Hilfsmittel eines furchtbaren Namens; aus Polen getrieben und des Haltpunkts der Parthei Lesczinski's beraubt, ja durch diesen Fürsten mit einer unnützen Last beschwert; in Finnland mit offenen Grenzen gegen Rußland; im Innern durch die Anstrengungen seines Königs erschöpft und in der öffentlichen Meinung gefallen — welche Vortheile hätte dieses Schweden einer Macht, wie der preußischen, bieten können, die, selbst in der Nothwendigkeit, sich von den Fehlern einer glänzenden Regierung zu erholen, den angetragenen Gewinn erst aus den Händen überlegener Feinde hätte erobern müssen, die im Osten, Norden und Süden von Rußland, Dänemark und Sachsen umklammert und über seine westlichen Besitzungen schwerlich durch den Frieden von Utrecht beruhigt, die Beute eines unglücklichen Treffens werden konnte? Zu welchem hohen Preise hätte sich Schweden verstehen müssen, um die Schwere dieser militärischen Rücksichten aufzuwiegen, zu welchem noch höhern, um die politischen zu beschwichtigen! Denn wie auch der westphälische Friede, die Verträge von Stettin und St. Germain die Interessen Brandenburgs

und Schwedens zu versöhnen geschienen hatten; so war doch das nachbarliche Verhältniß für die Hohenzollern immer zu unbequem gewesen, als daß es sie in aufrichtige Freunde hätte verwandeln können. Wie eine lästige Wache hatte Schweden seit der Besitznahme Pommerns an den Ostseeküsten gelegen und durch überwiegende militärische Kräfte den Berliner Hof gewissermaßen von der Rolle abhängig gemacht, die es auf der Bühne des nördlichen Europa's zu übernehmen sich entschloß. So gleichgiltig daher auch Friedrich I. aus dem Spiel zwischen Sachsen und Zweibrücken sich zurückgezogen hatte und so groß der Eindruck war, den eine so ungewöhnliche Erscheinung, wie Karls XII., auf das Gemüth jenes Fürsten und seines Erben machen mußte; so war der Fall Schwedens von der Höhe einer europäischen Militärmacht bis in den Zustand der Bedeutungslosigkeit für Brandenburg ein viel zu günstiges Ereigniß, um es nicht zu ganz andern Hoffnungen aufzumuntern, als die Karl in seinem auflebenden Glück jemals zu erfüllen gesonnen seyn konnte. Eh' man also im Berliner Kabinet noch über die Anerbietungen nachdachte, die der Abgesandte Karls zu machen bevollmächtigt seyn mochte, war man schon entschlossen, sie auszuschlagen.

Gleichwohl war für Brandenburg noch nichts gewonnen, so lange die schwedisch-pommersche Provinz in den Händen der Eroberer blieb und seine nordische Grenze allen Uebeln des Kriegs ausgesetzt war; ja wenn es den Verbündeten gelang, durch den Besitz der Festungen sich zu Herrn dieses Landes zu erklären und ihre Bedingungen nach dem Maaße ihres Glücks zu

steigern, konnte der Tausch leicht übler ausschlagen, als sein Verhältniß zu Schweden jemals gewesen war. Ueberdieß einem am Boden liegenden Helden erst in der Stunde seines Scheidens den Todesstreich mit versetzen helfen, sah so wenig nach Würde aus, daß Brandenburg vielmehr Gefahr lief, wegen seiner frühern Stellung während des Glückes Karls in den Verdacht der Feigheit zu gerathen oder das Geständniß seiner Ohnmacht abzulegen. Wie schwierig also die Aufgabe auch war, Preußen selbst mußte mit einem Zug sich der Vortheile fremder Waffen versichern, ohne den Krieg zu erklären, und eben zur rechten Zeit kam ihm der Administrator von Holstein-Gottorp mit einem Vorschlage zu Hilfe. Dieser Fürst, unter den Eingebungen seines talentvollen Ministers, Freiherrn von Görz, hatte Karl XII. den Vorschlag eröffnen lassen, Wismar und Stettin zur Hälfte mit holsteinschen, zur Hälfte mit Truppen einer andern neutralen Macht zu besetzen, um diese Festungen für Schweden zu retten und den Schauplatz des Kriegs aus Pommern zu entfernen. Nach einer Uebereinkunft mit dem schwedischen Bevollmächtigten, Welling, zu Hamburg fiel die Wahl der zweiten partheilosen Macht auf Preußen und kein Ausweg konnte diesem Kabinet willkommner seyn, weil er alle Absichten erfüllte, ohne sie an das Licht zu ziehen. Denn mit welchem schimmernden Vorwand für die Beruhigung Deutschlands und den Vortheil Karls XII. ließ sich diese Bewegung umhüllen? (22 Juni 1713).

Nicht unwahrscheinlich hatte der Erfinder dieses Auskunftsmittels eine eben so wenig reine Absicht gehabt und in seinem Spiel die Möglichkeit angeschlagen, durch

diese bewaffnete Ausdehnung der Neutralität den König Friedrich Wilhelm in ein gespanntes Verhältniß zu Rußland und Polen zu versetzen. War diese Absicht die Triebfeder des Planes, so war es ein Unfall für ihn, daß, als man eben zur Ausführung schritt, der schwedische General Mayerfeld, Befehlshaber von Stettin, sich so wenig auf jene Meinung verstand und sich weigerte, ohne Befehl seines Königs neutralen Fahnen die Festungsthore zu öffnen. Preußen, das die Verlegenheit Holstein-Gottorps bemerkte und eben so wenig gesonnen war, die Stadt den Schweden mit den Waffen abzunehmen als in den Fall zu kommen, sie mit den Waffen gegen die Verbündeten vertheidigen zu müssen, ertheilte den Rath, sich mit Rußland und Polen zu verständigen und ihnen die Arbeit der Eroberung zur beabsichtigten Besetzung mit Preußen und Holsteinern zu überlassen. Friedrich Wilhelm erklärte seine Bereitwilligkeit, die Belagerer mit Geschütz und Kriegsbedürfnissen zu unterstützen, wenn er von Gottorp über die Aufnahme dieses Verfahrens bei Karl XII. beruhigt würde. In einer Versammlung zu Schwed, wohin sich der König von Preußen in Person begab, fand man die russischen und sächsisch-polnischen Bevollmächtigten für den Gedanken empfänglicher, als man geglaubt hatte und sah durch die Bestürmung der Russen und Sachsen bereits am 29. September den General Mayerfeld in die Nothwendigkeit versetzt, die Stadt durch Kapitulation zu verlassen. Hätten Eroberungen in Deutschland nicht weit außer den Entwürfen des Czars Peter I. gelegen und wäre August von Polen nicht zufrieden gewesen, wenn ihm seine Krone blieb,

so würde man die Leichtigkeit nicht begreifen, mit welcher diese Verbündeten in die Wünsche Gottorps und Preußens eingingen und alle Vortheile in ihre Hände niederlegten. Um jedoch den Weg nach Pommern nicht zweimal machen zu müssen und durch Abschneidung Schwedens sich den Rücken zu decken, legten sie dem König von Preußen in einem Vertrag zu Schwed die Bedingung auf, nicht nur Stettin, sondern auch den ganzen Landstrich zwischen Oder und Peene unter Sequestration besetzt zu halten und vor Abschluß des Friedens auf diesem Raume keine schwedische Waffe zu dulden. Als Entschädigung für die Kosten, welche die Verbündeten auf die Eroberung Stettins gewendet hatten, wurde in einem besondern Artikel der vorpommerschen Provinz eine Summe von viermalhunderttausend Thalern aufgebürdet, wovon Preußen unter dem Vorbehalt sie im Friedensschluß aus den Händen Schwedens zurückzuempfangen, die Hälfte übernahm und im Laufe des Jahres an Rußland abzahlte. (6. Octob.).

Wär' es darauf angelegt gewesen, die Verhältnisse verwickelter zu machen und hinter den Contrahenten die Brücke des Friedens niederzulassen, so war dieser Vertrag der geradeste Weg dahin. Pommern wurde zwar von feindlichen Truppen geräumt und während der Czar den Krieg in die finnischen Ebenen spielte und August sich auf den zitternden Boden seines Polens zurückzog, schien endlich Deutschland auch am nördlichen Ende ruhig zu werden, wie es dieses am westlichen ward; aber welche Täuschungen lagen in dieser Berechnung und wie waren alle Federn des Argwohns in Thätigkeit gesetzt! Weit entfernt, die lange Entzweiung zwischen

Dänemark und Holstein zu versöhnen, hatte jene Uebereinkunft ihr neue Stoffe zugeworfen und trotz eines zweideutigen Friedensstandes zwischen beiden war das letzte Unglück Gottorps so gewiß in Kopenhagen beschlossen und alle Schritte Dänemarks deuteten seine Absicht so sichtbar an, daß der König von Preußen unter dem Vorwand, der Pest den Weg zu verlegen, ein Lager bei Lenzen bezog. Wie indeß Preußen auch Miene machte, den äußersten Fall aufzuhalten und wie triftig seine Beweggründe waren, es aufrichtig zu meinen; so schoß dennoch selbst unter diesen Neutralen der Keim des Mistrauens auf und Gottorp glaubte in der Theilnahme des preußischen Kabinets nur die Absicht zu entdecken, den Schein zu retten. Seinen ersten Gedanken, die pommerschen Festungen durch Besetzung mit partheilosen Waffen dem König von Schweden zu erhalten, hatte Preußen durch den Sequestrationsvertrag weit überboten und den tiefern Zweck seines Entwurfs durchschnitten. In dem Maaße, wie das Verhältniß an Wärme des Vertrauens verlor und die Aussichten dunkler wurden, glaubte Friedrich Wilhelm seine Truppen in Stettin verstärken zu müssen und fachte dadurch den innern Brand immer lebhafter an. Das letzte Bollwerk Holsteins fiel endlich mit Tönningen in dänische Gewalt und eben so wenig als sich Gottorp bedachte, einen Theil dieses Unfalls auf die Lauheit Preußens zu schieben, versäumte dieses, mit dem bekannt gewordenen Umstande sich zu rechtfertigen, daß die Schweden nicht ohne Einwilligung des Administrators sich hinter jene Mauern geworfen und dieser Fürst demnach das erste Gesetz der Neutralität umgangen habe. Seit

dieser Zeit nahm die Kälte zu, Gottorp löschte seine Hoffnungen auf Preußen aus und der Marschall Steenbock fand mit seinen Beschuldigungen unlauterer Absichten des preußischen Kabinets ein gläubiges Gehör.

Nicht viel besser stand es mit den Uebrigen. Während Dänemark aus der Aufstellung des Lenzenschen Lagers und aus der Bereitwilligkeit, mit der Preußen gegen die mistrauischen Anklagen Gottorps sich vertheidigte, auf feindliche Absichten gegen sich selber schloß, sah der Kaiser sich durch den Sequestrationsvertrag eine Gelegenheit entrissen, in das Spiel des Nordens einzugreifen, ein oberherrliches Wort über Pommern zu sprechen und neben möglichen Vortheilen seinen Einfluß auszudehnen. Nicht ohne Empfindlichkeit darüber suchte er den Folgen jenes Traktats durch eine politische Seitenwendung zuvorzukommen und lud die betheiligten Mächte ein, in Braunschweig über einen allgemeinen Frieden sich zu vereinigen. (17 März 1714). Hatte er indeß aus der Tiefe der Unfälle Karls XII. zu vorschnelle Erwartungen geschöpft und sich über die wahre Stimmung desselben nicht genau unterrichtet oder wurde dieser Fürst von seinen Hoffnungen auf das Kabinet von Versailles, dem er sich anvertraute, zu unrechter Zeit abgehalten, sich und sein Land in den Hafen eines Friedens zu retten: schon einen Monat nach Eröffnung des Braunschweiger Kongresses war dem Kaiser jede Aussicht verfallen. Denn indem der Schwede, der den Ton seiner großen Zeit noch nicht abgelegt hatte, seine deutschen Lande in den freien Zustand versetzt wissen wollte, ehe von Unterhandlungen die Rede seyn könnte; stand jener Vertrag von Schwed den kai-

serlichen Absichten wie eine Mauer unübersteiglich im Wege, weil weder die nordischen Verbündeten die Früchte ihrer Anstrengungen noch Preußen sein Gold an einen Frieden zu verlieren gesonnen waren, den sie hoffen konnten, Schweden unter jeder Bedingung aufzunöthigen. So wenig daher diese Umstände geeignet waren, dem Wiener Hof und den Fürsten Deutschlands die Einmischung Preußens zu empfehlen, so sehr schienen andere dieses Kabinet immer mehr in die Verwicklung zu verstricken. Denn während Polen unter der Drohung, wieder in Pommern einzurücken, die Auszahlung der Hälfte jener Entschädigungssumme von viermalhunderttausend Thalern forderte und Rußland die Versuche Gottorps, seinen ersten Pakt mit Preußen auf Kosten des Sequestrationsvertrages geltend zu machen, mit der strengen Berufung auf den Buchstaben des letztern durchkreuzte, vernahm das Kabinet von Berlin die bestimmte Erklärung des schwedischen Karl, weder solchen noch die Entschädigung anzuerkennen, in Betreff welcher Preußen sich allein an Gottorp zu halten habe; eben das Gottorp, das sich seiner Verbindlichkeiten für enthoben hielt. Zu gleicher Zeit forderte Schweden troß seiner Unfälle in Finnland und auf dem Meere, durch Wegnahme aller Schiffe, die nach russischen Häfen segelten, die Seemächte heraus, und so ungewiß über die nächste Zukunft, partheilos und gleichwohl von allem Wechsel des Kriegs abhängig, hielt es Friedrich Wilhelm für hohe Zeit, seine Besatzung in Stettin bis zu einer vertheidigungsfähigen Macht zu vermehren und sich Wolgasts, Demmins, Anklams und Wollins zu versichern. So stand das Spiel, als Karl XII.

plötzlich, wie durch die Lüfte Ungarns und Deutschlands getragen, in den Mauern Stralsunds erschien. (22. Novemb. 1714).

Als wenn ein Todter aus den Gräbern auferstanden wäre, durcheilte die außerordentliche Nachricht mit der Schnelligkeit des Schrecks und der Hoffnung alle Länder und riß mit einem Male die Augen Europa's wieder auf den entlegenen Punkt an der Ostsee hin, auf dem alle Faden des verworrenen politischen Gespinnstes zusammenliefen. Unter den Staaten indeß, die durch diesen Umschwung an irgend einem Interesse getroffen wurden, war Preußen in die sonderbarste Stellung gegen Schweden und die öffentliche Meinung gerathen. Unter dem zweideutigen Titel der Neutralität mitten zwischen die Schlachtfelder der Partheien hineingedrängt; mit der lauten Erklärung beiden zu dienen, und doch keiner zu Dank; den Frieden auf den Lippen, das Schwert in der Hand; mit dem Ton der Uneigennützigkeit und gleichwohl im Besitz von Eroberungen; ohne Geständniß eines Einmischungsentwurfs und doch in der Unmöglichkeit, seine Hand zurückzuziehen — unter diesem Verhältniß mußte der Berliner Hof die Welt in Zweifel lassen, ob ihn Ungeschicklichkeit oder Absicht dahin geführt habe und sie hatte keinen Grund, das erste zu glauben. Wie aber auch die Ursache dieser Stellung beschaffen seyn mochte, die Folge mußte immer dieselbe bleiben; die erste Anstrengung, welche Karl versuchte um seine deutsche Operationsbühne wieder zu gewinnen, mußte gegen Preußen gerichtet seyn, gegen eben das neutrale Preußen, das sie ihm vorenthielt; auf diesen Mittelsmann mußte die erste Sendung der

Pfeile zielen, die Karl seit dem Augenblick seiner Ankunft in Stralsund bereit legte. In den Häfen Schwedens, in seinen Arsenalen und der ganzen Werkstätte des Kriegs waren alle Nerven in neuer Thätigkeit; in die Adern des Staates, der in Gefahr gewesen war, an alten Uebeln zu erkranken, und keinen Oxenstierna mehr besaß, schien ein anderes Leben eingegossen und noch einmal flatterten die Erinnerungen an seine glänzenden Tage auf. Ohne über diese augenscheinlichen Symptome einer neuen Erschütterung in einen gefährlichen Irrthum zu fallen, konnte das preußische Kabinet über die Rolle, die es zu übernehmen hatte, nicht lange ungewiß bleiben, selbst wenn die Sprache Karls, mit welcher er vom König sein Stettin zurückforderte, ohne sich zur Entschädigung zu verstehen, weniger entschieden gewesen wäre. Wie Karl, dachte es daher auf Krieg und hatte bereits seinen Entschluß gefaßt, als der Landgraf von Hessen-Kassel, der seinen Sohn Friedrich mit des schwedischen Königs jüngerer Schwester, Ulrike Eleonore, vermählte, zu Friedrich Wilhelm nach Oranienburg eilte, um ihm jene streitigen viermalhunderttausend Thaler unter der Bedingung anzubieten, daß Stettin von Preußen geräumt und hessischen Truppen übergeben würde. Umsonst. Dasselbe Motiv der Verwandtschaft, was dem Hessen ein so ansehnliches Opfer für Schweden entlockte, war es auch, was den Hohenzoller bewog, es auszuschlagen, denn welche Bürgschaft — lautete der Sinn der Abfertigung — würde dem Lande Brandenburg und den befreundeten Höfen Rußlands und Polens, ja ganz Deutschland der hessische Soldat in Stettin gewähren, den das engste Band,

was es geben könnte, in ein bereitwilliges Werkzeug Schwedens verwandeln müßte?

Es gehörte zu den Unfällen Karls, daß er den Faden seines Geschicks zu einer Zeit wieder aufgenommen hatte, welche ihm außer kleinen Mächten, die an seinem Schicksale hingen, keinen einzigen Freund versprach. Die deutschen Höfe waren über die Entwürfe Frankreichs durch Friedensschlüsse und durch die tiefe Erschöpfung desselben beruhigt. Ludwig XIV. konnte keinen Krieg mehr führen, selbst nicht um eines Friedens willen, wie hätte er den Rest seiner Hilfsmittel an den Gedanken Karls XII. verschwenden können, ohne trauriger zu enden, als er angefangen hatte? Oestreich, das vielleicht die sorgsam gehütete Kluft der Religion für Schweden übersprungen hätte, um seinen Einfluß im Norden Deutschlands zu retten, wurde durch die Absichten der Pforte auf die Provinzen Venedigs abgezogen und diese weit nähere und dringendere Aufforderung, der Hilferuf des Friedens von Karlowitz, überstimmte den schwachen Antheil, der sich im Kabinet von Wien an den Angelegenheiten des Nordens regte. Seiner Vergrößerung ungeachtet verstand sich übrigens Oestreich nicht mehr auf die Benutzung seiner großen Hilfsquellen, und während es im Innern an Uebeln kränkelte, die nur noch von seinem alten Ruhme und dem Besitz einiger Talente im Felde und im Kabinet überdeckt wurden, hatte die Ausdehnung nach außen nichts vermehrt, als seine Verlegenheit. Man könnte an einen angelegten Plan des Verhängnisses glauben, daß der Verfall Oestreichs im Innern und die Erstarkung Preußens auf dieselben Zeitpunkte zusammenfielen. Endlich

war unter den Uebeln, die Karl XII. trafen, der Tod der Königin Anna von England nicht das geringste, denn durch einen eigenen Lauf der Dinge stieg dasselbe Haus Hannover auf den britischen Thron, das ihn durch den Ankauf des schwedischen Herzogthums Bremen aus den Händen der dänischen Eroberer empfindlich verwundete und in dessen Plan es lag, die gereizte Stimmung Englands gegen Schweden zu unterhalten. So gab es auf allen Thronen Europa's keinen Arm, der sich für Karln bewaffnet, keinen, der den Muth gehabt hätte, ihm seine Freundschaft anzubieten; im Gegentheil konnte er fast überall die Bereitwilligkeit wahrnehmen, auf den Ruinen seines Glücks die Beute zu theilen. Unter solchen Verhältnissen war der alte Landgraf von Hessen mit seinen Anträgen in Oranienburg erschienen und glaubte noch an den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlung, als der Berliner Hof bereits auf dem Wege war, eine geheime Verbindung mit Hannover, Sachsen und Dänemark gegen Schweden zu schließen. Nur der Stoff zu einer Kriegserklärung fehlte noch und auf den brauchte man nicht lange zu warten.

Zu seinem Unglück gewohnt, den Gebrauch diplomatischer Künste gering zu schätzen, und durch die fünf Jahre, die er daran verschwendet hatte, nicht eben zu einer andern Meinung aufgefordert, war Karl um so weniger gesonnen, ihnen allein seine Hoffnungen anzuvertrauen, da er an der Stimmung der Kabinette merkte, daß die Tage der Unentbehrlichkeit Schwedens vorüber waren. Ohne daher den Erfolg der Unterhandlungen abzuwarten, die der französische Gesandte, Graf Rothenburg, zu Berlin im Interesse des schwedischen

Königs anknüpfte und die auf die Vorschläge Hessen-Kassels hinausliefen, überfiel er mit 3000 Mann die preußische Besatzung von Usedom und Wolgast, machte sich zum Meister dieser Posten und zwang die Sachsen, ihm Rügen wieder zu überlassen. Diese Unternehmung, zu welcher der Schwede sich durch seine Verwerfung des Sequestrationsvertrages für berechtigt hielt, löste den letzten schwachen Zusammenhang mit dem preußischen Hofe auf und versetzte ihn in die Nothwendigkeit einer Erklärung, die gesucht zu haben alle Umstände ihn verdächtigten. Schon vier Tage darauf erhielt der schwedische Gesandte Befehl, Berlin zu verlassen, der General Bork entwaffnete die holsteinische Besatzung in Stettin und brachte die Stadt in die alleinige Gewalt seines Königs, der am 28. April an Schweden den Krieg erklärte. Eine Armee von sechs und dreißig Bataillonen und vierzig Schwadronen setzte sich nach der Ebene zwischen Schwed und Stettin in Bewegung, um ein Lager zu beziehen und ging, nachdem Frankreich noch einmal vergebens mit seiner Vermittelung zwischen die Entzweiten getreten war, in drei Kolonnen mit viertausend Sachsen über die Peene, um vor Stralsund zu den dänischen und sächsisch-polnischen Heeren zu stoßen. (28. Juni 1715).

Es lag eben so sehr im Vortheil der Land- und See-Mächte, aus diesem äußersten Punkte Schweden über die Ostsee hinüberzuwerfen und die Schifffahrt frei zu machen, als es für den Gegner von Wichtigkeit war, im Besitz dieser Brücke zwischen seinen vaterländischen Küsten und Pommern zu bleiben. Mit einer viermal stärkern Macht, als Karl besaß, sie zu behaupten, war

daher im Plane der Verbündeten die Eroberung Stralsunds als Endziel des Feldzugs angeschlagen; aber alle Anstrengungen von der Landseite her waren mit dem Schicksale Wallensteins bedroht, so lange der Schwede noch über die Gewässer gebieten und selbst die Ankunft des dänischen Geschützes zur See und des preußischen von Stettin auf der Oder verhindern konnte. Ein dänisches Geschwader unter dem Befehl des Viceadmirals Seestädt lief zwar in der Absicht aus, die pommerschen Küsten von Kapern zu säubern, doch zwischen Rügen und Usedom von überlegenen feindlichen Kräften eingeschlossen, mußte es selbst Rettung abwarten. Ein blutiger Umweg nach Stralsund war also unvermeidlich. Der König von Preußen, der sich in der Mitte seines Heeres befand, ertheilte dem Grafen von Dänhof Befehl, mit zweitausend Mann Wolgast zu nehmen und ließ, während diese Unternehmung ausgeführt wurde, durch den General Arnim einen Angriff auf die Insel Usedom vorbereiten. Unter dem Schutz der Nacht setzten achthundert Reiter durch die Swine und wadeten auf dem Rücken einer Sandbank durch das Gewässer nach dem Ufer der Insel; zu gleicher Zeit führte Arnim zweitausend Mann auf Prahmen über und nahm mit anbrechendem Morgen die Schweden in die Mitte. Nachdem das Viereck eines Bataillons Infanterie von der preußischen Reiterei gesprengt war, zog sich Karl, der die Besatzung persönlich anführte, aus der Mitte zweier Feuer hinter die Peenemünder Schanze zurück und gab die Insel preis. Diese Action, die für die soldatische Meinung der Preußen zum ersten Mal die Glorie der Furchtbarkeit von der Stirn Karls XII.

wegzog, war für diesen Fürsten das erste Glied einer Kette von Unfällen. Denn auf die Peenemünder Verschanzungen zurückgeworfen, bot er noch alle Kräfte auf, um diese Verbindungslinie mit Stralsund gegen den verstärkten preußischen General zu retten, als seine Flotte nach einem mörderischen Kampfe im Angesicht Rügens von der dänischen auseinandergejagt wurde und die Herrschaft der Meeresstraße verloren ging. Auf dem großen Haff zerstoben seine Kaper und dem preußischen Geschütz war der Weg der Oder geöffnet. Dreizehn Tage nach diesem Unglück stürmte Arnim in der Nacht die Peenemünder Schanze, streckte die Hälfte der Vertheidiger zu Boden, nahm die zweite gefangen und vernichtete damit einen der stärksten Vorposten Stralsunds.

Unterdeß war der Schneckengang der Belagerungsarbeiten unter ewigen kleinen Gefechten soweit vorgerückt, daß am 19. October die Laufgräben eröffnet werden konnten. Aber selbst nach jenen glücklichen Eroberungen war kaum noch ein guter Ausgang abzusehen, so lange Rügen in schwedischen Händen sich befand und der Stadt ihre Bedürfnisse zuschickte. Während sich indeß alle Absichten auf diese Stelle richteten und Friedrich Wilhelm selbst nach Greifswald eilte, um die Anstalten zur Landung zu leiten, entwarf der sächsische Feldmarschall von Wackerbart den Plan eines kühnen Angriffs auf Stralsund. Dieser General, der mit seinem Heer den rechten Flügel der Verbündeten bildete, wurde durch eine Meeresbucht von den Verschanzungen getrennt, welche die Schweden am Frankenthor aufgeworfen hatten und welche den einzigen von

drei Regimentern vertheidigten Landweg beherrschten. Die Hauptstärke dieses Postens war den Wellen anvertraut und eben diese wurden noch einmal den Schweden treulos, wie bei Usedom. Denn während man in ihrem Schanzenlager die Tiefen für unzugänglich hielt, verriethen dem preußischen Generaladjutanten von Köppen jugendliche Erinnerungen alle seichten Stellen, die sich einem Unternehmen zur sichern Straße anboten. Wackerbart verscherzte den Wink nicht. Nachdem die preußischen Batterien die Werke am Tribseer Thore bereits in Gefahr gebracht hatten und die Dänen, die auf dem linken Flügel standen, im Einverständniß mit den Preußen und Sachsen Miene machten, einen verstellten Sturm auf die Kupfermühle zu unterstützen, umschweifte Köppen in der Nacht vom 4. zum 5. November mit einem Korps Freiwilliger die See bis zur Stelle, wo Untiefen nach dem Frankenthore führten und befand sich im Rücken der drei schwedischen Regimenter, als der sächsische Generallieutenant von Seckendorf mit 6000 Mann Infanterie und 1500 Reitern unter dem preußischen General Pannewitz gegen den Feind anrückte. Auf ein Zeichen Köppens, das seine Ankunft an der rechten Stelle meldete, stürzt sich das Heer von vorn und im Rücken auf die betäubten Regimenter, ein Kampf um Leben und Tod dröhnt durch die Mitternacht, die Zugbrücke fliegt auf in der letzten Noth, und kaum über hundert Mann stürzen sich gerettet in einige Kähne. In wenigen Stunden sind die schönen schwedischen Regimenter Horn, Trautvetter und Mellin vernichtet und in den Schanzen,

den für unangreifbar gehaltenen, sieht der Morgen die feindlichen Fahnen wehen.

Die Einnahme dieser wichtigen Stellung beflügelte die Hoffnung im Lager der Verbündeten, machte aber die Eroberung Rügens nicht überflüssig. Friedrich Wilhelm, den die Nachricht in Greifswald erreichte, hatte indeß alle Anstalten zur Landung getroffen. Achtzehntausend Preußen und Dänen, unter dem Kommando des Fürsten Leopold von Dessau, gingen bei Ludwigsburg an Bord von dreihundert Fahrzeugen und stachen am 12. November unter günstigem Westwinde in See; aber bei dem wechselvollen Umsprung desselben erschien erst am dritten Tage die gute Stunde. Während ein dichter Nebel dem Feinde an der äußersten Spitze der Insel die Bewegungen der Flotte verhüllt hatte, erreichte sie den frühern Landungsplatz der Sachsen und Dänen unfern des Dorfes Stresow, ein feindliches Kavalleriepiket eilte landeinwärts und unter aufgehelltem Himmel begann die Infanterie an die rügische Erde zu steigen. Als gegen die zehnte Stunde der Mond aufging, folgte die Reiterei und noch ehe die Mitternacht vorüber war, hatte das Heer bereits die Schanzen um sein Lager vollendet.

Auf die Nachricht von dieser Bewegung hatte Karl sich indeß von Stralsund aus in einen Kahn geworfen und war noch vor Mitternacht bei einem schwedischen Posten am Hafen erschienen, wohin sich dieser mehrere Stunden weit vor dem Feinde zurückgezogen hatte. Ohne die Augenblicke zu verlieren, zog er ungefähr 3500 Mann mit acht Feldstücken zusammen und stürzte auf das Lager los, in der Hoffnung, es durch

Ueberfall zu erobern. Der erste Stoß und der Schreck eines Namens, den man fern in den Mauern Stralsunds wähnt, warfen zwei dänische Bataillone zurück und achtzehntausend Mann sind vor einem tollkühnen Häuflein in Gefahr; aber hinter den Schanzen, dem vorsichtigen Werk des Dessauers, rafft sich die Besinnung auf, eine Artilleriesalve spielt in die feindlichen Glieder und der Angriff weicht zurück. Zum zweiten Mal wirft sich der Schwede mit gefälltem Bayonet auf die Schanzen und wird zum zweiten Mal mit gefälltem Bayonet empfangen. Da bricht auf den Wink Leopolds die preußische Reiterei in die linke Flanke der Schweden ein; in der Seite den Tod, im Angesicht den Tod und einer sechsmal stärkern Macht gegenüber tritt Karl den Rückzug an und läßt acht Feldstücke und 400 Todte auf dem Platze. Sein Pferd liegt von einer Stückkugel durchbohrt und unter den Gebliebenen betrauert er seine liebsten Offiziere. Ohne Hoffnung, die Insel zu retten, eilt er in seinen Kahn zurück und ruht noch am Morgen in Stralsund von der schrecklichen Nacht aus. Diese blutige Arbeit von einer Stunde machte die Preußen und Dänen zu Herrn der Insel, denn schon am folgenden Tage ergab sich die Besatzung der alten Fährschanze mit vier Generalen und 112 Offizieren als kriegsgefangen und von siebentausend Schweden, die auf Rügen gestanden, retteten sich kaum zweitausend über das Meer nach Stralsund.

So große Unfälle und ein so treuloser Spott, den das Geschick mit seinem Fleiß und seiner Tapferkeit trieb, waren wohl fähig, im Haupte Karls XII. den Glauben an sein gutes Glück wankend zu machen, und

wie wurden diese harten Schläge noch von andern verstärkt! Während er auf deutschem Boden eine Hoffnung nach der andern verlor, wurde das Herz seines Königreiches von den Waffen Rußlands bedroht und wie er sich auch anstrengte, von einer günstigen Stimmung in seinem väterlichen Lande sich zu überreden, er mußte sich dennoch gestehen, daß sein langes Unglück die Begeisterung abgekühlt hatte. Seine kühnsten Plane waren an vertrockneten Hilfsquellen aufgebaut und da der Krieg gegen den Norden Europa's von der Armuth der eigenen Mittel geführt werden mußte, wie hätte diese Armuth nicht endlich muthlos nach dem Frieden rufen sollen! Während er Alles aufbot, eine entlegene, nur durch achtungswerthe Marine zu behauptende Provinz zu vertheidigen, war eben diese Marine fast vernichtet in seine Häfen zurückgejagt, Dänemark und Rußland kreuzten gebieterisch ohne Nebenbuhler zwischen ihm und seinen heimischen Küsten und die schönsten Getreidespeicher Schwedens waren an den glücklichern Eroberer verloren. Nicht weniger schlimm stand es mit seinen Verhältnissen zu andern Mächten. Wie eine brennende Sonne, die an ihrem langen Tage alle Säfte der Erde verzehrt hat, war das Leben Ludwigs XIV. zu Ende gelaufen und dieser Tod, wenn er ihn wenig kostete, kostete Karl XII. einen Theilnehmer, der dem schwedischen Verdienst die Zeiten seiner Jugend nicht vergessen und mitten im sittlichen Verfall der Politik wenigstens den Anstand gerettet hatte. Seitdem war Frankreich für die Hoffnungen Karls nicht mehr vorhanden und seine Lage, wie die Stimmung jenes Hofes bereiteten ganz andere Entwürfe vor, als die waren,

welche Schweden ein Jahrhundert lang an das Haus Bourbon gefesselt hatten. Aber noch weit mehr, als dieses Ereigniß der Gewohnheit langer Freundschaft nahm, raubte ihm an Vertrauen auf moralische Würde das Benehmen Hannovers, das unter dem Titel eines Beschützers seine Provinzen Bremen und Verden an sich gezogen hatte und ihm in dem Augenblick den Krieg erklärte, wo fast nur noch das Geschäft der Theilung in die Eroberungen übrig war. So nackt, so ohne alles verhüllende Gewand war der Eigennutz noch nie an die Sonne getreten und so hatte Karl noch nie verachten gelernt!

Umstände dieser Art würden jeden andern Fürsten zur Nachgiebigkeit angespornt haben und im Ernst ließ Karl den Belagerern Anträge eröffnen, die auf den Frieden hinausliefen. Doch jetzt handelte es sich nicht mehr um diesen allein und wie empfindlich auch in den Augen des Königs die Opfer waren, die er der Nothwendigkeit zu bringen gesonnen war, sie erreichten bei weitem die Größe der Erwartungen nicht, welche das Glück den Verbündeten eingab. Ohne Forderungen aufzustellen, verwarfen sie im Ton des Ueberlegenen die schwedischen Anerbietungen und schienen es auf die Probe anlegen zu wollen, wie weit Karl seine Sprache noch herabstimmen würde.

Die einzige Gunst des Himmels, auf welche der König von Schweden in seinen Mauern noch rechnete, war ein lauer Winter, und wie verzweifelt mußte seine Lage, wie verarmt er an Hoffnungen oder wie grenzenlos sein Glaube an eine gute Wendung seyn, da er die Natur um seines Heiles willen um eine Unregel-

mäßigkeit bat! Aber statt sie aufzuhalten, beschlennigte die Jahreszeit die Unternehmungen der Verbündeten und selbst die einbrechende Kälte unter diesem nordischen Himmel kam ihnen zu Hilfe. Während die Schweden die beschädigten Werke wieder in Stand setzten, kehrten die Belagerer alle Anstalten vor, um sie zu vernichten, warfen mit glühenden Kugeln Feuer in die Stadt und stürmten den bedeckten Weg vor dem Hornwerke. Immer näher und unaufhaltsamer rückte die Belagerung, der Schwede räumte die Kupfermühlenschanze und schon sieben Tage darauf, nach einem mörderischen Sturm, das Hornwerk selbst, welcher Verlust die Festung in augenscheinliche Gefahr versetzte. Da bestürmte den König der Rath der Stadt, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft flehte ihn an, die schreckvolle Bedrängniß zu enden, seine Generale malten ihm das Schicksal der nächsten Tage aus, das ihn unvermeidlich den Händen seiner Feinde überliefern würde, und jetzt endlich am 19. December Abends flüchtete er sich mit zehn Begleitern auf einen Kahn, der sich durch das Eis nach einer wartenden Fregatte hinarbeitete. Noch einmal rettete ihn das Glück mitten durch feindliche Posten, aber von allen Mitteln, mit denen er die Hälfte Europa's erschüttert hatte, brachte er keins wieder mit, als sich selbst. Zwei Tage darauf steckte der Befehlshaber in Stralsund, General Dubber, nach der Genehmigung seines Königs die weiße Fahne aus; tausend geborene Schweden, lautete die Kapitulation unter andern Punkten, hundert und siebenzehn Offiziere und drei Generale ziehen frei in ihr Vaterland zurück und werden bis dahin gegen Entschädigung auf preußische Kosten verpflegt;

an zweitausend Mann, die nur unter ihren Fahnen gedient haben, werden unter die Regimenter der Eroberer vertheilt und zweitausend Verwundete ihrer Sorge empfohlen (22. December 1715). Während dieser Belagerung war auch Wismar, der Rest schwedischer Besitzungen in Deutschland, von den Truppen der Verbündeten eingeschlossen worden, und Hannover und Rußland eilten nach der Einnahme Stralsunds, durch Antheil an der letzten Arbeit auf des Reiches Boden auch Antheil an den Früchten zu gewinnen. Zu Land und zu Wasser bedrängt, nur ein einziges Mal von Schweden aus verstärkt und sonst hoffnungslos einer Uebermacht mit unverhältnißmäßigen Hilfsmitteln gegenüber, sah sich der schwedische Kommandant zur Uebergabe genöthigt und erhielt die Bedingungen der stralsundischen Besatzung. Dänemark, Preußen und Hannover ergriffen gleichmäßig Besitz und sahen nun den Krieg von deutscher Erde über die Ostsee hinübergeworfen. Die erste Absicht Friedrich Wilhelms war erfüllt und seine Länder lagen sicher hinter den eroberten Bollwerken Schwedens; aber wenn gleich hier die Stelle war, die Hand wieder zurückzuziehen, wer konnte die Kugel aufhalten, die einmal losgelassen war, und wer berechnen, wo sie niederfallen würde? (19. April 1716.)

Denn zum dritten Mal war jetzt für Brandenburg zwar die Zeit gekommen, das Reich und den Kaiser an die Verheißungen vom Jahr 1675 zu erinnern und dieses Haus hatte nie in dem Rufe gestanden, günstige Stunden zu verscherzen. Aber während Friedrich Wilhelm es unternahm, den Gedanken seines Großvaters auszuführen und am Reichstage durch Berufung

auf die Dienste seiner Vorfahren und seine eigenen zu erhalten, was er bereits erobert hatte; war in der Werkstatt zweier planvollen Köpfe ein politisches Gewebe im Entstehen, das ihn in Gefahr brachte, sein Glück mit einer schwerern Probe zu versuchen, als die eben vollendete war, und wieder da anzufangen, wo er geglaubt hatte, ausruhen zu können. Karl XII., gezwungen, seine Umwandlungsentwürfe bis auf den Punkt einer Vertheidigung seines väterlichen Bodens zu mäßigen, und selbst mit seinem Angriff auf Norwegen nur auf Abwehr zielend, seit sechs Jahren von dem Kriegsglück verlassen und von so aufdringlichen Erfahrungen endlich mit dem Zweifel bestürmt, ob sich das Geschick der Staaten nur mit dem Schwerte regieren lasse; dieser Karl, dessen Genie sich, wie eines verzweifelten Abenteurers, jetzt an jedem Gedanken entzündete, wenn er nur aus dem Abgrunde zu führen versprach, und dem es vielleicht eben seiner Niederlage wegen schmeichelte, noch einmal die Sprache seiner Väter annehmen zu können; Karl fiel dem Freiherrn von Görz in die Arme, in dessen Haupte die Möglichkeiten eines glücklichern Spiels berechnet lagen. Dieser Minister des holsteinischen Herzogthums, der in einer solchen Stellung nicht berufen schien, eine Rolle auf der Bühne Europa's zu übernehmen und gleichwohl sie mit zu lenken sich nicht für zu klein achtete, ließ den König von Schweden einen Blick in das Wesen seiner ökonomischen Hilfsmittel werfen und zeigte ihm für seine Finanzen ganze unbenutzte oder nur mit halben Maasregeln in Gebrauch genommene Strecken; Meister in der Kunst, aus einem Nichts Etwas zu schaffen, eröffnete

er dem armen Schweden Credit und vervielfachte dadurch die Geldkräfte eines Helden, den der Mangel auf allen Schritten gelähmt hatte. Ein Mann, wie Görz, hatte dem König gefehlt, und es bedurfte bei dem Fürsten eben so wenig eines langen Bedenkens, um den fähigen Kopf an die Spitze seiner Angelegenheiten zu stellen, als sich dieser bedachte, seinem Herrn selbst auf Kosten aristokratischer Interessen den ganzen Gebrauch der Staatshilfsquellen zu verschaffen; ein Unternehmen, bei dem er sein Glück von den Pulsschlägen Karls abhängig machte. Aber nicht zufrieden, ihm die Möglichkeit eines Widerstandes gegen seine Feinde in die Hände zu geben, hatte Görz auch den Plan entworfen, nach Art der Politik Ludwigs XIV. den Samen der Zwietracht unter sie zu streuen, und dadurch ihre Stöße zu schwächen. Der gefährlichste seiner Gegner, war Rußland, auch der bereitwilligste, den leisen Anträgen Schwedens Gehör zu geben, weil Peter selbst durch die Fortsetzung des Kriegs nichts weiter zu erlangen beabsichtigte, als im Besitz seiner jetzigen Eroberungen zu bleiben. Das Werk dieser politischen Intrigue war daher schon eingeleitet, als Dänemark, um den schwedischen König von Norwegens Grenzen abzuziehen, mit dem Czar eine Landung auf Schonen verabredete. Die Art, wie sich Rußland unter allen Vorwänden von diesem Plane loswand und ihn zu vereiteln wußte, nöthigte die Verbündeten, die Aufrichtigkeit dieser Macht zu bezweifeln, und das Streben Peters, seinen Einfluß auszudehnen, wurde bis zur Annahme von Entwürfen auf Deutschland gedeutet. Diesen schlimmen Verdacht widerlegten weder seine Besetzung Mecklen-

burgs und sein nahes Verhältniß zu diesem Hofe, noch die Erinnerung an seinen Wunsch, in den Verband des heiligen römischen Reichs zu treten. Der Same aus der Hand von Görz ging auf, und in dem Augenblick, wo man dem schwedischen Karl nur noch den letzten Streich versetzen zu müssen glaubte, nahmen die Dinge eine Wendung, die sie mehr zu verwickeln drohte, als sonst.

Es traf sich zufällig, daß zu derselben Zeit, wo ein an Hilfsmitteln so reicher Kopf auf der scandinavischen Halbinsel arbeitete, ein ähnlicher auf der pyrenäischen in Thätigkeit war, jener um der Ehre willen, der rettende Engel Schwedens zu werden, dieser, um sich nothwendiger zu machen, als er schon war. Seit dem Frieden von Utrecht, der von England, Frankreich und den Generalstaaten bewacht wurde, weil es ihr Vortheil wollte, schien der König Philipp V. von Spanien im Beichtstuhle und in den Armen der Liebe zwar die Hälfte der europäischen Provinzen zu vergessen, die in jenem Vertrage von dem Reiche Karls V. waren abgerissen worden; aber um so weniger waren sie im Gedächtnisse seiner Gemahlin, Elisabeth von Parma, gestrichen, einer talentvollen Fürstin, die den mütterlichen Ehrgeiz besaß, für ihre nachgeborenen Söhne auf Länder zu denken. Im Augenblick ihrer Erhebung auf den spanischen Thron hatte das Glück eines Unterhändlers und gemeinen Priesters, Alberoni, den kühnsten Anflug genommen und diesen fähigen Sohn eines italischen Gärtners auf die Stelle eines ersten Ministers erhoben. In den Entwürfen dieser Regenten Spaniens lag die Wiedereroberung der italischen Lande aus den

Händen Habsburgs und während dieses Haus durch den Angriff der Osmanen auf die Besitzungen Venedigs in Krieg verwickelt wurde, schien der Augenblick einer Unternehmung auf Sardinien günstig. Wär' indeß nur Oestreich bedroht gewesen, so würde sich Europa schwerlich für den Vortheil desselben bewaffnet haben; aber mit ihm hatte Alberoni alle Theilhaber des Utrecht'schen Friedens herausgefordert, und dieser Umstand dehnte das Gespinnst seiner Plane über den ganzen Welttheil aus. Frankreich hatte überdies noch dringendere Beweggründe, gegen Spanien auf der Hut zu seyn, als die Unterbrechung jenes Friedens war. Denn da nach dem Tode Ludwigs XIV. das Haus Orleans, das die Zügel der Regentschaft ergriffen hatte, für seine Hoffnung auf die Thronfolge so viel an Wahrscheinlichkeit gewann, als die Fortdauer der Bourbonischen Linie nur am Leben eines Kindes, Ludwigs XV., hing und die Verzichtleistung des spanischen Philipps V. auf die französische Krone unwiderrufbar blieb, Alberoni aber alle Minen springen ließ, seinem Herrn zu gleicher Zeit diesen verfallenen Weg wieder zu öffnen und mit Hilfe der legitimirten Kinder Ludwigs XIV. und aller Unzufriedenen das Regiment Orleans zu stürzen: so mußte dieses Geschlecht mit seinen politischen Entschlüssen sich unter den Schutz Großbritanniens begeben und Frankreich that es so eilig und so warm, daß es fast seine ganze Selbstständigkeit in den Angelegenheiten Europa's an diese Macht ablieferte. Wohin also Alberoni seinen Angriff auch richten mochte, immer lag ihm England im Wege und diese Stellung kostete Georg I. schlaflose Nächte. Mit dem Getriebe seiner

Intrigue zielte der spanische Minister von nun an auf den Thron der braunschweigischen Dynastie und der Stuart'sche Prätendent war ein willkommenes Werkzeug (1717).

Auf dieser Stelle seines Entwurfes war es, wo Alberoni auf die Absichten des Freiherrn von Görz stieß und die Plane dieses Ministers in die seinigen einfügte. Eben so von persönlichem Haß gegen Georg I. geleitet, als Karl XII., und nicht weniger des Krieges müde, als dieser, war der Czar von Rußland bereits für den Gedanken einer Umwandlung Europa's empfänglich und schlug in Paris persönlich die Saite einer Verbindung gegen England an. Zufrieden mit seinen Eroberungen, die ihm Schweden nicht mehr streitig machen konnte, ließ er diese Macht ruhig ihre Entschädigungen in Hannover und Norwegen suchen und in den heimlichen Anschlag gegen die Braunschweiger in England sich verweben, als Friedrich Wilhelm wie unter einer schwülen Gewitterluft, wo man die Wolke mit den Blitzen und den Ort ihrer Entladung noch nicht kennt, sein Band mit Rußland zur Behauptung des nordischen Friedens enger zog und im Einverständniß mit Hannover und Dänemark die Festungswerke Wismars schleifen ließ. Welche Wendung erwartete diesen Fürsten, wenn die gegrabene Mine aufsprang, und in welche Lage mußte ihn seine Einmischung versetzen, wenn in England einer seiner mächtigsten Verbündeten und ein Schutzpfeiler des Protestantismus fiel, wenn Oestreich, vom Halbmond und Spanien in Anspruch genommen, seine Kräfte im Süden verzehrte und den Norden dem Glück Schwedens und Rußlands

preisgeben mußte, wenn mit dem Herzog von Orleans eine Stütze des Utrecht'schen Friedens sank und Holland bis zum gefährlichen Augenblick die Rolle des Zuschauers spielte? Es war daher mehr als gewöhnliches Glück, daß England, Oestreich und Frankreich noch nähere Aufforderungen zur Wachsamkeit besaßen und, nachdem der Kaiser ungeachtet seiner siegreichen Waffen eilig mit der Pforte zu Passarowiz sich ausgesöhnt hatte, in einem vierfachen Bündnisse zur Vernichtung der spanischen Entwürfe sich vereinigten. Aber weit mehr, als dieser Schritt, der den verderblichen Weg Alberoni's durchkreuzte und das heimliche Spiel seiner Anschläge auf das Feld der Schlachten versetzte, weit näher und kürzer sorgte für Preußen der Lauf einer Falkonetkugel in den Gräben von Friedrichshall, die mit dem Lebensfaden Karls XII. die Triebkraft des Görzischen Werkes zerriß (11. Decemb. 1718).

Bei diesem Todesfalle, den der Aberglaube dem Beschlusse eines Verhängnisses, der Argwohn einem bestochenen Verräther zuschrieben, weil sie sich nicht entschließen konnten, den Eintritt desselben zu so gelegenen Augenblicken für Laune eines Ungefährs zu halten, war es für Friedrich Wilhelm von großer Wichtigkeit, welche Entschlüsse das Kabinet von Stockholm fassen, und weniger, ob Karl, wie Gustav Adolph, das große Erbe seiner Plane in den Schoos eines fähigen Freundes niedergelegt hätte, als ob dieser Freund in die Lage Oxenstierna's versetzt werden würde, um sie auszuführen. Ueber diese Frage ließ ihn Schweden nicht lange in Unruhe. Fast der ganze Bau von Entwürfen, wie sie Görz ausgesonnen und Karl gelehrig

ergriffen hatte, war zwar nahe an den Grenzen der Schimäre errichtet worden und schien selbst bei guten Aussichten alle Kräfte des armen Schweden zu überbieten; aber daß er von den Erben so wenig verstanden, daß die verzeichneten Winke so erschrocken übersehen werden könnten, daß sich keine Seele mehr für den schwedischen Ruhm aufraffen würde: das hätten selbst seine heftigsten Feinde nicht zu hoffen sich getraut. Alle Leidenschaften der Aristokraten sprangen aus den Fesseln und warfen sich auf ihre Beute, den verhaßten Minister, zur Stunde, wo Görz das Blutgerüst bestieg, stürzte auch der hundertjährige Genius Schwedens in Asche und von den Tagen an, wo Ulrike Eleonore, jüngere Schwester Karls und Gemahlin Friedrichs von Hessen, aus den Händen der Großen das Ruder der Regierung empfing, hatte die Selbstständigkeit der Krone aufgehört. Diese Wendung, für Preußen von unschätzbarem Vortheil, warf das letzte politische System Karls um. Die Unterhandlungen mit Rußland, die auf Aland bis zum Punkt des Abschlusses gekommen waren, wurden durchstrichen, und mit dem gefährlichsten seiner Gegner, den zum Frieden geneigtesten, setzte Schweden einen hoffnungslosen Kampf fort, der immer neue Opfer verschlang, um sich mit England zu versöhnen, das, ohne in dem Grade furchtbar zu seyn, nicht geringere forderte. Bremen und Verden, Früchte einer langen, blutigen Arbeit, gingen unrettbar an Hannover verloren (1719).

Unter diesen Umständen war es nicht schwer abzusehen, welchen Ausgang sich Friedrich Wilhelm für seine Absichten zu versprechen hätte, und selbst was

auf dem fernen Schauplatze des Südens geschah, war Beweggrund genug, an einen für ihn günstigen Eindruck auf das schwedische Kabinet zu glauben. Nicht als ob sich in Stockholm noch ein Kopf gefunden, der den politischen Faden mit dem Kardinal Alberoni heimlich fortgesponnen hätte, und als ob die Unfälle dieses Ministers erst nöthig gewesen wären, um ihn bis auf die letzte Spur zu zerreißen; das war schon mit Görz abgethan und die Nothwendigkeit Philipps V., die Bedingungen der Quadrupelallianz anzunehmen, die Demüthigung seiner Gemahlin Elisabeth, die ihren fähigen Günstling Alberoni opfern mußte, der Zusammensturz seiner Entwürfe, dies alles schien ohne unmittelbare Wirkung auf Schweden sich hinter den Pyrenäen zu begeben. Es war der in allen diesen Bewegungen offenbarte Entschluß der größern Mächte, um jeden Preis den Frieden Europa's herzustellen, was Schweden den Krieg verleiden mußte, selbst wenn es Neigung gehabt hätte ihn gegen einzelne Glieder des nordischen Bundes fortzusetzen.

Gleichwohl mischten sich in die Einleitung des Friedens so verschiedenartige Rücksichten und die Stimmung der Kabinette war so weit von gegenseitigem Vertrauen entfernt, daß die Erfüllung der Erwartungen, zu welchen man in Berlin rücksichtlich der Bedingungen berechtigt war, ungewisser zu werden schien, als der Friede selbst. Noch niemals hatte Oestreich die Vergrößerung Brandenburgs mit Wohlgefallen betrachtet und selbst dann nicht, wenn ihm die Kräfte der Hohenzollern dienten, wie konnte es jetzt ohne üble Laune der Ausdehnung derselben entgegensehen, da sich zum ersten

Mal in der Geschichte der verknüpfende Faden zwischen Preußen und Rußland angesponnen hatte und dieses Einverständniß, wenn es für andere Zeiten, als des Friedens, Probe hielt, eine furchtbare Macht im Norden aufstellen konnte? Nicht ohne Bekümmerniß hatte der kaiserliche Hof die Macht eines andern Reichsstandes, Hannovers, aus der Beute Schwedens anwachsen sehen, ohne es hindern zu können; jetzt kam er in den Fall, dasselbe mit Brandenburg zu erleben und konnte es eben so wenig verhüten. Diese mislaunige Stimmung Oestreichs wurde von Sachsen getheilt, das in Polen eben so nahe Aufforderung zu Befürchtungen hatte. Denn da sich das herzogliche Regentengeschlecht Kettler in Kurland zu Ende neigte, lag es im Vortheil Polens, auf Einziehung des heimfallenden Lehns zu denken, und der König August II. sah darin eine bequeme Gelegenheit, durch Einsetzung des Herzogs von Weißenfels den Einfluß seines Hauses zu erweitern. Bei diesen Entwürfen wurde der König August von einem Nebenbuhler, wie Friedrich Wilhelm, der für seinen Vetter, den Markgrafen von Brandenburg-Schwed, arbeitete und durch Geld, wie durch sein Verhältniß zu Rußland unterstützt wurde, in die lebhafteste Besorgniß versetzt und begegnete sich schon darum mit Oestreich auf gleicher Meinung, wenn ihm auch Deutschland weniger zu bedenken gegeben hätte. Ohne sich über die ersten physiognomischen Merkmale der Freundschaft zu täuschen, konnte Friedrich Wilhelm über diese veränderte Stimmung nicht lange im Irrthum bleiben und in demselben Maaße, wie man ihn mit Argwohn bewachte, gab er das Mistrauen zurück. Diese

zweifelhafte Schwankung zwischen Glauben und Verdacht, zwischen Haß und Neigung, zwischen Wahrheit und Irrthum brauchte in einer Zeit, wo die Ehrlichkeit sich hinter die Politik verkroch, Beispiele von Intriguen nicht lange zu suchen, Alberoni hatte das Meisterstück eines listigen Gewebes geliefert und was noch schlimmer war, er hatte an den Höfen Empfänglichkeit gefunden. So stand es um die politische Tugend der Kabinette, auf eine solche Spitze war bereits das Verhältniß Preußens zu Oestreich und Sachsen getrieben, als ein schlauer Kopf, ein ehemaliges Werkzeug des Fürsten Ragoczy, mit der Lage der europäischen Höfe vertraut und geschickt in der Kunst der politischen Taschenspielerei, den Funken des Mistrauens in der Seele Friedrich Wilhelms durch untergeschobene Briefe zur Flamme anblies. Ein Charakter, wie dieses Fürsten, der in seinen aufbrausenden Elementen jede einschmeichelnde Meinung seiner Umgebung abwies, wenn sie sich mit der seinigen nicht traf, der jeden Umweg eines Versuchs auf seine Entschlüsse ohne Schonung niederriß, sobald er ihn entdeckte, und die gerade Straße der Biederkeit liebte, ein solcher Charakter mußte mehr, als ein anderer, den Angriffen der Intrigue ausgesetzt seyn, und er war es in seinem Hause wie in seinen öffentlichen Verhältnissen. Wie daher das Spiel jenes Abenteurers, Klement mit Namen und eines angeblichen Barons von Rosenau, durch diesen Umstand unterstützt wurde, eben so stand es zu befürchten, daß die Angabe heimtückischer Absichten Oestreichs und Polens gegen Friedrich Wilhelm diesen Fürsten auf das Aeußerste treiben würde. Es war ein Glück, daß man dem Betrug,

der es auf Gold absah, zeitig genug auf die Spur kam, um etwas Schlimmeres zu verhüten. Aber ungeachtet der fürchterlichen Hinrichtung dieses Menschen blieb der Stachel des Argwohns noch lange in dem Innern jener Fürsten und ihrer Kabinette zurück und selbst die religiösen Angelegenheiten waren nicht geeignet, das Vertrauen zu verstärken.

Eine solche Stimmung war es ohne Zweifel, die sich in das Friedensgeschäft mit Schweden einmischte und die bei dem verfallenen Glück dieser Macht den König von Preußen zu Zugeständnissen bewog, zu welchen er sich in andern Zeiten schwerlich entschlossen haben würde. Denn unter britischer und französischer Vermittelung trat ihm die schwedische Regierung zwar die Festung Stettin mit dem Landstrich zwischen der Oder und Peene und den Inseln Wollin und Usedom, sowie Damm und Golnow mit ihren Gerechtsamen ab und diese Erwerbung war immer noch von ansehnlichem Werth; aber der Preis war es nicht weniger. In dem Umfange des Ausdruckes: Vergessenheit, in die man alle feindseligen Verhältnisse zu begraben sich vereinigt hatte, waren nicht nur alle Kriegskosten Friedrich Wilhelms begriffen, welche mit den Vorschüssen an die Verbündeten sich bis auf eine Summe von 4,443,284 Thalern beliefen; sondern der König zahlte auch noch zwei Millionen Reichsthaler nach dem Leipziger Münzfuß von 1690 in drei Fristen an das bedürftige Schweden und übernahm die Auslösung der Schuldverschreibungen im Werth von 15,000 Thalern, welche die Regierung und die Generale Karls XII. für Lieferung ihrer Bedürfnisse in dem abgetretenen Lande

ausgestellt hatten. Die Peene blieb dem gemeinsamen Gebrauch der Paciscenten offen, soweit sie verbindend zwischen ihren Territorien strömte und die Zollfreiheit im Sund, die den entlassenen Unterthanen noch fortgewährt wurde, dauerte nur so lange, als Schweden selbst noch nicht hatte darauf verzichten müssen. Troß ihrer Verluste sicherte sich diese Macht ihre seit dem westphälischen Frieden erhaltenen Rechte auf den deutschen Reichs- und Kreistagen und forderte in dieser Stockholmer Friedensurkunde den König von Preußen auf, ihr zu einem billigen Vertrag mit ihren übrigen Feinden zu verhelfen (1. Febr. n. St. 1720).

Dieses vermittelnden Beistandes immer dringender zu bedürfen, sah sich Schweden durch wachsendes Unglück in den Fall gesetzt. Mit fürchterlicher Steigerung breiteten sich die Verwüstungen der russischen Eroberer an seinen finnischen Küsten aus und wie auch England Anstalt traf, auf dem Meer dem Gefallenen zu Hilfe zu kommen, der Görzische Gedanke wurde doch von allem gerechtfertigt, was sich begab. Denn nachdem das schwedische Kabinet im Vertrag mit Dänemark zu einem zweiten Geständniß seiner Ohnmacht gezwungen worden war und einen so langen, so unermüdeten Freund, wie den Herzog von Holstein-Gottorp, seinem Schicksale hatte überlassen müssen, fand es endlich auch gegen Rußland keinen Ausweg mehr, als sich in den Frieden von Nystadt zu flüchten. Seine schönen Provinzen Livland, Esthland, Carelien und Ingermannland, alle Inseln von den kurischen Grenzen bis Wyborg fielen mit einem Federzug aus der Krone Schweden und kaum konnte sie Finnland retten (10. Sept. 1721).

Als wäre sie eine optische Täuschung gewesen, stürzte ihre Macht von allen Höhepunkten bis auf eine kaum der Achtung werthe Mittelmäßigkeit herab; die große Meinung, mit welcher Europa sie abgewogen hatte, zerstob über dem Grabe ihres letzten Helden und das Jahrhundert ihres allmächtigen Ruhmes lag hinter ihr, wie die Zeiten einer schönen Sage. Im Innern durch eine argwöhnische Aristokratie geschwächt, welche die Hälfte des Ruders ergriffen hatte, mit seinen Hilfsquellen bis auf den Zustand der Erschöpfung gesunken und durch den Verlust ergiebiger Landstriche auch der Erholungsmittel beraubt, im Osten von einem furchtbar gewordenen Nachbar bewacht und durch die Zerstörung der eigenen Flotte und die Ueberlegenheit seiner Nebenbuhler fast vom Meer ausgeschlossen, mußte Schweden von der Bühne Europa's sich in die bescheidene Rolle zurückziehen, zu welcher die Natur es berufen zu haben schien, und, was für Preußen keiner der geringsten Vortheile war, dieser Macht Raum zur Ausbreitung lassen. Von allen, die aus dem Unglück Schwedens Gewinn gezogen hatten, war Polen allein ohne Bereicherung geblieben und das Schicksal, das über dieses Reich beschlossen zu seyn schien, setzte durch alle Wechsel der nordischen Welt seinen traurigen Gang fort. Mit zwei Königen zugleich, ohne einen Souverän zu besitzen, waren die Klüfte der Partheien nur noch weiter aufgesprungen und, um das trübe Schauspiel zu vollenden, zogen sie die Religion mit in die Werkstatt der politischen Hebel. Hinter diesem Kessel der Anarchie hatte Peter I. seinen glänzenden Entwurf ausgeführt, die Grundlinien zu einer europäischen Schöpfung ver-

zeichnet und sie militärisch, politisch und durch den Verband der sittlichen Kultur an den alten Welttheil gebunden. Aber dieses Kaiserreich, wie Rußland von nun an hieß, bedurfte noch mancher neuen Generation zur Entwicklung und wie es mit dem preußischen Staate lange seine Vortheile austauschte und diese verbindende Landstraße zwischen seinen Steppen und der westlichen Civilisation sich durch freundliche Annäherung offen hielt, ließ es auch durch Entfernung und innere Beschäftigungen dieser Macht Zeit, ihre Kräfte zu entfalten. Was also seit dem neuen Jahrhundert auf dem nördlichen Boden geschehen ist, ist für Preußen geschehen, und wie ein kluger Haushalter, weiß es selbst die Unfälle in seinen Vortheil zu ziehen.

Bei weitem waren es jedoch diese Eroberung und diese veränderte Stellung der nordischen Mächte nicht allein, was der aufblühenden Größe Preußens diente, es waren noch andere, weniger beachtete, aber eben so wichtige Umstände.

Denn während bei immer stürmischer mahnenden Geldbedürfnissen fast alle Staaten an der wunden Stelle der Finanzen kränkelten, während Schweden erschöpft lag, Dänemark auf Erholung denken mußte, Rußland noch seine unentdeckten Quellen suchte und Polen unter einem Fürsten, der dafür sein väterliches Sachsen auszehrte, arm blieb, wie zuvor; während Frankreich und Spanien mit Versuchen rangen, Oestreich seinem innern Verfall immer näher schritt, und nur England stieg: hatte Friedrich Wilhelm in seinem Staatshaushalt Musterung gehalten und eben so durch Streichen müßiger Ausgaben, als durch Ordnung und Benutzung

ökonomischer Hilfsmittel gewonnen. Mitten unter den Opfern, die er dem Kriege gegen Schweden brachte, hatte er den Umfang seiner Einnahmen erweitert und, anfangs zwar nur in der Mark, die Kronlehne in Erbgüter verwandelt. Diese Veränderung war wichtig. Da die alten Jahrhunderte mit ihren Feudalverhältnissen immer weiter zurücksanken, entschlug sich der König dadurch der Gewohnheit, seine Kavallerie auf den Rittergütern zu sammeln, und bereicherte seine Finanzen durch den Preis der Ablösung vom Kriegsdienste, der bei der Vererbung zu einer Abgabe von vierzig Thalern für jedes Ritterpferd stieg. Einen heimlichen Dienst, der nicht geringer anzuschlagen war, als die Verbesserung seiner Einnahmen und seiner Reiterei, leistete ihm diese Neuerung durch Brechung des letzten Restes der militärischen Adelsmacht, die von jetzt an ihr Gewicht, wenn sie irgend ein anderes noch zu besitzen hoffen konnte, als ein gesellschaftliches, durch keine physischen Kräfte mehr zu unterstützen vermochte. Außer dieser Maasregel, die dem Landesherrn wucherte, traf der König für seine ökonomischen Bedürfnisse eine nicht weniger dankbare, indem er den Erbpacht der Krongüter aufhob und gegen einen zeitigen vertauschte. Abgesehen, daß er durch diesen Wechsel den Fleiß anspornte, der die Kürze der Bodenbenutzung durch Größe oder Güte des Ertrags zu ersetzen suchte und ein lockendes Beispiel wurde, war die Finanzverwaltung auch in die vortheilhafte Lage versetzt, mit der Steigerung des Werthes dieser Güter oder der Lebensbedürfnisse bei ihren Forderungen Schritt zu halten (1717). Diesem Entwurf einer glücklichen Finanzspekulation hatte der preußische Staat einen gro-

ßen Theil seines innern Aufschwungs zu verdanken und von jener Zeit an wußte Friedrich Wilhelm fast alle Kräfte auf den ergiebigen Anbau des Bodens zu wenden. Indem er Magazine errichtete, die er dem bedürftigen Lande in dem theuern Jahr 1719 öffnete, und die unnütze Friedrichsburg auf der Küste von Guinea an die ostindische Handelsgesellschaft zu Amsterdam verkaufte, ein Geschäft, auf das der merkantile Plan seines Großvaters auslief; ließ er den Flächengehalt des Königreichs Preußen ausmessen, um das Verhältniß der geschwächten Bevölkerung zum Raume aufzufinden und dachte unter allen Umständen darauf, den halbverödeten Boden wieder mit Menschen zu besetzen. Während er den Ackerbau unterstützte und die Landwirthschaft durch Begünstigungen hob, lagen die Fabriken und Manufakturen eben so sehr im Kreise seiner Sorgen. Mit Hilfe geschickter Lütticher, die er in seine Staaten gezogen hatte, wurde in Potsdam eine Gewehrfabrik errichtet, die fast den Bedarf seines Heeres bestritt und viel nach Rußland ausführte. Der Sammet, den man in dieser jungen, aufblühenden Stadt verfertigte, hielt die Probe neben dem genuesischen, und um andern Zweigen der Betriebsamkeit aufzuhelfen, hinderte der König nach den damaligen Regeln der Staatsökonomie durch Verbote die Einfuhr fremder Fabrikate. Auf diese Weise nahmen die Arbeiten in Wolle, Baumwolle und Linnen einen Aufschwung, der den königlichen Absichten dankbar wurde, und wenn auch ein eherner Zepter über dem Lande zu schweben schien, so lockte doch der Fleiß Friedrich Wilhelms alles gedeihlich aus dem Boden, was des Lebens erste Nothwendigkeit verlangt.

Aus zwei Waisenhäusern in Potsdam, seinen Schöpfungen (1722), die allein fähig sind, seinen Namen dem Menschengeschlecht ehrwürdig zu machen, strömte jährlich eine Menge nützlicher Unterthanen; dem mittellosen Soldaten nahm hier der Staat die Sorge für seine Kinder ab und dieser selbst hatte nach einer Rechnung, die schon die Enkel Friedrich Wilhelms machen konnten, mehr gewonnen, als der dankbare Krieger. Vor allen aber breitete die Stiftung eines General-Finanz-Kriegs- und Domainendirectoriums vom Augenblick ihrer Urkunde an bis in ferne Zeiten ihre wohlthätigsten Folgen aus. Das ganze Geschäft der Einnahmen von Landesabgaben, früher zwischen unzusammenhängende Behörden getheilt, kostbar in der Erhebung und für den Steuernden lästig, wurde unter eine einzige Verwaltung gestellt, und wie in den Provinzen die Domainenkammern alle Quellen der Abgaben, gleichviel wessen Titels, aufnahmen, ergossen diese selbst, wie sichere Kanäle, sich in den Schoos einer Behörde, deren Vorsitz der König selber führte. Sie spaltete sich in sechs Abtheilungen, und an der Spitze jeder stand ein Minister; die erste dehnte ihren Wirkungskreis über Preußen, Lithauen, Pommern und die Neumark aus; die zweite über die Churmark, Magdeburg und die Salinen; die dritte über Kleve, Geldern, Mörs, Neufchatel, die oranische Erbschafts- und Invalidenangelegenheiten; die vierte über Halberstadt, Minden, Ravensberg, Lingen und Tecklenburg; die fünfte über Handel, Manufakturen und Fabriken; die sechste über die Kriegsbedürfnisse. Diese Anordnung wurde von der Errichtung einer Oberkriegs- und Domainen-Rechnenkammer begleitet, welcher

die Aufsicht über die öffentlichen Kassen und die Kontrolle über die Beamteten derselben anvertraut wurde (1724).

Während der König mit der Hand eines geschickten Bildners die stille Umwandlung seines Staates entwarf und die Belebung seiner menschenleeren Strecken von dem Segen der Generation erwarten mußte, hatten auswärts Religionshaß und Gewissensdruck dafür gesorgt, ihm ganze Ströme von Unterthanen zuzuführen und seinen Bevölkerungsplanen entgegenzukommen. Nie, selbst seit dem westphälischen Frieden niemals, hatte der römische Hof die Demüthigung einer Niederlage verschmerzt, wofür er die Nothwendigkeit hielt, der evangelischen Kirche den zweiten Rang abzutreten, und wenn in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, das jenem großen Ruhepunkte Europa's folgte, die Bewegung der Gemüther beschwichtigt zu seyn schien, so war sie es nicht darum, weil ihre Ursachen aufgehört hatten, sondern weil sie es glaubten und weil die Theilnahme des Geschlechts von geräuschvollern Begebenheiten unterhalten wurde. Unter dem verbergenden Mantel dieser Zeit hatten die Jesuiten und selbst gefügige Werkzeuge im Purpur immer im Geschäft religiöser Eroberungen, mit List, nach Umständen mit Gewalt fortgearbeitet, und als endlich eine friedlichere Pause in der Politik eintrat und die Stimme der Gewissensfreiheit nicht mehr vom Kanonendonner übertäubt wurde, entdeckte man evangelischer Seits mit Ueberraschung, daß man sich auf einem unterwühlten Boden befand. Während in Polen die Stimmung gegen die Dissidenten immer reizbarer wurde und in Verfolgungen sich Luft machte, sah man im

Herzen Deutschlands den Churfürsten von der Pfalz die westphälischen Friedensartikel mit willkührlicher Auslegungskunst deuten und gegen die Traktate mit Preußen vom Jahr 1705 die Hand an die Freiheiten der Reformirten legen. Mit Hilfe des unseligen vierten Punktes in der Urkunde von Ryswik, der immer streitig gewesen war, verschloß dieser Reichsstand an den Orten, wo zur Zeit des Abschlusses der Katholicismus geherrscht hatte, jedem andern Glauben den Weg und hielt sich für befugt, das Simultaneum einzuführen. Von Beschwerden und Repressalien bestürmt, welche die katholischen Höfe in Furcht setzten, räumte er zwar den Reformirten eine entrissene Kirche in Heidelberg wieder ein, und wo er in Deutschland bedroht war, schien sich der Evangelismus an den Versprechungen der Landesherrn wieder emporzurichten; aber die Zeit der Unsicherheit dauerte fort. Unter diesen Verhältnissen hätte ein achtungswerthes Haupt der evangelischen Stände sich den Dank seiner Glaubensverwandten verdienen und für die Freiheit der Gewissen alle Hilfsmittel der Parthei zu seiner Verfügung rufen können, wenn dieses Amt durch einen lächerlichen Witz des Schicksals Deutschlands nicht in den Händen des katholischen Churfürsten von Sachsen gelegen hätte und wenn es ihm und der Kunst seiner Kirche selbst bei dem erklärten Uebertritt seines Nachfolgers nicht gelungen wäre, die Vereinigung der Evangelischen zur Wahl Brandenburgs oder Hannovers zu vereiteln.

Mislang es indeß auch, Chursachsen aus einer Würde zu verdrängen, die es zum Verräther an seinem Amte oder an den Absichten seiner Kirche machen mußte;

so wurde Brandenburg nichts desto weniger von der öffentlichen Meinung in die oberste Stelle der Evangelischen aufgeschwungen und selbst der schlimme Ausweg der Repressalien, den es bei der Fruchtlosigkeit aller andern Mittel gegen die Katholischen in Minden und Halberstadt einschlug, diente dazu, das Vertrauen zu verstärken. Die Aufforderungen Friedrich Wilhelms, seine Privilegien und Versprechungen, die er hielt, luden alle Bedrängten ein, in Preußen Gewissensfreiheit und Schutz zu finden, und treu der großen Meinung des Churfürsten Friedrich Wilhelm nahm er dankbar an fleißigen Menschen auf, was ihm der Wahn aus der Pfalz, aus Sachsen, aus der Schweiz, aus Frankreich und andern Gegenden zusandte. Seine öden Plätze blühten für das Fruchtkorn auf, und was in diesem System Brandenburgs anfangs vielleicht nur von der Nothwendigkeit eingegeben war, veredelte sich auf dem Wege vom Entschluß bis auf seine Folgen zum reinen Gedanken der Menschlichkeit. Aber auch diese Vortheile waren nicht die letzten. Die warm gepflegte, von seinen Vätern geerbte Absicht des Königs, die Glaubensfragen der Protestanten und Reformirten unter diesen zweideutigen Aussichten in Einklang zu bringen, eine Absicht, die der Politik des Mittelwegs Joachims II. und der Vermischung der Landeseinwohner entsprach, scheiterte zwar an der Hartnäckigkeit der Schriftgelehrten; aber was man im Betreff der Meinungen ausschlug, lehnte der Vortheil nicht mehr ab, der sich in der politischen Versöhnung beider Partheien zeigte. Wie also auch Sachsen im Interesse der katholischen Kirche widersprach, der gute Genius führte

am 27. Februar 1722 in der Versammlung der evangelischen Stände am Reichstage das Wort und hauchte ihnen den Beschluß ein, ihre Angelegenheit, einig und unzertrennlich, gegen Antastungen zu verfechten.

Diesen Schritt rechtfertigte der nächste Augenblick. Waren seit der Einführung des neuen Kalenders unter den Katholiken und der Verbesserung, unter den Protestanten beide Theile in Rücksicht auf den Fall gemeinschaftlicher Feste friedlich neben einander gewandelt, so hörte selbst hier die zufällige Eintracht auf und ihre Rechnung führte sie bei dem Eintritt der Osterfeier 1724 unversöhnlich auseinander. Hätt' es jedoch nur einem astronomischen oder cyklischen Kalkul gegolten, wie wenig wäre die Angelegenheit geeignet gewesen, die Christenheit in Bewegung zu bringen! Aber mit dieser Rechnung vereinigten sich Willkühr und Gewalt, von ihren katholischen Landesherrn wurden Protestanten und Reformirte gezwungen, das Osterfest mit der römischen Kirche zu feiern und nachdem alle Vergleiche Friedrich Wilhelms abgewiesen worden waren, entschloß er sich zu gleicher Maasregel gegen die Katholischen in seinen Landen; ja, er sah sich in der Nothwendigkeit, in dem Stift Essen die Evangelischen mit den Waffen gegen die Eingriffe der Aebtissin zu schützen. Die aufgeregte Stimmung, in welche dieser Vorfall beide Partheien versetzte, hatte sich noch nicht abgekühlt, als die Nachricht von dem Blutgericht, das Polen über die protestantische Stadt Thorn wegen eines Auflaufs des Volks gegen die Jesuitenschule verhängte, mit Schrecken alle Länder durchflog, als der Hilferuf der Waldenser aus den Gebirgen Piemonts die evangelische Welt aufschrie und

im Innern Deutschlands selbst sich Bischöfe herausnahmen, gegen die Grundfesten der Verträge die geistliche Gerichtsbarkeit katholischer Potentaten über ihre evangelische Unterthanen zu vertreten (1725).

Friedrich Wilhelm war noch beschäftigt, diese Gährung der Geister zu beschwören und den bedrängten Glaubensverwandten beizuspringen, und zog im Einverständniß mit Rußland einige Truppen an den polnischen Grenzen zusammen, um den Frieden von Oliva zu bewachen; als die verschiedenen, sich durchkreuzenden Leidenschaften auf einem einzigen Herde zusammenzutreffen drohten. Mit den Hoffnungen, die man ihrer Tochter durch die Verlobung mit Ludwig XV. auf den französischen Thron eröffnete, hatte man den Ehrgeiz der Königin Elisabeth von Spanien beschwichtigt; mit der wortbrüchigen Zurücksendung dieser sechsjährigen Infantin zerrissen der Herzog von Bourbon, erster Minister Frankreichs, und die Marquise von Prie, Regentin dieses Ministers, das kaum geknüpfte Band zwischen beiden Ländern wieder, ehe der Friede noch unterzeichnet war. Die beleidigte Parma klopfte an den Kabinetten Habsburgs an und eben das Oestreich, gestern noch der erbittertste Gegner Philipps V., schloß ihm bereitwillig die Arme auf, weil es seiner eben so zu bedürfen glaubte, als Elisabeth Karls VI. Eine Sorge besonders, die ihm die Natur, und eine zweite, die ihm der merkantile Neid machten, bewirkten bei dem Kaiser diese plötzliche Verwandlung. Mit dem bangen Gedanken, der letzte Habsburger auf dem Thron der Ferdinande zu seyn, hatte dieser Fürst schon seit zwölf Jahren sein mäßiges Talent um ein Auskunfts-

mittel gefragt, dieser Möglichkeit abzuhelfen, und statt es in seiner eigenen Stärke zu suchen, was seinem Geschlecht und Europa wahrscheinlich große Erschütterungen erspart hätte, war er darauf gefallen, die Sicherheit der Zukunft Verträgen anzuvertrauen, zu einer Zeit, wo die Politik keine Achtung für die Heiligkeit derselben mehr hegte. Nachdem er damit angefangen hatte, seine Nichten, die Churprinzessinnen von Sachsen und Baiern zu Verzichtleistungen zu bewegen, war er der Ausführung seines Erbfolgeentwurfs, nach welchem seine Töchter nach dem Recht der Erstgeburt die untheilbaren Kronen empfangen sollten, näher gerückt und hatte dieses Hausgesetz unter dem Namen der pragmatischen Sanktion am 6. December 1724 allen seinen Erbstaaten verkündet. Dies war die Axe, um die sich alle seine Anstrengungen bewegten, dies der schwache Punkt, an dem ihn die auswärtigen Mächte zu ihrem eigenen Vortheil faßten. Philipp V. verbürgte sich, die Verfügung zu achten, und Karl VI. war sein. Die zweite Sorge betraf eine, von ihm zu Ostende errichtete Handelsgesellschaft, die durch lebhaften Verkehr mit dem asiatischen Osten die Eifersucht Hollands und Großbritanniens erregt hatte. In einem geheimen Artikel übernahm Spanien den Schutz dieser ostendeschen Kompagnie und der Kongreß von Kambray, der alle streitigen Fragen der südlichen Mächte schlichten sollte, löste sich in eine nichtige Erscheinung auf.

Diese schleunige Versöhnung und dieses Bündniß, zu andern Zeiten kaum einer Anfrage werth, setzte in dem Jahrhundert der politischen Untreue Frankreich und England in die größte Bestürzung und selbst die Evan-

gelischen glaubten in der Umarmung zweier so warmen Freunde Roms eine geheime Absicht gegen ihre Kirche zu errathen. Wenn in Paris jene Beleidigung der spanischen Elisabeth und in London persönliche Abneigung Karls VI. und Georgs I., merkantile Angelegenheiten und die Umtriebe des Prätendenten zum Argwohn aufforderten; so ersetzten in Berlin die religiöse Spannung und eine Reihe kleiner Beschwerden gegen Oestreich den Mangel aller nähern Beweggründe, jener Verbindung einen schlimmen Zweck unterzulegen. In dieser Stimmung fand Georg I. den König von Preußen bei einem Besuch in Hannover und bedurfte keiner Künste, um ihn zu einem Gegenbündniß mit Großbritannien und Frankreich zu bewegen. Nach der Meinung dieser Mächte stand nichts Geringeres auf dem Spiel, als das Gleichgewicht von Europa, und während sie sich den Besitz ihrer Staaten und den Schutz ihres Handels auf fünfundzwanzig Jahre verbürgten und im dritten Artikel der Urkunde Anordnungen für den Fall des Krieges trafen, hatten sie Preußen die Rolle eines Angriffs auf Schlesien zugedacht. Wie gerecht mußte der Argwohn gegen die Ehrlichkeit der damaligen Staatskunst und wie klein diese selbst seyn, da man an solche Veranlassungen solche Entwürfe knüpfen konnte! (3. Septemb. 1725).

War es indessen die Nichtigkeit der Befürchtungen oder lagen ihm die Gründe zu fern oder wog er die Möglichkeiten des Gewinnes mit den Möglichkeiten des Verlustes ruhiger ab: die nächsten Tage schon fanden den König kühler für die Sache Englands und Frankreichs und das Beispiel Karls VI. und Spaniens in

der Schnelligkeit der Bühnenverwandlung schien anstecken zu werden. Außer der Verstärkung, die seine Kirche aus einer so engen Verbindung mit England zog, ließ sich für Friedrich Wilhelm kaum irgend ein anderer Vortheil absehen. Denn unter den geheimen Absichten, die seine Hand zur Unterzeichnung geführt hatten, war zwar die Berücksichtigung der Jülichschen Erbfolge keine der schwächsten gewesen, und wenn Brandenburg irgend von Umständen eingeladen wurde, auch die zweite, von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm hinterlassene Hälfte dieser Angelegenheit zu bedenken, so wurde es jetzt. Mit dem Churfürsten Karl Philipp von der Pfalz stand auch die andere Linie dieses Hauses, die Neuburgische, auf dem Falle, und wenn die Sulzbachische ohne Widerspruch in den Besitz der Chur einrückte, so sagte gleichwohl kein Vertrag, daß an ihr auch die Rechte auf die Länder Jülich und Berg, Ravenstein, Breskesant und Winnendahl hafteten; seinen Anspruch auf Ravenstein nach Erlöschung Neuburgs hatte sich Brandenburg besonders vorbehalten und den auf die übrigen Besitzungen niemals ausdrücklich fahren lassen. Die Frage um Unterstützung seiner Hoffnungen hatte Friedrich Wilhelm an England und Frankreich gerichtet und um den Preis einer guten Antwort sich ihren Anträgen gefügt; aber, genauer betrachtet, was konnten sie für ihn thun, ohne ihn im Hintergrunde die Zeiten von 1610 befürchten zu lassen, und was Karl VI.? Immer ruhte in der Hand des Kaisers die erste friedliche Vermittelung und ohne Schwertstreich konnte Brandenburg hier gewinnen, sobald es ihn gewonnen hatte. Wenn endlich im Bunde

mit England und Frankreich keine nahen Vortheile für Preußen zu erwarten standen, so hatte es mit ihnen die ganze Gefahr der Situation getheilt und der Eifer, mit dem Rußland der Freundschaft Oestreichs in einem Bündnisse entgegenkam, und die Gesinnungen Polens mit Sachsen setzten ihn über die Größe derselben in Gewißheit. Unter diesen Umständen schickte Karl den Grafen von Seckendorf nach Berlin, und diese Wahl war ein diplomatisches Kunststück.

Seit den Feldzügen in den Niederlanden und der Belagerung von Stralsund in die Gunst Friedrich Wilhelms erhoben und selbst dann ihrer noch gewiß, da er den sächsischen Dienst gegen den östreichischen vertauschte, verstand vielleicht kein Werkzeug Karls sich besser auf die gefährliche Kunst, dem König alle Schwächen abzulauschen und sie seinen Absichten gehorsam zu machen, als dieser Mann. Ohne über die Sittlichkeit der Mittel nachzudenken, ja ohne nach einem andern Zweck zu fragen, als dem Nutzen seines Herrn und seinem eigenen, bot er seine Fähigkeiten jedem Auftrage an, der nach diesem letzten Abgott zielte. Geschmeidig bis zur Kriecherei, Schauspieler genug, um in Sitten und Meinungen dem König einen Spiegel seiner eigenen zu zeigen, stolz gegen Alle, die ihm nicht schaden konnten und Meister in der Geschicklichkeit, durch Windungen auf sein Ziel loszugehen, zugleich General, der Auszeichnung werth, und hinter soldatischer Derbheit, die den biedern Hohenzoller täuschte, die feinste Kenntniß des Wohlstandes und aller häuslichen Verhältnisse verbergend; ein langer Freund des preußischen Generals und Ministers von Grumbkow, eines

königlichen Lieblings und eines nicht viel bessern Charakters — wurde dieser Seckendorf der heimliche schlimme Genius Brandenburgs und Misgriffe Friedrich Wilhelms wie die Thränen seiner Familie hafteten an diesem Namen. Preußen und Oestreich besaßen Proben von seiner Geschicklichkeit. Denn als mit dem kinderlosen Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth ältern Zweiges die Zeit für Preußen näher rückte, die Vortheile jenes Kaufs vom Jahr 1703 einzuziehen, in dem das damalige Haupt der jüngern baireuthischen (kulmbachischen) Linie sein Erbrecht an den König Friedrich I. gegen Weferlingen und eine Geldsumme abgetreten hatte; war es eben dieser Seckendorf, der im Interesse Oestreichs, von den fränkischen Ständen dafür bezahlt und von den kulmbachischen Prinzen durch Versprechungen aufgemuntert, glücklich seine Künste spielen ließ, um, was allen andern Versuchen mislungen war, Friedrich Wilhelm zur Vernichtung jener Urkunde gegen Zurückgabe ihres Preises zu bewegen (1723). Fast zu gleicher Zeit, als ihn Oestreich zur Vollendung seines zweiten Auftrags in die Mark sendete, erlebte es die Wirkung seines ersten: Baireuth starb und Kulmbach folgte (1726).

Einem Werkzeug, wie diesem, das sich so gut auf die Bearbeitung seines Gegenstandes verstand, konnte die schwache Stelle in dem Bollwerke des hannöverschen Vertrags eben so wenig lange unbekannt bleiben, als der Weg, den Entschluß Friedrich Wilhelms zu erschüttern. In seinen Lockungen zeigte Oestreich diesem Fürsten die sichere Straße nach den Ländern Jülich, Berg und Ravenstein, und schon am 12. October

unterschrieb der König zu Wusterhausen einen Pakt, der die fünfundzwanzig Jahre des hannöverschen Bündnisses nach dreizehn Monaten beendigte, Preußen in einen Bürgen der pragmatischen Sanktion verwandelte und in den Wiener Vertrag mit Rußland zog. Zwei Artikel legten dem Kaiser die Verbindlichkeit auf, den Prinzen von Sulzbach, welcher Ansprüche auf Berg und Ravenstein geltend machte, innerhalb sechs Monaten zur Verzichtleistung zu bewegen oder im ungünstigen Fall dem König eine andere Besitzung gleichen Umfangs von seinen eigenen deutschen Ländern als Eigenthum abzutreten, ja die Vorsicht ging so weit, den Vertrag nicht vom Tage der Unterschrift, sondern erst von der Zeit der Erfüllung dieser Bedingungen für gültig zu erklären und wenn diese nicht erfolgen würde, als ungeschehen zu betrachten. Die behutsame Sprache dieses Artikels, ohne Zweifel von den bittern Erfahrungen mit Oestreich herbeigeführt, in welchem sonderbaren Widerspruch steht sie mit der Leichtigkeit, mit der Friedrich Wilhelm an eine ernste Meinung Karls glauben konnte; mit welcher Geschicklichkeit muß Seckendorf agirt haben, um ihn davon zu überreden und die Warnungen ganzer Jahrhunderte Lügen zu strafen und in welches widerliche Licht stellt dieses Vertrauen die Tugend Karls, der mit derselben Feder, womit er diese Bedingungen unterzeichnete, kurz vorher den Sulzbachern dieselben Länder verbürgt hatte! (12. October 1726.)

Aus der Lästigkeit eines solchen Vertrags, mit dem man es in Wien so wenig ehrlich meinte, sich herauszuziehen, ohne die Vortheile desselben zu verlieren, konnte einem Fürsten gegenüber, der hartnäckig auf den Buch-

12 *

staben hielt, nicht die Aufgabe eines gemeinen Kopfs seyn und mußte unauflösbar bleiben, sobald nicht Umstände eintraten, die dem Könige Oestreich eben so nothwendig machten, als im Augenblick Preußen dem Kaiser war. Zuversichtlich, wie ein geübter Spieler, rechnete Seckendorf auf diese Zufälle und besetzte mit Grumbkow alle Zugänge zu den Neigungen Friedrich Wilhelms. Gleichwohl waren jene sechs Monate abgelaufen, ohne daß ihm etwas anderes zu Hilfe gekommen wäre, als seine Ueberredungskunst: der König mahnte und Karl schickte weder die Entsagungsurkunde Sulzbachs noch hatte er einen Augenblick daran gedacht, für ihn sich eines Landstrichs zu entschlagen. Die Kaiserin von Rußland, Katharina I., starb und bald darauf mit dem Falle Menczikows war für Oestreich keine sichere Rechnung auf das Kabinet von Petersburg mehr zu stellen, selbst das Bündniß von Hannover dehnte sich durch den Beitritt Hollands, Schwedens und Dänemarks unverhältnißmäßig aus, Europa stand in Schlachtordnung und an den Säulen des Herkules ertönte schon das Signal. Seckendorfs Spiel gerieth in Gefahr. Aber während er zwischen einer schlimmen Alternative geschaukelt wurde, hatten zwei gleich warme Freunde des Friedens, die Minister Fleury in Frankreich und Robert Walpole in England, an der Aussöhnung der Leidenschaften gearbeitet und wanden zu Paris und Wien den Gerüsteten die Waffen aus der Hand. Durch Aufhebung auf sieben Jahre opferte Oestreich seinen Handel von Ostende, um nicht mehr preisgeben zu müssen (1727).

Für den Werth dieser Verhandlungen war es frei-

lich ein Uebelstand, daß man einen traurigen Rest von streitigen Fragen auf eine allgemeine Zusammenkunft zu Soissons aufhob und bei der Wallung der Begierden konnte kein Fleury dafür stehen, was sich bis dahin begeben würde. Aber Oestreich hatte den Vortheil gewonnen, daß mit dem Bedürfnisse des preußischen Bündnisses auch der Preis fallen mußte und daß, wenn es auch weit entfernt war, seiner entbehren zu wollen, schon der Schein ausreichte, es zu können. Doch es war noch mehr, was das Spiel veränderte und durch kleine Wendungen die Rollen wechselte. Kaum hatten jene Wiener Traktate den Kaiser und Seckendorf in ein bequemeres Verhältniß zu ihren Verheißungen gestellt, als ein Thronwechsel in England dem Könige von Preußen einen Stützpunkt kostete, den er durch Bande des Bluts in der öffentlichen Meinung immer noch besessen hatte. Weniger gegen Oestreich eingenommen, als sein Vater, nahm Georg II. eine persönliche, seit seinen Knabenjahren eingesogene Abneigung gegen Friedrich Wilhelm mit auf den Thron, die ohne Schonung des schwägerlichen Verhältnisses sich oft in beißendem Witze Luft machte und in Berlin mit denselben Waffen erwiedert wurde. Seckendorf unterließ nichts, diesen Haß anzuschüren und wußte sogar den Plan wechselseitiger Vermählungen zwischen ihren Kindern troß der Königin zu vereiteln; ein Dienst, dessen Größe der Kaiser anzuerkennen wußte.

Die Lücke also, die im System seiner Freunde durch den Ausfall Englands entstand, eilte Friedrich Wilhelm mit Oestreich zu besetzen und im ganzen Umkreise der Reichsländer besaß Karl kaum einen feu-

rigern Anhänger, als Brandenburg. Nicht zufrieden, ihm alle Opfer seiner Freundschaft entgegen zu tragen, war der König bereit, ihm auch fremde zu verschaffen und begab sich auf die Einflüsterung Seckendorfs nach Dresden, um unter dem Vorwand eines gewöhnlichen Besuches August II. in das Interesse Oestreichs zu ziehen. Mitten unter verführerischen Genüssen, zu deren Erfindung das Genie der Ueppigkeit an diesem Hofe sich anstrengte, verlor er diese Absicht nicht aus den Augen, und wenn er mit wohlfeilen Versicherungen abgefunden wurde, wenn er an der schlimmen Meinung Augusts von den Entwürfen Habsburgs scheiterte und hier einem heimlichen, aber unbesiegbaren Widerstande begegnete, so ersetzte er dem Kaiser durch um so größere Wärme, was er ihm an Erweiterung seiner Freunde nicht gewähren konnte. Gleichwohl lag immer noch der verfängliche Vertrag vom 12. October im Hintergrunde und wie künstlich auch Seckendorf alle Erinnerungen beschwichtigte, wie geschickt er auch die ganze Schuld der Verzögerung von der Schulter Karls auf die hannöverschen Verbündeten zu werfen wußte, die sich feindlich zwischen die kaiserliche Absicht und die Wünsche Preußens gestellt hätten; dennoch konnte eine Zeit kommen, wo Oestreichs Frage mit der Frage nach jenen Bedingungen beantwortet wurde. Um nichts Geringeres zu vermeiden, als dieß, und die für Karl lästige Klausel zu verwischen, war es noch nicht hinreichend, England und Preußen durch kleine Leidenschaften zu trennen, sie mußten bis zu Herausforderungen zusammengeführt werden, und diesen Dienst leistete dem Grafen Seckendorf eine Reihe gelegener Zufälle.

Die unselige Zwietracht, die in Mecklenburg das Band zwischen Fürsten und Landständen zerrissen hatte, war durch den kaiserlichen Auftrag an Hannover und Wolfenbüttel, die Unterthanen gegen landesherrliche Willkühr durch militärische Besetzung zu schützen, auf einen Grad von Erbitterung gestiegen, der das Schlimmste befürchten ließ. Um seinem Willen Achtung zu verschaffen, faßte der Kaiser den Entschluß, den Herzog zur Abtretung der Regierung an seinen Bruder bis zur Leistung des Gehorsams zu zwingen und trug nicht ohne Berechnung die Vollstreckung dieses Befehls dem Könige von Preußen auf (11. Mai). Aber weder Hannover noch Wolfenbüttel waren gesonnen, die dankbare Rolle an Brandenburg abzutreten, und statt das Misvergnügen, das sie darüber empfanden, auf den Schöpfer in Wien überzutragen, suchten sie die Quelle in einer neidischen Einmischung des Berliner Kabinets. Die Spaltung riß weiter auf und eine ähnliche Angelegenheit in Ostfriesland diente nicht dazu, sie wieder zu schließen. Wie auf Mecklenburg, hatte Hannover auf diesen fruchtbaren, zum Handel geschaffenen Winkel Deutschlands begehrliche Absichten gerichtet und sah sie auch hier von Brandenburg durchkreuzt, das wegen des ernsten Zwistes zwischen Potentaten und Landständen schon seit den Tagen des Churfürsten Friedrich Wilhelms eine Besatzung darin nicht ohne Rücksicht auf die Nachfolge unterhielt. Wie dort, war es also auch hier Hohenzollern, was den Braunschweigern den Weg verengte und sie veranlaßte, in einem Akte der Gesetzlichkeit eine kaiserliche Partheilichkeit zu bemerken. Von diesen Umständen genährt und aufgetrieben, von andern,

nicht bedeutendern, und von den Zuflüsterungen Seckendorfs eben so emsig unterhalten, hatte diese Stimmung schon einen stechenden Geschmack von Bitterkeit angenommen, als das Geschäft der Werber, welche Unterthanen Georgs auf brandenburgischem und hannöverschem Boden gewaltsam unter die Fahnen gerissen hatten, den Ausschlag gab. Georg griff den König an der verletzbarsten Stelle an, wenn er ihm diese antastete, und das Einzige hätte hingereicht, das verwandte Blut in Quellen tödtlicher Feindschaft zu verwandeln. Jetzt hielt es Seckendorf für die rechte Zeit, die großen Vortheile der östreichischen Freundschaft vor ihm auszubreiten und die Schlinge eines neuen geheimen Vertrags um ihn zu werfen, der des ersten Früchte mit ihrer Zeitigung weit und zweifelhaft hinaus rückte und alle übrigen in die Schale Oestreichs warf. Preußen stellt 10,000 Mann im Fall eines Kriegs zur Verfügung des Kaisers und außer ihnen gegen einen Reichsfeind noch das Kontingent, gewährleistet nochmals die Vollziehung der pragmatischen Sanktion und betrachtet die Sache Oestreichs als die seinige. Der Kaiser verspricht ihm Berg und Ravenstein nach Abgang des Neuburgischen Geschlechts und zur Ausschließung des Sulzbachischen Schutz seiner Rechte. Jülich bleibt im Verband des Churfürstenthums Pfalz, oder wird im Fall, daß Sulzbach die Abtretung Bergs und Ravensteins verweigere, mit Hilfe alter Ansprüche und preußischer Unterstützung für Oestreich eingefordert. So geschickt hatte Seckendorf jene sechsmonatliche Frist in eine unbestimmte verwandelt, die vom Willen der Natur abhing, so gewandt den Kaiser der Sorge für

ein Document aus den Händen Sulzbachs überhoben, ohne einen Fuß breit eigenen Landes dagegen einzusetzen, und so taschenspielerisch die Frage Brandenburgs nach dem Jülichschen Erbe zur Frage Oestreichs verdreht! Denn seit ihre Hoffnungen sich belebten, hatten die Sulzbacher keinen Resignationsvorschlägen Gehör gegeben, stand es zu erwarten, daß sie es jemals thun würden? Und gegen alle diese neuen Vortheile hatte Oestreich keinen einzigen des frühern Vertrags eingebüßt! (23. December 1728.)

Eine so ungleiche Theilung der Gewinnste setzte entweder eine blinde Anhänglichkeit an das Haus Habsburg voraus, und wirklich war mit Ilgen ein behutsamer Gegner desselben im Berliner Kabinet gestorben, oder Friedrich Wilhelm mußte sich in einer Lage befinden, die ihm die Freundschaft Karls zum dringenden Bedürfnisse machte; ein Fall, der nicht weniger gewiß war. Mit heftiger Steigerung seiner Beschwerden gegen preußische Werber, die keines Völkerrechtes schonten, forderte Hannover Achtung für seine Grenzen und seine Unterthanen, und ließ über zweihundert brandenburgische Soldaten auf seinem Boden gefangen setzen. Kurz darauf erhielt der königliche Gesandte die Weisung, Hannover zu verlassen und der stille Krieg der Diplomatik wurde von den Federn der Partheien auf das Feld der Oeffentlichkeit gespielt. Von den Werbern selbst gereizt, erklärte sich die Meinung Deutschlands gegen den preußischen Hof, und diese Widersetzlichkeit der öffentlichen Stimme, die er unzeitig selbst zum Gericht über sich und Hannover aufgefordert hatte, riß den König bis zum Entschluß fort, das Schwert in die

Wagschale zu werfen. Jetzt war es an ihm, die Freundschaft Oestreichs anzurufen und zu seiner Beruhigung enthielt der letzte Traktat einen Punkt, der eine Theilung der Gefahr festgesetzt hatte. Mit unseliger Emsigkeit, zwischen den erbitterten Gemüthern jede Brücke der Versöhnung niederzureißen, malte ihm Seckendorf mit prahlerischen Farben den Antheil des Kaisers aus und eröffnete ihm die Hoffnung auf einen Beistand von 12,000 Mann. Selbst Sachsen, so wenig es sich mit Oestreich auf gleichen Absichten begegnete, traf hier im Haß gegen Hannover mit ihm zusammen und machte sich bereit, 8,000 Mann für Preußen in's Feld zu stellen. Während 44,000 Brandenburger an den Grenzen standen, um auf einen Wink den hannöverschen Boden zu überströmen, hatte Georg II. seine Verbündete, welche britische Subsidien zogen, Schweden, Dänemark, Hessen und Wolfenbüttel aufgeboten, und mit Rußland, Holland und Frankreich Unterhandlungen angeknüpft. Zwei Sommermonate standen sich die Gegner in den Ebenen Niederdeutschlands gerüstet gegenüber, kein Diener Friedrich Wilhelms schien den Muth der Sprache mehr zu haben und die häßliche Aussaat Seckendorfs ungehindert an dem Feuer der königlichen Leidenschaften zu reifen.

Ehe der König sich zum Heer begab, versammelte er noch einmal den Staatsrath um sich, unstreitig in der Erwartung, mit der Zustimmung desselben den leisen Zweifel an seinem Recht zu beschwichtigen, und dieser Augenblick endlich, der äußerste, reißt den Feldmarschall von Nazmer hin, dem Ausbruch sich in den Weg zu stürzen. Für die Päpstischen und den Kaiser

würd' es ein ergötzliches Schauspiel seyn, wenn zwei so mächtige Stützen der evangelischen Kirche und zwei so ehrwürdige Stände des heiligen römischen Reichs sich gegenseitig aufrieben, denn, um es endlich zu gestehen, das wolle man in Wien und das sei der verbrecherische Zweck der Sendung Seckendorfs. Mit der Allmacht der Wahrheit zieht dieser treue, im Kriege grau gewordene Diener die Decke von den wahren Absichten des schlauen Oestreichers weg und zeigt dem König schonungslos, mit der Beredtsamkeit des Diensteifers, die Aussicht auf die Felder, wo um einer solchen Sache willen die besten Kräfte seines Landes, die Früchte eines sechzehnjährigen unermüdeten Fleißes, die Blüthe seines Heeres, die Hoffnungen seiner Kirche würden begraben werden. Diese Sprache aus einem Munde, der nicht gewohnt war zu zittern, versetzte den König in sichtbare Bewegung und diesen Augenblick ergriffen die übrigen Glieder des Staatsraths, um den Eindruck zu verstärken und das Bild von den heimlichen Motiven Oestreichs weiter auszumalen. Auf solche Weise mußte das heiße Blut Friedrich Wilhelms der bessern Hälfte seiner Natur Zeit lassen, die großen Folgen mit den kleinen Ursachen abzuwägen, und mehr bedurfte es nicht, um ihn für eine friedliche Ausgleichung umzustimmen. Auf Veranlassung der Partheien übernahmen Gotha und Wolfenbüttel das Amt der Schiedsrichter und eröffneten am 20. October 1729 zu Braunschweig Verhandlungen, die, wie sich auch Seckendorf von neuem dazwischen warf, und auf alle reizbaren Stellen des königlichen Charakters seine geschickten Angriffe spielen ließ, zu einem glücklichen Ausgange gefördert wur-

den (16. 18. April 1730). Die gefangenen Brandenburger wurden von Hannover auf freien Fuß gestellt und von den für den preußischen Dienst gewaltsam angeworbenen Unterthanen Georgs einundfunfzig Mann zurückgegeben, der Rest war theils nicht auf hannöverschem Boden geboren, theils freiwillig unter die Fahnen getreten, theils in den Regimentern nicht sogleich aufzufinden.

So entfernt indeß der Antheil war, den die Aufrichtigkeit der Gesinnung an dieser Aussöhnung hatte und so wenig die Werbungen aufhörten, durch Geringschätzung fremden Bodens und der menschlichen Würde die Fürsten zu reizen; so gewiß war sie ein glückliches Ereigniß für die Freundschaft Karls VI. und Friedrich Wilhelms, weil sie von Seiten Oestreichs der Nothwendigkeit einer Probe überhoben wurde. Denn konnte der König im Ernst an die Aechtheit der Versicherungen glauben, waren die Kunststücke des schlauen Werkzeugs jenes Kabinets und die feurigen Erklärungen seines Staatsrathes noch nicht fähig, ihn von dem Wahn zurückzubringen, daß Oestreich im Nothfall den Bund mit Blut besiegeln werde; so war der Kaiser eben auf dem Wege, ihm über die Meinung einen Wink zu geben, wie man in Wien das Wort Zuverlässigkeit verstände. Während man sich dort noch an der Aussicht auf die Selbstaufreibung zweier gefürchteter Reichsstände und Vertheidiger des Protestantismus ergötzte und durch den Athem Seckendorfs den erlöschenden Zunder anblies, spielte ihm Elisabeth von Spanien selbst einen hinterlistigen Streich, vergaß das Wiener Bündniß und vereinigte sich zu Sevilla mit England und Frankreich,

um ihrem Sohne schon jetzt durch Besetzung mit Spaniern die Länder Toskana und Parma zu versichern. In dem Fall, noch einmal die Waffen ergreifen zu müssen und seiner Freunde zu bedürfen, drückte Oestreich wärmer als sonst die Hand Friedrich Wilhelms und in demselben Maaße, wie es ihm Beweise von Beachtung seiner Wünsche geben zu müssen glaubte, näherte sich die Hoffnung auf eine günstige Ausgleichung mit dem pfälzischen Hause. Ja, im Vertrauen auf die Thätigkeit des Kaisers wies Friedrich Wilhelm den Pfalzgrafen von Zweibrücken mit einer Annäherung zurück und legte zuversichtlich die Entscheidung in die Hände des Reichstags nieder, wo sich vom östreichischen Einflusse alles erwarten ließ. Aber unterdeß seine Hoffnung jenes rheinische Erbe schon umfaßte und der Kaiser alle Entschlüsse Friedrich Wilhelms am Gängelbande leitete, hatten England und Holland dem Entwurf der pragmatischen Sanktion geschmeichelt und wußten ihm damit die gänzliche Aufhebung der Ostendeschen Kompagnie und die Einwilligung zur Besetzung jener italischen Lande zu entlocken. Hinter dem Rücken Friedrich Wilhelms hatte also Karl mit seinem Lieblingsgedanken sich in die Arme Georgs geworfen, desselben Georgs, gegen den er im Herzen des Königs die Erbitterung genährt und den mit allen Familienvortheilen zu opfern sich Preußen Oestreichs wegen keinen Augenblick bedacht hatte. An der lauern Stimmung des Kaisers gegen Brandenburg — denn was hätte ihm nun noch eine wärmere einhauchen sollen? — fühlte Pfalz, daß es jetzt nicht Zeit sei, wegen der jülichschen Lande abzuschließen und wußte wieder die

Verhandlungen unabsehbar auszudehnen, ja dieser Churfürst wie Sulzbach beriefen sich auf die Vermittelung des britischen Georgs und Hollands und erinnerten den Kaiser an seine Bürgschaft von 1726 zum Vortheil der pfälzischen Prätendenten. Jetzt endlich kamen Momente, wo das Vertrauen zu Karl erschüttert wurde und Friedrich Wilhelm mit seinen beschämenden Täuschungen seine Hand bedenklicher aus dem Bund einer solchen Freundschaft zog. Zweimal hintergangen, wollt' er es nicht zum dritten Mal werden und wie wenig er auch gesonnen war, sich in den Feind Oestreichs zu verwandeln, ja wie er auch noch die alte Sprache der Zuneigung fortführte, dennoch blieb der Stachel des Argwohns zurück und senkte sich tiefer und tiefer (1731).

Ohne Zweifel war es dieses Spiel mit seinen Hoffnungen auf Jülich und Berg, was dem König eine endliche Ausgleichung mit Nassau-Oranien wünschenswerther machte, als jemals, und der Zeitpunkt der Volljährigkeit, in welche der Sohn des verunglückten Friso eintrat, kam diesem Verlangen eben so zu Hilfe, wie der Wille desselben. Was also in den frühern Unterhandlungen streitig geblieben war, eilten die Bevollmächtigten beider Theile in einer Urkunde abzuthun, in deren Eingang die Beschuldigung eines unredlichen Verfahrens, womit die Generalstaaten als Vollstrecker des Testaments Wilhelms III. belastet werden, die Einsicht in die Motive der Abschließenden öffnet. Auf den Fuß der Berliner Verhandlungen von 1722, die nicht zur Reife gekommen waren, hielt man das Auskunftsmittel einer gemeinsamen Theilung fest, und dem König

wurden außer jenen Ländereien, welche Preußen im Frieden von Utrecht schon an Frankreich abgetreten hatte, das Fürstenthum Mörs, Lingen, Montfort, die Herrschaften Ober- und Niederswaluve, Nealtwy's, Honderland, Wateringen, Orangepolder und Gravesande, Herstall, Turnhout, die Häuser, der alte Hof im Haag und Honslardyk und der Zoll zu Gennep zugesprochen, während der Prinz von Nassau-Oranien den Rest der Erbschaft behielt. Ueberdieß fielen von den Renten, welche auf den Zöllen der Maas hafteten, 80,000 Gulden auf den König, 20,000 auf den Prinzen, und wegen der hinterlassenen Kostbarkeiten blieb es bei der Theilung vom Jahr 1702. Außer von Mörs und Lingen von oranischer Seite und dem Marquisat Terveere und Vließingen von preußischer, behielten beide Häuser gemeinschaftliche Titel und verbürgten sich diesen Vertrag gegen jede Anfechtung (14. Mai 1732). Wie klug der König gehandelt habe, diese lange Streitfrage aufzulösen, und wie starke Aufforderung er besitze, seinen Verdacht gegen Oestreich nicht zurückzunehmen, davon lieferte ihm selbst sein Anspruch auf die Erbfolge in Ostfriesland und die sichtbare Mislaune eine Probe, in welche Karl durch die Annahme des Titels von brandenburgischer Seite versetzt wurde und womit er dieser einfachen Handlung eine feindselige Absicht gegen seine Wünsche unterschob; eine Deutung, gegen die sich der König sogar verwahren zu müssen glaubte. Er gestehe, schrieb er an Seckendorf, daß er diese Sache für eine Kleinigkeit halte und daß kein boshafter Beweggrund unterliege, auch versichere er, daß sie nicht fähig sei, seine Freundschaft für den Kaiser zu erschüttern.

Es ist kaum zu zweifeln, daß diese in einem vertraulichen Schreiben hingeworfene Versicherung troß der Kälte, die sich zwischen beiden einstellte, aufrichtig gemeint war und daß der König wünschte, von kaiserlicher Seite gleichfalls einen Beweis davon zu erhalten; auch unterließ Seckendorf nichts, den Argwohn mit prahlerischen Anpreisungen zu ersticken. Aber als wenn sich alles vereinigt hätte, diesen Rest eines Vertrauens von gestern zu zerstören, war es ein schlimmes Zusammentreffen von Umständen, daß Friedrich Wilhelm eben jetzt, wo er durch Empfehlung der pragmatischen Sanktion dem Hause Habsburg einen der angenehmsten Dienste leistete, von dem Nothschrei seiner Glaubensverwandten aus den Gebirgen Salzburgs bestürmt wurde, auch wieder einen Gegendienst zu verlangen.

Denn seit den Zeiten der Ferdinande war den Religionspakten und Friedensschlüssen kein so lauter Hohn gesprochen, als in dieser Verfolgung, die der Erzbischof, ein Firmian von Geburt, über nahe an dreißig tausend evangelische Unterthanen verhängte; nie war eine mit so kalter Bosheit entworfen, mit so viel Raubsucht begonnen und mit so viel Gewandtheit ausgeführt worden, als diese. Von einem geistlichen Regenten preisgegeben, der den Ehrgeiz besaß, sich den Kardinalshut zu verdienen, und den unreinen Begierden seines Kanzlers hingeworfen, der sich auf die Wahl seiner Werkzeuge verstand, unter der Beschuldigung des Aufruhrs selbst von östreichischen Bajonetten, wie Delinquenten, bewacht und mitten in katholischen Ländern fast von aller Hilfe auf Erden abgeschnitten, hatten diese Salzburger durch die wenigen Boten, die von

ihrem Unglück erzählten, die ganze protestantische Welt in Bewegung gebracht und den Kampf, der in ihren Thälern gegen sie geführt wurde, an den Reichstag nach Regensburg versetzt. Friedrich Wilhelm, den anfangs die, gegen sie mit schlauer Berechnung von der Salzburgischen Regierung erhobene, Beschuldigung des Aufruhrs und eines abweichenden Bekenntnisses getäuscht hatte, erklärte sich zu ihrem wärmsten Vertheidiger, sobald er durch die Prüfung zweier Salzburger in Berlin eines Bessern belehrt war. Mit der ganzen Schärfe eines beleidigten Konfessionsverwandten forderte er, als Vertreter des westphälischen Friedens, die menschlichen Rechte jener Landleute von dem Priester Roms zurück, und machte durch die Drohung mit Vergeltung die Katholischen in seinen Ländern zittern (1. März). Seine königliche Majestät, ließ er der Salzburgischen Gesandtschaft am Reichstage schreiben, lebe der Ueberzeugung, daß Gott allein Herr über die Gewissen sei, und daß Maasregeln, wie sie der Erzbischof zu ergreifen für gut halte, niemals ersprießlich seyn können; ohne Unterschied des Glaubens gewähre sie in ihren Landen dem katholischen, wie dem evangelischen Unterthan Schutz und Beistand, und sei daher berechtigt, dasselbe von katholischen Landesherrn zu erwarten, ohne genöthigt zu werden, ihre Meinung zu ändern. Sie öffne jenen Glaubensverwandten ihre Grenzen, und werde sie wie ihre eigenen Unterthanen zu schützen wissen, wenn sie an dem Genuß der friedensschlußmäßigen Wohlthaten ferner verhindert werden sollten (9. März). Jetzt war es an dem Kaiser, den lauten Mahnungen der evangelischen Fürsten Gehör zu geben,

und Preußen war nicht der letzte, der ihn darum anging. Die kaiserliche Majestät werde sich erinnern, ließ er am 18. März durch seinen Gesandten vorstellen, mit welcher Ergebenheit und Treue Preußen die Absichten des Hauses Habsburg unterstützt habe; um so mehr sei es zu beklagen, daß der Zweck derselben, der Friede des Vaterlandes, nicht erreicht werde, und daß man zu glauben Ursache habe, die kaiserliche Majestät sei von den Bedrängnissen der Evangelischen, sogar in ihren eigenen Landen, nicht hinlänglich unterrichtet.

Das war es nicht, und dafür hatte der evangelische Reichskörper gesorgt; aber Karl hatte niemals über der kirchlichen Politik seines Hauses gestanden, und so hochtönend die Aufforderung an den Erzbischof lautete, seinen evangelischen Unterthanen die Wohlthaten der Reichsverträge nicht länger zu entziehen, so verstand sich der Geistliche doch zu gut auf diese Sprache, um nicht mitten im Frieden seinen Verfolgungskrieg fortzusetzen. Friedrich Wilhelm konnte nicht lange über diese Meinung Karls im Zweifel bleiben, und weder in dem Fall, noch gesonnen, diese Frage auf die Spitze einer Alternative hinaufzutreiben und die bereiten Stoffe eines Religionskampfes wieder zu entzünden, öffnete er den Bedrängten seine Arme. Schon unter dem 2. Februar hatte er seine Einladungen mit den Freiheiten, welche Ansiedler in seinen Staaten genossen, dem fliehenden Salzburg entgegengetragen und that seine Schätze auf, um die Wanderer zu unterstützen. Ein Kommissair empfing sie an den baierischen Grenzen, und den ganzen Sommer hindurch waren alle Straßen nach Berlin mit wanderndem Volk bedeckt, um sein menschenleeres

Preußen zu beleben. In wenigen Monaten ist die Zahl seiner Unterthanen um zwanzigtausend vermehrt, neue Dörfer stehen auf und die Tonnen Goldes, die er an die Menschlichkeit und den beneidenswerthen Ruhm seines Namens verschenkt hat, wuchern seinem Vortheil über alle Berechnung. Kurz darauf sieht er Menschenschwärme vom Rhein und aus Polen, selbst aus den kaiserlichen Erbländern Böhmen und Ungarn einziehen, die er nicht weniger freigebig empfängt, und selbst seine letzte Hoffnung, daß man in Wien die reizbare Stelle der religiösen Meinung schonen werde, war nun von diesen Erfahrungen unbelebbar erdrückt.

Durch solche Proben war in der Kürze weniger Jahre die Freundschaft zwischen Karl und Friedrich Wilhelm durchgeführt worden, und die Wiederholung von einer pomphaften Ankündigung der Aufrichtigkeit Oestreichs fiel noch mitten in die letztere hinein, als Seckendorf, dem die Abnahme der Wärme nicht entging, noch eine äußerste beschloß, und unfähig, den schneidenden Widerspruch der Handlungen seines Kabinets mit seinen Versprechungen länger zu verdecken, den König zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser überredete. Selbst Friedrich Wilhelm muß von diesem Schritt etwas erwartet haben, denn er zögerte nicht, sich im Juli nach Chlumiz in Böhmen zu begeben, wo der Kaiser kurz darauf ankam. War es indeß der schlimme Eindruck, den das Benehmen Oestreichs im Innern des Königs hinterlassen hatte und der durch die Züge vertriebener Glaubensverwandten in aller Frische erhalten wurde, oder war es der große Abstand seines Karls von dem wirkli-

chen, was die Wirkung dieser Zusammenkunft schwächte, oder war es der abgemessene spanische Paradeschritt der kaiserlichen Freundschaft, oder die Vorsicht, mit der man bindenden Versprechungen auswich, oder endlich alles dieß zusammen; kurz, Friedrich Wilhelm verließ Chlumiz und Prag, wo beide Monarchen sich noch einmal begegneten, in völlig anderer Stimmung, als er hingekommen war, und das letzte Probestück, das Seckendorf unklug gewagt hatte, vollendete die Niederlage seines amtlichen Einflusses, wenn ihm auch der König die alte persönliche Neigung auf längere Zeiten aufsparte, als die zu seinem Herrn gedauert hatte. Selbst von dem Irrthum, in welchen Friedrich Wilhelm durch die hingehaltenen Hoffnungen auf die bergischen Lande eingewiegt worden war, fiel die letzte Binde ab, und Sinzendorf, der Minister Karls, hielt es nicht einmal für nöthig, das Spiel der Täuschung über die wahre Meinung Oestreichs fortzusetzen. So hatten Politik, Religion und Persönlichkeit den künstlichen Verband einer Freundschaft gelüftet, die das Werk eines gemeinen Eigennutzes und der Erinnerung an das Verhältniß der Glieder zum Haupte Deutschlands gewesen war.

Ohne Zweifel würde es eine sehr überflüssige Bemühung seyn, die Geschichte einer solchen Freundschaft zu verfolgen, die weder in ihren Quellen, noch in ihrer Stärke etwas Ungewöhnliches an sich trug, wenn sie nicht eines Theils durch geheime psychische Fäden mit den Entschlüssen des Nachfolgers Friedrich Wilhelms zusammenhinge, und bei dem Einflusse, den sie selbst auf das jugendliche Glück desselben äußerte,

das verbindende Glied zwischen dem schroffen Absprung der Stimmung dieses Erben von der nur zu Zeiten veränderten Gesinnung der Hohenzollern gegen Oestreich bildete, wenn sie also nicht einen gewissen historischen Werth besäße; andern Theils aber auch, wenn sie die Politik Friedrich Wilhelms selbst nicht in einer Schwankung gehalten hätte, welche die Meinung anderer Staaten von dem preußischen schwächte und den König bittern Beschämungen aussetzte. Denn welche Erfahrungen er auch mit dieser Freundschaft gemacht haben mochte, sie waren bei weitem die schlimmsten noch nicht.

Allem Anschein nach war es die Erkaltung derselben und die bergische Angelegenheit nicht allein, was den Grafen Seckendorf vermocht hatte, die Häupter in Chlumiz zusammenzuführen; er mochte noch ganz andere Aussichten zu ihrer Vereinigung im Hintergrunde bemerken, und es ist schwer zu glauben, daß einem so schlauen Beobachter und einem so brauchbaren Werkzeuge des Wiener Kabinets die diplomatischen Zurüstungen zu einem Streiche sollten entgangen oder verheimlicht worden seyn, der auf einen der wichtigsten Staaten im Norden zielte. Immer den Blick auf seine pragmatische Sanktion geheftet, hatte es Oestreich übel empfunden, daß das Churhaus Sachsen, dasjenige, an dessen Einwilligung ihm am meisten lag, aus Privatvortheil die Annahme bisher hartnäckig verweigert hatte, und daß, was diesen Umstand verschlimmerte, eben dieses Haus einen gefährlichen Thron in der Nähe besaß, den erblich zu machen, der König August II. nicht undeutlich die Absicht verrathen hatte. Was es

daher auch kosten mochte, Oestreich beschloß, der Wahl des Churprinzen in Polen um jeden Preis zuvorzukommen, und stieß in Rußland auf einen ähnlichen Plan gegen den ehemaligen König Stanislav Lescinzky, der als Piast und aus alten Rechten Hoffnung genug besaß, nach dem Tode Augusts die Krone wieder zu erhalten und, als Schwiegervater Ludwigs XV., mit französischen Waffen zu schützen. Haß, von seinem Unglück nicht beschwichtigt, und die Absicht, Polen in ohnmächtiger Schwäche zu halten und von jedem auswärtigen Stützpunkte abzuschneiden, arbeiteten also in Petersburg diesem Fürsten schon zu einer Zeit entgegen, wo er selbst noch nicht zu hoffen wagte.

In dieser Absicht hatte Rußland, ohne es zu wissen, in Berlin immer sehr warme Anhänger gefunden, weil der Plan des Churfürsten Friedrich Wilhelm immer noch so lange nur zur Hälfte vollendet schien, als nicht das polnische Preußen in die Grenzen Brandenburgs gezogen war, weil das Gewicht dieses Hauses in dem Grade steigen mußte, als Polen fiel, weil es seiner Lage nach fast in alle Kämpfe dieses Reiches sich verwickelt sah und, selbst partheilos, einen schweren Theil ihrer Lasten fühlte, und weil endlich mehr als sonst fast alle politischen Entwürfe der Kabinette um den Gedanken nach Vergrößerung kreisten. Ehe noch die Augenblicke reif waren, hatte der Plan zu einer Theilung schon in dem Haupte Ilgens geschlummert, und wenn dieser fähige Staatsmann an der Unentschlossenheit der sächsischen Minister und an der schwedischen Macht gescheitert war, so schien sich jetzt, wo Polen keinen einzigen Freund, nicht einmal an seinem

König mehr besaß, der Moment um so gelegener anzubieten. In dieser Stimmung befand sich der Berliner Hof, und August schlug diese Saite aus Sorge für seinen Nachfolger schon in einer Unterredung mit dem Feldmarschall von Grumbkow zu Küstrin wieder an, als sich Rußland mit Preußen verstand, und Oestreich beide zu seinen Absichten vereinigte. Der Traktat, der die Folge war, lautete auf Ausschließung der sächsischen und französischen Kronbewerber, unter welchen namentlich Stanislaus verstanden wurde, und versprach die Krone einem portugiesischen Prinzen, der weder Eigenschaften, noch Hilfsmittel besaß, sie in Achtung zu setzen. Jeder der Verbündeten unterstützt die Wahl desselben mit 30,000 Dukaten und militärischer Macht. Ein preußischer Prinz steigt nach Aussterben des Kettlerschen Hauses auf den Herzogsstuhl von Kurland, und der König Friedrich Wilhelm erhält Düsseldorf und das Herzogthum Berg (13. December 1732).

Noch einmal zeigte sich also der Hoffnung auf dieses streitige Erbe, dem Pflegekinde Friedrich Wilhelms, das Glück, und der Beitritt Rußlands schien es unzweifelhafter zu machen; mit einem Federzuge schienen sich zwei der stärksten Mächte zu verschreiben, den alten Wunsch Brandenburgs in Absicht auf die Schwächung Polens auszuführen, und dieses Haus überdieß durch ein ansehnliches Fürstenthum im Norden zu vergrößern. Für den Segen dieser Uebereinkunft war es jedoch schon eine üble Vorbedeutung, daß die Vortheile für Preußen zu unverkennbar zu Tage lagen; das Schlimmste aber, was sie treffen konnte, war die

Entbehrlichkeit Brandenburgs für die Entwürfe seiner Verbündeten. Wie bestimmt der Buchstabe dieses Vertrags auch gegen Sachsen sprach, so war es doch eigentlich nicht eine Nothwendigkeit der Politik, was es ausschloß, denn selbst mit Polen stand von ihm nicht viel zu befürchten; sondern nur eine Rücksicht des Hauses Habsburg, und konnte sich Sachsen nie entschließen, diese Rücksicht zu bedenken? Was endlich, wenn dieß geschähe, den Kabinetten von Wien und Petersburg den sächsischen Churprinzen im Stillen sehr warm empfehlen mußte, war der große Abstand seiner geistigen Fähigkeiten von den väterlichen, und die Aussicht auf eine entschiedene Abhängigkeit desselben von seiner Umgebung. Umstände dieser Art hielten die Hand Karls VI. noch von der Vollziehung jenes Vertrags der Minister zurück, und bewirkten durch seine Einflüsterung in Petersburg eine ähnliche Bedächtigkeit, als sie bereits durch den Tod Augusts von Polen überrascht wurden (1733).

Jetzt endlich, nachdem es in der politischen Atmosphäre Europa's lange Zeit gewetterleuchtet hatte, zogen sich die Stoffe näher zusammen, und die Wahl der polnischen Nation, die auf Stanislav Lescinzky fiel, reichte hin, sie an den Ufern der Weichsel zu entladen. Oestreich und Rußland setzten sich in Bewegung, um ihren Portugiesen aus der Dunkelheit seines Lebens in die Geschichte einzuführen, und Preußen wartete auf die Unterschrift des Vertrages. Aber ehe noch ein Schwertschlag fiel, veränderte sich die Scene; der neue Churfürst von Sachsen, Friedrich August II., verstand sich öffentlich zur Annahme der

pragmatischen Sanktion, die er umzustoßen sich heimlich vorbehielt, gewann Rußland durch die Aufopferung Kurlands, und nachdem er diese Mächte in sein Spiel gezogen hatte, hielt er es nicht für nöthig, großen Werth auf die Unterstützung Preußens zu legen. Eine einzige Wendung hatte also den König Friedrich Wilhelm von der Ernte jenes Vertrags weggeschleudert, für die Versprechungen Sachsens hatte man ihn aufgeopfert, und während man dem Inhalte des Paktes so unbedenklich Hohn sprach, scheute man sich gleichwohl in Wien nicht, Preußen an die Erfüllung zu erinnern. Der König, antwortete man in Berlin nicht ohne Empfindlichkeit, werde den Bedingungen des Löwenwoldischen Vergleichs nachkommen, sobald er bemerke, daß man dasselbe thue und ihm die Unterschrift einhändige; bis dahin glaube er freie Hände zu haben und zu keinem Unternehmen gegen den König Stanislaus sich verpflichtet. Diese Erklärung, so geeignet sie war, dem Unterhändler Seckendorf eine Schamröthe abzunöthigen, hielt die Bewegung nicht auf. Während August durch seine Krönung unter dem Schutz von 40,000 Russen bewies, daß er Preußen nicht bedürfe, entwich der unglückliche Piast nach Danzig, und zog die Faden seines Verhängnisses an der Mündung der Weichsel zusammen.

Unter dieser gewaltthätigen Wendung, welche das Haus Brandenburg in eine weit schlimmere Nachbarschaft zu bringen drohte, als der es sich zu entledigen gewünscht hatte, war indeß im Westen Europa's ein neuer Schauplatz eröffnet worden, und ohne Zweifel kam hier für Friedrich Wilhelm der Augenblick,

für die Geringschätzung und für das Spiel mit Versprechungen sich Genugthuung zu verschaffen. Weniger im Ernst gesonnen, die verlorene Sache des königlichen Schwiegervaters wieder herzustellen und die Hoffnungen Polens zu erfüllen, als durch eine große Diversion sich selbst zu bereichern, hatte Frankreich gegen Oestreich das Schwert gezogen, Sardinien gewonnen und in Madrid die alten Plane auf ein italisches Königreich für den Infanten Don Carlos verjüngt. Die Rheinländer und Mailand erfuhren den ersten Stoß dieser Verbündeten, und für die Frage Stanislavs, die nur noch an den Mauern Danzigs hing, schien sich die Auflösung an die Ufer des Po und des Rheins zu versetzen. Diese Verlegenheit Oestreichs und die augenblickliche Hilfslosigkeit, die es nicht mehr verhehlen konnte, waren fähig, es zu Zugeständnissen für Preußen zu bewegen, und wirklich war die Entscheidung des Königs von größerer Wichtigkeit, als jemals. Eine einzige rasche Bewegung mit seinem schlagfertigen Heer, dem besten Europa's, konnte jetzt noch die polnischen Verhältnisse in einen Umschwung bringen und wenigstens den Ausgang zweifelhafter in die Ferne hinausrücken; vor Danzig mußte die russisch-sächsische Armee aus Mangel an Belagerungsgeschütz eine kostbare Zeit verschwenden, und der Geist der polnischen Nation bedurfte nur einer Aufmunterung. Während sich Oestreich anstrengte, seine italischen Provinzen zu retten, lagen seine deutschen überlegenen und schnellen Angriffen bloß, und während es in Deutschland handelte, konnte es hinter den Alpen der Uebermacht nicht widerstehen. Im Hintergrunde zeigte sich überdieß eine

schreckenvolle Verwicklung. Mit französischem Geld arbeitete Schweden an seiner Erholung; am russischen Hofe waren die größten Männer, die den Sieg an ihre Fahnen und ihre Entwürfe fesselten, Spielbälle von Intriguen, und hinter dem Pruth lag sein ewiger Feind mit neidischem Auge. So gewiß endlich der Kaiser seine pragmatische Sanktion dem deutschen Reiche aufgebürdet hatte, so wenig war damit die Freundschaft der vornehmsten Regentenhäuser für Oestreich gewachsen, und unter dem evangelischen Theil hatten die Religionsbeschwerden immer eine heimliche Spannung unterhalten. Umstände, wie diese — und sie waren die lockenden noch nicht alle — in einer Schaale, in der andern frische und haushälterisch gesparte Hilfsquellen, eine Armee, die für solche Zeiten geschaffen zu seyn schien, die Erinnerungen an die erfahrenen Demüthigungen — dieß alles hätte wahrscheinlich schon einen weniger entschlossenen Geist, als Friedrich Wilhelm war, zu einer Unternehmung hinreißen können; auch säumte Frankreich nicht, einem Entschluß durch hingeworfene Hoffnungen auf den Besitz von Polnisch-Preußen entgegenzukommen. Im Gefühl dieser Wichtigkeit richtete der König an Karl noch einmal die Frage nach Kurland und Jülich, und versprach, einen einzigen Federzug zu Gunsten Brandenburgs mit 40,000 Mann zu bezahlen, und doch konnte man sich in Wien so wenig von der alten stolzen Meinung entwöhnen, die kaiserlichen Minister waren so wenig gesonnen, die Sprache des Reichsoberhauptes in die Sprache des Verbündeten zu verwandeln, und die Staatskunst Oestreichs griff so unzeitig mit Hemmungen in das aufstei-

gende Schicksal Preußens, daß selbst so drängende Momente dem kaiserlichen Kabinet keinen Buchstaben ablocken konnten. Solche Stunden konnten es nicht, und Friedrich Wilhelm hatte es treuherzig geglaubt, als man seiner noch weit weniger bedurfte!

Es ist ungewiß, was das kühne Talent des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm aus diesem Stoff geschaffen haben würde, aber unzweifelhaft bleibt es, daß sein Enkel entweder der Mann für diese Umstände nicht war, oder daß die Ehrfurcht gegen den Rest des deutschen Staatsverbandes in ihm so unerschütterliche Wurzeln geschlagen hatte, und seine politische Meinung so dienstbar um die Erhaltung des heiligen römischen Reiches kreiste, wie es nöthig war, um so einladende Winke auszuschlagen. Ob ihm gleich für den ersten Theil dieser Alternative sein Leben noch keine probehaltigen Beweise abgefordert hatte, wird sein Geschichtschreiber doch Gründe genug haben, sich für den zweiten zu erklären und in dem Verfahren Friedrich Wilhelms den Spiegel seiner Ahnen zu entdecken. Denn was seit Jahrhunderten immer geschehen war und was dem Wachsthum und der Erhaltung Oestreichs so wesentliche Dienste geleistet hatte, galt auch heute noch: mit diesem Hause war zugleich das Reich bedroht, und die Gefahr Karls war die Gefahr der Stände. Wie sorgsam auch Frankreich in seinen Erklärungen diese Grenzlinie zog, seine Handlungen straften es Lügen, und wie auch Baiern, Köln und Pfalz die unreine Quelle dieses Krieges an das Licht zogen und ihn sehr richtig für alleinige Sache des Hauses Habsburg erklärten, dennoch blieb das letzte Ergebniß um nichts

weniger wahr. An diesem Umstande scheiterten in Berlin alle Versuchungen des französischen Gesandten und Karl VI. konnte eine sichere Rechnung darauf stellen, daß seine eigene Noth die untrüglichste Fürsprache im Rathe Friedrich Wilhelms redete.

Gleichwohl war diese Stimmung, welche Oestreich zu benutzen verstand, noch weit von jener Begeisterung entfernt, welche den König über die Schranke seiner Verpflichtung gegen das Reich hätte hinreißen können. Seine westphälischen Provinzen im Auge, die wieder ein Raub des Mächtigern werden konnten, sprach er, gleich andern Gliedern, dem Frieden mit Frankreich das Wort, und erst als er alles für die Erhaltung desselben vergebens erschöpft hatte, gab er dem Kriege seine Stimme, und auch da noch unter Bedingungen, die den Kaiser über die wahren Beweggründe nicht im Zweifel lassen konnten. Denselben Ryswikschen Artikel, den er den Katholischen zu bewilligen nicht angestanden hatte, mußte Karl versprechen, den Evangelischen zu opfern, ehe diese zu einem Antheil zu bewegen waren, und es erregt eine schlimme Meinung von der Achtung Oestreichs gegen die Religionsfriedens-Pakten, da immer erst solche Zeiten kommen mußten, um sie ihm einzuflößen. Damit aber der König jeden Anspruch auf Erkenntlichkeit Karls sich vorbehielt und ihm allen Vorwand zu Beschuldigungen eines traktatenbrüchigen Benehmens entzöge, ließ er zwar endlich sich bereit finden, jenes zu Wusterhausen ausbedungene Hilfskorps von 10,000 Mann ins Feld zu stellen, jedoch unter einer Einschränkung, die ihn von dem reichspflichtigen Kontingent und jeder Verbindlichkeit zu Geld-

unterstützungen freisprach. Als er endlich diese Truppen, gleichsam wie Söhne, die in die Fremde ziehen, von seinem Herzen abriß, hatte er sie durch Vertragspräservative so gegen Anstrengungen geschützt, und für die geringen ihnen solche Erholungen angewiesen, daß sie sechs Wochen brauchten, um eine Strecke von Berlin bis Heilbronn, dem Standquartier der Reichsarmee, zurückzulegen und, aus Rache für verhinderte Werbungen, die fränkischen Gegenden wie feindliches Land aussaugten (1734).

Eine Staatskunst, wie jene, und eine militärische Verfassung, wie diese, beide gleich auf halben Maasregeln schaukelnd, mußten beide auch zu gleich schimpflichen Erfahrungen führen, und weder dem Kaiser, noch Friedrich Wilhelm, wurde der Beweis erspart. Nicht ohne den stillen Wunsch, den alternden Eugen von Savoyen im Kommando des Reichsheeres abzulösen, folgte der König in Person mit dem Kronprinzen seinen Truppen an den Rhein nach und trug, wie der niedrigste Soldat seiner Regimenter, die Beschwerden eines schleichenden Feldzugs. Aber derselbe Mond, der sein Zelt, seine bewegliche Wohnung, beleuchtete, beschien auch die Flucht des Königs Stanislaus aus den Mauern Danzigs nach Marienwerder, und die Gelegenheit für Preußen, seinen Einfluß auf das Schicksal Polens geltend zu machen, war unersetzlich verloren. Mit diesem Fürsten, dem er gastfreundlich auf seinem Boden ein rettendes Asyl gewährte, glaubte Friedrich Wilhelm zwar die Triebfeder in den Händen zu haben, womit er die Entschlüsse Oestreichs, Rußlands und Frankreichs zu seinem Vortheil bewegen

könnte, und wirklich gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er von diesem Zufall hier als Lockung, dort als Schreckbild Gebrauch machen würde. Doch der glückliche Augenblick war dahin, und in dem Maaße, wie der Thron Augusts an Sicherheit gewann, war die Achtung gegen Preußen gefallen. Wie auf den Kopf eines Räuberhauptmanns, setzte Rußland hunderttausend Rubel auf das Haupt Lescinzky's, desselben Fürsten, den die Stimme der Nation gerufen hatte, und welchen Friedrich Wilhelm noch für wichtig genug hielt, um seines Namens als Hebels sich zu bedienen. Einige hingeworfene Worte, womit der russische Gesandte Löwenwolde eine völkerrechtswidrige Absicht der Heerführer auf die Sicherheit Stanislavs unter preußischem Schutz andeutete, weckten den König aus dem Irrthum und setzten sein Blut in eine solche Wallung, daß Seckendorf alle Künste aufbieten mußte, um es zu beruhigen. Ohne Zweifel war der Gesandte zu dieser Drohung nicht bevollmächtigt, aber lieferte die von einem unbewachten Augenblick eingegebene Uebereilung nicht einen sicherern Maasstab von der Meinung, die man in Petersburg von Preußen hegte, als der berechnete Schritt höfischer Formen?

Am Rhein war der König unterdeß von nichts Bessern empfangen worden. Weniger an Geschicklichkeit der Feldherrn, als an Einheit und Schnelligkeit der Bewegungen dem Reichsheer überlegen, hatten die französischen Armeen schon erhebliche Fortschritte gemacht, als dieses noch aus allen Gegenden langsam sich auf den Vereinigungspunkt zusammengezogen, und während in Italien das Königreich Neapel von Spaniern überschwemmt

war und die Plane Alberoni's reiften, übte Eugen von Savoyen, der für seinen Ruhm zitterte, das bunte Heer in müßigen Bewegungen, und sah unter seinen Augen Philippsburg fallen. Das war kein Schauplatz des Ruhms, der den König zur Fortsetzung seiner Anstrengungen hätte aufmuntern können. In übler Laune und mit einer Sammlung krankhafter Stoffe begab er sich über Mainz und Wesel nach Westphalen, und kam wie ein Sterbender nach Potsdam zurück, während noch den Kronprinzen Friedrich im Feldlager der Verfall des östreichischen Heeres Stufe auf Stufe von der hohen Meinung über den Werth desselben herabführte und in ihm den folgenreichen Eindruck der Geringschätzung hinterließ. So unrühmlich also der Feldzug begonnen hatte, so unrühmlich ward er geendigt, und als wäre dieses Schauspiel für Frankreich noch nicht ergötzlich genug, entspann sich in Köln ein heimlicher Krieg über die Last der preußischen Winterquartiere, die der Churfürst umsonst mit Geld abzuwenden gesucht hatte. Mit der hochmüthigen Sicherheit eines Schützlings legte sich der brandenburgische Soldat an die Ernten des fremden Unterthans, übte auf den Straßen und an den Kirchpforten den Menschenraub für die Regimenter, und trieb im Münsterschen den verzweifelten Landmann auf das Aeußerste bewaffneter Selbsthilfe. Ohne daher für die Ehre seiner Waffen etwas gewonnen zu haben, verlor das preußische Heer auch den Ruhm der Mannszucht, und die öffentliche Meinung, durch diese Vorgänge gereizt und bereitwillig, sie der Leidenschaft des Königs anzurechnen, erklärte sich feindselig gegen Brandenburg.

Aber bei weitem war dieser Feldzug noch nicht das Schlimmste an diesem Kriege, ein noch beschämenderer Ausgang wartete auf die Theilnehmer. Oestreich zeigte zwar Neigung, das ungleiche Spiel fortzusetzen, und beschloß, durch den Fürsten von Lichtenstein den König Friedrich Wilhelm noch einmal um einen wärmern Antheil zu bestürmen. Auch bewegten sich bald darauf aus dem Innern Polens, wo nichts mehr zu vollbringen war, zwölftausend Russen nach dem rheinischen Schauplatz, und die größere Gefahr schien zu größern und allgemeinern Anstrengungen aufzufordern. Aber die letzten Erfahrungen hatten in dem Könige so sehr alle Bereitwilligkeit erstickt, dem Undank zu opfern, die Person des kaiserlichen Gesandten war für die Natur dieses Fürsten eine so misrathene Wahl, und Oestreich in seiner Neigung so tief gefallen, daß Lichtenstein schon nach dem ersten Versuch über die Vergeblichkeit seiner Sendung außer Zweifel seyn konnte. Was Seckendorf bei mir nicht vermochte, das wird ein Anderer niemals ausrichten! äußerte der König gegen Grumbkow, und sah das traurige Werk dieses Krieges sich am Rhein wiederholen, ohne durch ein einziges Ereigniß in eine wärmere Stimmung versetzt zu werden. Denn nachdem ein ganzer, zu Unternehmungen einladender, Sommer kaum an etwas Besseres, als an prahlerische Demonstrationen verschwendet worden war, schien der gefallene Genius Deutschlands endlich erst zu Thaten sich aufzuraffen, als Karl und Fleury schon dafür gesorgt hatten, keiner mehr zu bedürfen, und am 3. October zu Wien die Friedenspräliminarien unterzeichneten (1735).

Die außerordentlichen Unfälle, die im Laufe weniger Monde über Karl hereingebrochen waren, die Eile, mit der er sich in die Arme Frankreichs warf, und der geheimnißvolle Schleier, den er über seine Anstalten zum Frieden deckte, weissagten nichts Gutes, aber selbst alle Befürchtungen übertraf, was er endlich an das Licht ziehen mußte. Abgesehen, daß er mit einem Federzuge zwei Königreiche verlor, die er nicht retten konnte, hatte er Frankreich Alles zugestanden, was es nach den glänzendsten Waffenthaten zu erhalten sich kaum getrauen konnte. Mit den Kräften der deutschen Stände hatte er diese Macht bekriegt, und ohne die deutschen Stände opferte er Reichslehen auf; der Spielball des Schicksals, Lescinzky, dem er eine unnütze Krone geraubt hatte, eilt aus dem Innern Preußens, um den wichtigen lothringischen Herzogsstuhl einzunehmen und kurz darauf an Frankreich abzutreten; eine Erwerbung, schon allein den herrlichsten Siegen angemessen. Eine Strecke des mailändischen Gebietes fällt an Sardinien, und mit diesen Opfern ist dem König August der polnische Thron erkauft, die Bürgschaft Frankreichs für die pragmatische Sanktion bezahlt, und mit Parma und Piacenza die klaffende Wunde Oestreichs bedeckt. Franz Stephan von Lotharingen erhält die Anwartschaft auf Toskana, und die Natur sorgte dafür, daß diesem, der ältesten Tochter Karls zum Gemahl bestimmten, Fürsten nach zwei Jahren die Hoffnung in Erfüllung ging. Wie tief mußte der letzte Habsburger von den Entwürfen Josephs herabsteigen, um einen solchen Vertrag zu schließen, und wie gering mußte die Meinung Spaniens

und Sardiniens von seiner Furchtbarkeit geworden seyn, da sie sich noch bedachten, ihn einzugehen!

Der üble Eindruck, den diese Friedensbedingungen unter den Reichsständen verbreiteten, war bei dem evangelischen Theil derselben noch stärker, und mit Erstaunen bemerkte man hier, daß Karl keine Zeit gehabt hatte, im Pakt mit Frankreich an die Aufhebung jenes unseligen vierten Ryswiker Artikels, die eigentliche Lockung, zu denken, womit es ihm gelungen war, die Protestanten unter die Waffen zu bringen. Was er in Wien nicht gewollt hatte, oder nicht gekonnt, versprach er zwar, in der endlichen Ausgleichung mit Frankreich nachzuholen; aber ein Versprechen, das erst die Frucht eines schon umgangenen war, konnte um so weniger Vertrauen erwecken, da mit dem Kriege zugleich die Nothwendigkeit der evangelischen Hilfe für den Kaiser aufgehört, und sich von Frankreich keine Zugeständnisse für den unterlegenen Gegner erwarten ließen, die es dem unbesiegten zu bewilligen sich gesträubt hatte. Vor allen wurde durch den Frieden, so willkommen ihm immer dieser Name klang, der König von Preußen in die peinlichste Stimmung versetzt, und keiner fast hatte mehr Ursache dazu, als er. Nicht blos von der allgemeinen schlimmen Ernte fiel ihm sein Theil zu, und der Reichsverlust an Lotharingen, wie die Fortdauer des Ryswiker Artikels, waren nicht die einzigen; er erfuhr auch den Schimpf, sich noch einmal, wie im Löwenwoldischen Traktat, von Oestreich zum Werkzeug herabgesetzt zu sehen, das man wegschleudert, wenn die Arbeit gethan ist. Für würdig gehalten, auf dem Altare Habsburgs zu opfern, und dazu aufgerufen, ward

er in Wien gleichwohl kaum der Aufmerksamkeit einer Benachrichtigung für werth gehalten, sobald man in den Fall kam, über das Ende sich zu berathen. Jetzt endlich hatte ihn Oestreich an einer so langen Reihe von Verletzungen ganz auf sich selbst zurückgeführt, und das Buch der Täuschungen, die er von diesem Hause erfahren, verstärkte seine Empfindlichkeit über den Ton, den man gegen ihn anzunehmen für gut gefunden hatte (1736).

Nicht weniger bitter, als diese Geringschätzung, und mit eben so gegründetem Recht dazu empfand der König die Gleichgiltigkeit Karls gegen seine Hoffnungen auf die jülich-bergischen Lande, die, wie in Wien die pragmatische Sanktion, in Berlin fast die einzige Achse aller politischen Triebräder waren. Nicht genug, daß vom Kaiser eine Angelegenheit, die lange Zeit den vornehmsten Verband zwischen ihm und Brandenburg abgegeben und dieses Haus von neuem zu Dienstleistungen bewogen hatte, in den Friedensbedingungen völlig übergangen worden war, stand auch die Absichtlichkeit außer Zweifel, und die letzte Aussicht war verschwunden, auf diesem Wege an das Ziel der Wünsche zu gelangen. Kalt endlich, von dem täuschenden Irrlicht abgewendet, wich der König den Lockungen aus, die Oestreich noch einmal aufbot, um ihn zu einem Beistand an Truppen und Geld für den Krieg mit der Pforte zu bewegen, und schlug in Paris die Erinnerungen an seine Dienste für den König Stanislav an, um in Jülich und Berg mit Hilfe Frankreichs auszurichten, was er mit Hilfe des Kaisers nicht gekonnt. Aber mit schonungsloser Härte rächte sich die

verschmähte Gunst des Glücks an seiner schwankenden Staatskunst, und während er das Recht an die Dankbarkeit Lescinzky's und seines königlichen Schwiegersohnes geltend machte, theilte man in Versailles die geringschätzige Meinung Karls, und glaubte den Werth des ganzen Dienstes aufzuwiegen, wenn man einen Degen mit Brillanten in die Schaale warf. Beleidigt von dieser Art, mit einem Mahner sich abzufinden, schlug ihn Friedrich Wilhelm aus und verstärkte seine Besatzung in Kleve, um sich nöthigen Falls selbst Recht zu schaffen. Sowie aber Kurland, zum Spielwerk Rußlands und Geschenk für einen Günstling geworden, vor den Augen Friedrich Wilhelms wie ein Schatz verfiel, zu dessen Hebung die rechte Stunde verfehlt ist, war auch der Kaiser darauf bedacht gewesen, in den jülichschen Landen der Wiederkehr jener Zeiten rascher Besitzergreifung zuvorzukommen. Denn nachdem auf preußischer Seite alles erschöpft worden war, was die endlose Streitfrage noch vor dem Tode des Churfürsten von der Pfalz hätte schlichten können, nachdem der König einmal unter der Bedingung, daß Jülich nach Erlöschung des sulzbachischen Hauses ohne Widerspruch an Preußen fallen sollte, mit Berg und Winnendahl für zufrieden gestellt sich erklärt, ein andermal gegen den ewigen Besitz des Herzogthums Berg mit Düsseldorf, Winnendahl und Breskesant dem Prinzen von Sulzbach das Herzogthum Jülich für immer, eine Million Thaler und den Töchtern des Hauses dritthalb Tonnen Goldes vergebens angeboten hatte, wußte Karl die Mächte Frankreich, Großbritannien und Holland für eine Uebereinkunft zu gewinnen, die den strei-

tigen Landen einen unveränderlichen Bestand auf zwei Jahre von dem Tode des Churfürsten an, und dem Pfalzgrafen von Sulzbach den Besitz versprach, ohne ihn jedoch daraus zur Folgerung eines stärkern Rechts aufzumuntern. Auf dem ganzen Wege, den er eben darum zur kaiserlichen Gunst gesucht und durch alle Verführungen zu Seitenwendungen treuherzig mit Karl zurückgelegt hatte, war also Friedrich Wilhelm nicht weiter gekommen, als wohin auch der heftigste Gegner desselben hätte gelangen können; ein Spielball Oestreichs war er gewesen, nichts weiter. Dort steht einer, der mich rächen wird! rief er einmal im bittern Gefühl dieser Demüthigung gegen Grumbkow aus, indem er auf den Kronprinzen deutete, der in einer Ecke des Zimmers sich befand, und ließ es weniger zweifelhaft, ob er damit auf Oestreich zielte, als daß er in dem großen Sohne einen so gewissenhaften Vollstrecker dieses Vermächtnisses ahnete (1737).

Eine so lange Reihe widerwärtiger Erfahrungen scheuchte den König endlich von dem untreuen Boden äußerer Entwürfe auf das zuverlässigere Gebiet seiner innern Schöpfung zurück, und drang ihm unabweisbar das Gefühl auf, daß er zur Vollendung jener weder Tage genug zählen würde, noch für die sittlich üble Natur der damaligen Staatskunst Geschick genug besäße. Nur wenige und geringfügige Zufälle lockten ihn noch hinaus, und diese wenigen waren nicht geeignet, ihn lange zu beschäftigen. Denn innerhalb der polnischen Grenzen forderte ihn zwar der Abt des Klosters Paradies durch gefängliche Einziehung preußischer Unterthanen heraus, und in Herstall, auf welche Herr-

schaft er seine Rechte vor dem Reichsoberhaupte darlegte, wurden seine Werber in die Kerker von Lüttich abgeführt; aber hier endete der Zwist mit dem Bischof in einer Drohung, deren Ausführung dieser durch den Kaiser ableitete (1738), und dort gab eine bewaffnete Maasregel, wie sie im Jahre 1733 bei dem Aufruhr der Bürger von Mühlhausen gegen den Stadtrath Dienste geleistet hatte, dem Abte eine gefügige Sprache ein. Und diese Reibungen waren nicht die ersten wieder, welche seit der drohenden Frage an Hannover seine Empfindlichkeit reizten. Troz eines Edikts, das Friedrich Wilhelm genöthigt war, gegen die Willkühr der Werbungen zu erlassen, hatten in Sachsen, Baiern, Hessen, bis nach Holland hinein die Schrecken des Menschenhandels zum Schutz des Völkerrechts durch Hilfe der Gewalt aufgefordert, und über solche ausgesendete Werkzeuge der Regimenter wurde der Tod der Verbrecher verhängt. Selbst Oestreich, das nicht umsonst der Schwäche des Königs entgegengekommen war, hatte seinen Werbern die Grenzen verschlossen, sobald er die Erlaubniß nicht mit größern Diensten erkaufte, und noch auf seinen letzten Sommer fiel ein gleicher Beschluß Polens, das durch Entführung zweier Priester von schönem Wuchs gereizt worden war (1739).

Für einen Fürsten, der, unter allen der einzige im Besitz aufgesparter, ansehnlicher Geldmittel ohne Schulden, mit einer Masse von sieben Millionen Thaler jährlicher Einkünfte, mit einem ausgerüsteten Heer von 70,000 Mann und fähigen Generalen, gleichwohl in halben Maasregeln am Leitbande einer untreuen, ihm mit Geringschätzung begegnenden, auswärtigen Macht

geschwankt, und selbst in die einzige kräftige Unternehmung gegen Schweden nur durch die Zweideutigkeit seiner Stellung sich verwickelt hatte; der, voll Achtung für Eigenthum und Recht, dennoch auf jene Weise durch seine Werber der Menschenwürde spottete, und, gegen alle Glaubensmeinungen duldsam, immer der wärmste Vertheidiger der Gewissensfreiheit, demungeachtet das ruhige Volk der Mennoniten verjagte (1732), weil er in ihrer Konfession Gefahr für seine Regimenter entdeckte; der, stets für den äußern Frieden gestimmt, in seinem Hause gleichwohl einen ewigen Krieg führte — für diesen Fürsten würd' es nah' am Ausgange sehr zweifelhaft um die Hinterlassenschaft eines guten Eindrucks stehen, noch zweifelhafter, wenn eben hier sein Geschichtschreiber noch andere dunkle Seiten nachzuholen sich entschließen müßte. Noch in den scheidenden Tag Friedrich Wilhelms hinein fiel ein Versuch, die Härte eines Irrthums an dem Philosophen Christian Wolf gut zu machen, den er, durch die Verläumdungen des Grammatikers Lange verführt, und aus den Meinungen jenes Denkers leichtgläubig zu Schlüssen auf Gefahr für das Daseyn Gottes und der Soldaten fortgerissen, vom Lehrstuhle zu Halle 1723 in den Winter hinausgetrieben hatte. Noch bis auf die letzte Stunde dieses Königs zitterte der zufriedene Bürger von Berlin vor dem Boten, der ihm den Befehl überbringen würde, auf dem Platz seiner bescheidenen Behausung, der Chronik seiner Väter, ein prahlerisches Gebäude aufzurichten, oder aus einem Gäßchen in Köln sich in die prächtigen Straßen der Friedrichstadt zu versetzen, ohne gefragt zu werden, ob er

dort seine Hilfsquellen erschöpfte, oder hier Erwerbsmittel fände. Eine neue Stadt von Pallästen wurde an die alte angezaubert, und an der Havel hatte sich im Laufe von achtzehn Jahren ein verächtlicher Flecken, Potsdam, das jede Hand eines Schöpfers aus seinen Sümpfen zu verweisen schien, in eine einladende Residenz verwandelt. Glänzende Straßen, öffentliche Gebäude, Kanäle und freie Plätze schienen auf einen Wink hervorgesprungen, und der Sohn des alten Potsdams, der als Jüngling ausgewandert und als Mann in diese neue Welt heimkehrte, glaubte in die Zeit der Wunder versetzt zu seyn. Aber welches sorgenlose Glück der König dort oft für seinen Plan, welche menschlich lieben Bande der Gewohnheit, welchen nützlichen Zusammenhang des Einzelnen mit seinen Lebenselementen sein Wille unerbittlich zerriß, wie der Unterthan mit lautlosem Gehorsam in die neue Pforte einschritt, wo sein Friede von ihm Abschied nahm: das fordert die Geschichte eben so in Rechnung mit gebracht, als daß er lutherische Prediger ihrer Aemter entsetzte, weil sie gegen seine Verordnung, die auf Vereinigung der protestantischen Kirche mit der reformirten abzielte (1736. 1737), sich bedacht hatten, die weißen Chorröcke, die Meßgewänder abzulegen und der Lichter bei dem heiligen Mahl, sowie des Absingens vor dem Altar, sich zu enthalten. Wie leicht diese Dinge auch auf der Wage der Geschichte ganzer Staaten wiegen, und wie unbemerkbar auch die Anklagen Einzelner vor dem Gericht über ein Königsleben vorübergleiten mögen, durch ihre Beschaffenheit, nicht durch ihre Folgen erhalten sie in der moralischen Abschätzung Gewicht.

Der Eindruck, mit dem die Erscheinung eines solchen Fürsten ihrem Ende zueilte, würde demnach ein sehr zweideutiger seyn, wenn er nicht zu derselben Zeit durch eben so viele Handlungen wäre überboten worden, die eben so rein in ihren Quellen, als wohlthätig in ihren Folgen waren. Derselbe Regent, der sich bei der Absicht, die religiösen Partheien der Protestanten und Reformirten zu verschmelzen, der Härte in kleinlichen Mitteln schuldig machte, versammelte sie brüderlich in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, deren Einweihung er noch ein Jahr vor seinem Tode feierte. Derselbe, der schonungslos zu Glück verschlingenden Bauten zwang, ehrte sich durch Errichtung des Findelhauses in der Köpeniker Vorstadt Berlins (1739), und haushälterisch, wie ein mühsam Erwerbender, theilte er gleichwohl unermeßliche Summen aus, um seine Residenzen zu verschönern und der öffentlichen Gesundheit ersprießliche Dienste zu leisten. Derselbe, der seinen Namen durch die Verfolgung eines denkenden Kopfs bloßgestellt hatte, ließ durch den Minister von Cocceji die schlaffe Gerechtigkeitspflege beflügeln, die Gerichtsordnung verbessern, die Zahl der Sachwalter beschränken und die Richter mit Strenge für die Gerechtigkeit verantwortlich machen (1738). Immer freigebig gegen seine Werber, war er es bis zum letzten Augenblick nie gegen sich selbst, und während dieser spartanische Charakter alle Genüsse der Sinne ausschlug, lag sein Auge mit Wohlgefallen auf seiner Schöpfung in Preußisch-Lithauen, die empfindlich an seinen Geldquellen gesogen hatte. Die Natur hatte ihm die weichen Empfindungen des Menschen versagt,

ohne ihn durch große Regenteneigenschaften zu entschädigen, und Erziehung, Intrigue und Blut hatten eine abstoßende Decke über seine Brust gezogen; aber als sollt' er auch hier den oft zürnenden Genius seines Geschlechts versöhnen, sprang diese Kruste in seinen letzten Tagen auseinander, und aus einer langen, kalten Verirrung ward er der Liebe zu den Seinen wiedergegeben. Als er einstmals in seinem letzten Frühling, von den Elementen der körperlichen Auflösung schon ergriffen, auf seinem Stuhle sich im Garten zu Potsdam und auf dem Paradeplatze herumfahren ließ, sah er den Kronprinzen, der auf die Nachricht der Königin von Rheinsberg herbeigeeilt war, von fern auf sich zuschreiten, breitete ihm die Arme entgegen und preßte diesen Sohn lang und stumm an sein überwältigtes Herz, als wollt' er ihn nicht mehr loslassen. Ich bin oft streng gewesen, rief er endlich aus, aber geliebt hab' ich Dich immer! So erstickte diesem Fürsten, nach mehrern geheimen Unterredungen mit dem Kronprinzen, in seinem zweiundfunfzigsten Jahre die Wassersucht das Leben, und größer, als dieses, wird sein Tod der erste Augenblick eines neuen Jahrhunderts für Europa (31. Mai 1740).

Wie also auch der Eindruck, mit welchem Friedrich Wilhelm dahin schied, beschaffen seyn mag, er hat den mildern Geist der Menschlichkeit nicht ohne Genugthuung gelassen, und wenn er unter den Hohenzollern weder durch Größe des Charakters, noch durch Glanz der Thaten, noch durch außerordentliche Schicksale hervorragt, so steht es um seinen Ruhm nur um so besser, daß er, im richtigen Verständniß seiner Na-

tur, mit der zweiten Rolle eines Vorarbeiters sich begnügt hat. Von dieser Wahl und dem Gefühl ihrer Nothwendigkeit laufen seine Fehler, wie seine Tugenden aus, in ihr begegnen sich seine beschämenden Erfahrungen, wie seine Rechte auf die Unsterblichkeit. Auf dem Gebiet der äußern Politik ohne Muth, ohne Entschlossenheit, ohne Achtung, baut er im Innern mit sicherer, schöpferischer Hand die Grundpfeiler des Staates auf und ordnet eine Verwaltung an, die an Einheit, thätiger Bewegung, Sparsamkeit und kraftvoller Haltung das Muster kommender Zeiten wird. Ohne Law's Zettelbank verschwindet die väterliche Hinterlassenschaft der Schulden, und ohne Englands Sinking-Fond sind seine gesparten Schätze bis auf acht Millionen siebenmalhunderttausend Thaler angewachsen. Der Erbe eines durch Pest, Kriege und Feindseligkeit des Bodens menschenleeren Landes, lockt er durch die Freiheit des Gewissens eine neue Bevölkerung in seine Grenzen, und sein Staat ist sicher vor den giftigen Früchten einer Bulle Unigenitus. Einfach, wie seine Erkenntniß, und ohne die tausend Absprünge der Gesetze wollt' er den Weg der Justiz verzeichnet wissen, und die rabulistische Geschicklichkeit der Sachwalter verwirrte seine natürliche Einsicht. Als er eines Tags einer Gerichtssitzung in Minden beiwohnte, wo ein Konsulent mit bestechenden Gründen die Sache seiner Parthei verfocht, rief er aus: der Kerl hat Recht! und als er den Gegner von nicht geringerer Gewandtheit gehört hatte, stand er betroffen mit den Worten auf: der Kerl hat auch Recht, und entfernte sich. Von dieser Zeit an war die Umwandlung be-

schlossen; die schlimme Justiz schreit gen Himmel, brach er einmal aus, und wenn ich's nicht remedire, so lad' ich die Verantwortung auf mich selbst! Troz des Bekenntnisses, das er ablegen mußte, daß gewisse Dinge über seine Fassung hinausgingen, überflog diesen Selbstherrscher zuweilen ein Hauch von Eifersucht gegen seine Minister; jezt wird man doch endlich gestehen müssen, daß er nicht alles thue! äußerte er, als Grumbkow gestorben war, und verrieth die Mislaune, die er zuweilen über jenen Wahn empfunden hatte. Ein solcher Monarch, der mit unermüdeter Thätigkeit die lebendige Bewegung des Staates leitet, und den selbst an seinem liebsten Diener der Schein der Unentbehrlichkeit verstimmt, war nicht wohl geeignet, den Ständen des Landes ein altes, nach und nach abgeliefertes, Gegengewicht zurückzugeben; seit ihm verschwinden sie für die Geschichte, und selbst das uralte Recht, ihre Güter zu verwalten, durchstreicht er den Städten mit einem Federzuge. Was er ihnen zurückerstattet, blühendere Manufakturen und innern Handel, ist nur für die lezte merkantile Absicht des Jahrhunderts, für das Geld, berechnet, und Zölle und Verbote, die kränklichen Kinder einer noch kränklichern Mutter, der Lehre von der Bilanz, dienen als Elemente.

Das Glück hatte den Sturz des schwedischen Reichs in die erste Hälfte seiner Regierung gesezt, in die zweite fiel die Sichtbarkeit des Verfalls Oestreichs; man wird versucht, an etwas mehr, als ein Ungefähr zu glauben, da zu derselben Zeit, wo diese Sterne sanken, Brandenburg für den vollen Aufgang des seinen sich vorbereitete. Wenn daher irgend noch etwas

fehlen könnte, um die große Bedeutung der Geschichte Friedrich Wilhelms zu erklären, so würde die Erscheinung seines Sohnes allein dazu ausreichen, und zum ersten Mal trifft es sich hier, daß der Werth des einen Regenten durch den größern seines Nachfolgers steigt.

Funfzehntes Buch.

Geschichte Schlesiens von den ältesten bekannten Zeiten an bis zum Jahr 1740.

Funfzehntes Buch.

Geschichte Schlesiens von den ältesten bekannten Zeiten an bis zum Jahr 1740.

Aus dem Zirkel seiner politischen Entwürfe, den der König Friedrich Wilhelm I. um die jülich-bergischen Lande gezogen und in den er sich selber eingesponnen hatte, war kein einziger Seitenweg nach Schlesien ausgelaufen; alle Erinnerungen seines Hauses schienen seit jenem hinterlistig abgelockten Traktat über Schwibus auf immerdar erloschen zu seyn, und mit dem Churfürsten Friedrich Wilhelm auch seine letzte Absicht zu verwesen. Sowie aber die Meinungen dieses Fürsten in seinem Urenkel einen glühenden Verehrer fanden, und die Einsamkeit, die brütende Sonne der Genie's und großer Leidenschaften in der Seele desselben außerordentliche Plane zeitigte, wachte auf seinem wuchernden Gange durch die Geschichte auch der Gedanke an die Tage Brandenburgs in Schlesien wieder auf, und rückte dieses Land in die Annalen seines Staates ein. Die Erzählung, welche Schicksale es in einem Zeitraume von acht Jahrhunderten durchwandert, wie es mit Brandenburg in Beziehung gerathen und

wie diese Beziehung gestört worden sei, ist daher nicht länger aufzuschieben.

Schlesien hat aus der Zeit, wo es in die Geschichte eintritt, keine eigenen Berichte von seinen Schicksalen, und die seiner Nachbarn sind unzuverlässig und fabelhaft. Aber ohne Wunder konnte ein Land, das mitten zwischen große Völkerschaften und ihre Reibungen hineingeworfen, im Osten und Norden mit offenen Grenzen gegen Polen, im Süden und Westen an Ungarn und Böhmen angereiht war, das durch die Lausitz an die religiöse Eroberungssucht und die Nothwehr der Deutschen stieß, und in seiner reizenden Natur alles anbot, was den Unternehmer locken konnte — dieses Land konnte von den Erschütterungen seiner Nachbarn nicht unerreicht bleiben, und das Gemisch seiner Einwohner aus germanisch-slavischem Blut in dem ersten Jahrtausend nach christlicher Zeitrechnung nicht auf friedlichem Wege entstanden seyn. Es ist möglich, daß schon von Mähren aus ein Saatkorn der Christuslehre durch die Hand des Griechen Methodius in diesen Gebirgen niederfiel, aber entweder ohne Macht, oder aus Verwandtschaft wurden die Schlesier der polnischen Herrschaft unterworfen und empfingen von ihr Regenten, christliche Religion und lange Zeit gemeinsam Geschick. Mit Polen theilten sie den dunkeln Ursprung Piasts, von dem ihr Fürstengeschlecht ausging, und als ein Enkel desselben, Mjesko (Miecislav), durch die Böhmin Dobrawka, seine Gemahlin, bewogen wurde, die Lehre der Christen auf den Thron zu erheben, und am 7. März 965 alle heidnischen Altäre in seinem Reiche umzustürzen, wurde auch in Schlesien

ein Bisthum zu Smogra errichtet (966), dessen Sitz unter dem siebenten Bischofe nach Breslau verlegt wurde, und das Land kam in Verbindung mit der römischen Kirche. Der Ursprung seines Namens ist dunkel, wie das Wesen seiner heidnischen Religionsmeinungen; die wunderbaren Sagen indeß, die sich aus dem Umsturz in die christlichen Jahrhunderte gerettet haben, geben Kunde von dem reizenden Schleier, den das Volk um seine heiligen Empfindungen mag gezogen haben.

Mit dem Glück, das die Unternehmungen des Ost-Markgrafen Gero gegen die Slaven begleitete, dehnten sich die Eroberungsplane der deutschen Kaiser aus, und schon jener Mjesko, der an der Wartha herrschte, gerieth in Tributabhängigkeit. Dieses zweideutige Band schien die Religion unter seinem Nachfolger Boleslav I. enger zusammenzuziehen, und eben so die Berechnung seines Vortheils gegen Böhmen und seine östlichen Nachbarn, diesen in die Arme des Kaisers Otto III. zu führen. Zu Gnesen an dem Grabe des heiligen Adalbert, des in Preußen Erschlagenen, begegneten sich diese Fürsten im Jahr 1000 und schienen durch kirchliche Stiftungen den Bund zu besiegeln. Aber der Slave verwandelte sich bald in einen gefährlichen Gegner und schloß ewig Frieden, um ewig Krieg zu führen. Böhmen und die Lausitz, welche Länder sich unter seinen ehernen Fußtritt beugen mußten, fielen zwar im Vertrag zu Posen wieder in das Verhältniß zur deutschen Krone zurück, und nach einem verwüstenden Zug nach Schlesien hinein (1011) machten ihn die Deutschen geneigt, den Kaiser als Lehnsherrn an-

zuerkennen; eine Bereitwilligkeit, mit der er im Spiel der Ceremonien zu Merseburg ihre stolzen Hoffnungen in Schwung setzte. Doch welche Stellung er im Ernst gesonnen war, zu behaupten, gab er bald darauf durch die Annahme der königlichen Würde kund, und Polen würde diese Insignie der Unabhängigkeit zu behaupten gewußt haben, wenn sein Nachfolger Miczlav (1025) eben so viel Glück oder Talent besessen hätte, als Boleslav. Auf diese Weise schwankte Schlesien, das in der Geschichte halb vergessene Glied des polnischen Reichs, mit diesem zwischen Freiheit und Abhängigkeit von Deutschland.

Boleslavs Söhne, Miczlav und Bezbrem, gaben durch ihre Kämpfe um die Regierung das Zeichen zu innern Zerrüttungen. Noch einmal schlug zwar der Brand der alten Feindschaft gegen Deutschland unter der Anführung Miczlavs in einem räuberischen Einfall auf, und alle wilden Kräfte Polens schienen sich in dieser Unternehmung zu vereinigen, aber nur ein Augenblick war es, und mit dem Tode Miczlavs (1034) richteten sie ihre Bewegung gegen sich selbst. Seine Wittwe rettete ihren Sohn Kasimir nach Deutschland und Frankreich, und während dieser jugendliche Fürst im Kloster Cluniac den Glanz seiner Väter verschmerzte, war sein verlorenes Reich die Beute der Eroberer. Diesen Zeitpunkt ergriff der böhmische Herzog Brzetislav, um Polen an den Rand der Vernichtung zu schleudern; ohne Oberhaupt, ohne hervorragenden Gewalthaber und ohne Einheit des Volks, sah es kraftlos einen Theil nach dem andern in böhmische Hände fallen, und selbst sein theuerstes Kleinod,

den Leichnam Adalberts, von Gnesen nach Prag entführen. Bei diesem Unglück wurde Schlesien ein Raub Brzetislavs, und der Name Breslau's, den er nach dem seinigen der vornehmsten Stadt verlieh, wie die Begünstigungen, die er ihr gewährte, schienen auf immer die Ablösung von Polen anzudeuten (1038). Indeß raffte sich der Geist der Nation wieder auf, mit der Rechnung auf deutsche Unterstützung rief sie den Piasten Kasimir aus dem französischen Kloster auf den Thron zurück, und zwang mit Hilfe des Kaisers Heinrichs III. den böhmischen Herzog, seine Eroberungen wieder abzugeben. Schlesien trat wieder in den Verband des Polenreichs, zahlte nach einigen Berichten an Brzetislav 500 Mark Silbers und 300 Mark Goldes als Entschädigung, und seine Wunden narbten in einem kurzen Frieden (1058).

Diese Stellung zu Böhmen, die Quelle langer Kämpfe, innere Spaltungen und Eingriffe von Außen hinderten indeß einen politischen Aufschwung, erstickten den Keim der geistigen Bildung und beschränkten das Volk lange auf den kargen Gebrauch gewohnter Hilfsmittel. Schon Boleslav II. vergaß die Dienste, die seinem Vater Kasimir der dentsche Kaiser geleistet hatte, verwickelte sich, ohne den Zwiespalt mit Böhmen geendet zu haben, in die feindseligen Verhältnisse der Ungarn und Sachsen gegen Heinrich IV., und machte, im Vertrauen auf die Unterstützung des päpstlichen Stuhles, die königliche Würde geltend. Aber, gleich seinem unglücklichen Gegner, entzweite auch er sich mit der Kirche und stieß den Bischof von Krakau, der den Bann über ihn ausgesprochen hatte, am Al-

tare nieder. Diese That schrie die Geistlichkeit der christlichen Welt auf; mit dem Fluch Gregors VII. beladen und den mörderischen Werkzeugen seines eigenen Volks preisgegeben, flüchtete sich Boleslav nach Ungarn und verschwand dann wie ein Irrlicht, dessen Stelle man nicht kennt, wo es erloschen ist. Mit Hilfe der Geistlichkeit ergriff sein Bruder Vladislav das Regiment, und dieser Umstand sowohl, als die Folgen der Boleslavschen Unternehmungen gegen Heinrich IV. und seinen Vertheidiger, den böhmischen Herzog, lockten neue Ungewitter über die schlesischen Gefilde. Denn obwohl Vladislav sich mit einer böhmischen Prinzessin vermählte und, nach dem Willen des römischen Hofes, die Zeichen der königlichen Würde wieder ablegte, konnte die Art seiner Erhebung doch nie den Verdacht Heinrichs IV. beschwören, der in ihm nur ein gefügiges Werkzeug der Hierarchie erblickte. Treu seiner Politik, die, wo es sich auch traf, die Allmacht Roms zu untergraben beabsichtigte, übertrug dieser Kaiser die vereinigte Krone Polens und Böhmens als eine königliche auf den böhmischen Herzog Wratislav II., erweiterte sein Reich mit der Lausitz und den Landen diesseits der Wartha, und dehnte den Sprengel des Bisthums Prag über ganz Schlesien aus bis nach Polen hinein (1086).

Wratislav, der Böhme, setzte sich in Bewegung, die zweite Hälfte seines Königreichs zu erobern, und überschwemmte Schlesien, während Vladislav von Russen, Preußen und Pommern gedrängt wurde. War es indeß die Vermählung desselben mit der kaiserlichen Schwester Sophia, was den Vernichtungs-

krieg gegen ihn zum Stillstand brachte, oder hatte er sich mit Böhmen abzufinden gewußt; das Werk stockte und erst der Sohn Wratislavs, Brzetislav, nahm den Kampf wieder auf und verwüstete alles Land bis Glogau auf das schrecklichste (1093). Diese Schwäche des Königs und Gewaltthätigkeiten seiner Kreaturen im Innern brüteten Verschwörungen aus, Einladungen Misvergnügter lockten Vladislavs natürlichen Sohn, Sbignev, aus seiner klösterlichen Zelle in Sachsen nach Schlesien, wo er seine Parthei versammelt fand. Die Stände des Landes, die in Breslau zusammengetreten waren, erklärten sich für den Ankömmling, und der Befehlshaber der Stadt öffnete ihm die Thore, während auch der böhmische Herzog Brzetislav zu seinem Beistande sich Schlesien näherte. Ehe dieser jedoch die Verbündeten in Breslau erreichen konnte, war Vladislav mit einem überlegenen Heer schon auf dem Wege nach dieser Stadt; Sbignev floh und Breslau ergab sich dem Sieger, der darauf seinen Sohn Boleslav zum Statthalter von Schlesien ernannte (1096). Um die Eintracht mit Böhmen herzustellen, begab sich dieser Prinz persönlich zu Brzetislav und bezahlte ihm einen zweijährigen schlesischen Tribut; eine Summe, die er als Jahrgeld für das angenommene Amt eines böhmischen Schwertträgers zurückerhielt. Weit also entfernt, im Verband mit Polen Schutz zu finden, war Schlesien noch einem fremden Herrscher tributpflichtig (1099).

Es war ein Unglück für dieses Land, daß der sterbende Vladislav (1102) nicht für diesen Sohn Boleslav allein, sondern auch für seinen natürlichen,

Sbignev, sorgte, denn über seinem Grabe entflammte die Zwietracht unter diesen Empfängern des reichen Erbes. Einmal mit Böhmen, das zweite Mal mit Pommern, stürzte sich Sbignev unter wilden Verwüstungen auf Schlesien (1105), und obgleich von Boleslav bis an die Ostsee zurückgeworfen und zur Versöhnung genöthigt, war er doch immer der böse Geist, der ihn begleitete und dessen er endlich durch Mord sich entledigte. Aller Warnungen ungeachtet, womit diese Zerrüttungen zu ihm sprachen, ließ sich Boleslav III. unterdeß in die Kronstreitigkeiten in Ungarn und Böhmen verwickeln, und gerieth dadurch in eine feindliche Stellung gegen den Kaiser Heinrich V., der sich, im Rücken durch ihn bedroht, aus Ungarn zurückziehen mußte. Diese Einmischung, welche Heinrich im Bunde mit Swentaplok von Böhmen durch einen Kriegszug ahndete, machte Schlesien zum zweiten Mal unter Boleslav III. zum Schauplatz blutiger Auftritte, und kostete diesem Fürsten, der sich mit der Ermordung Swentaploks befleckte, nach einem alten Bericht die Freiheit, die er sich durch Entrichtung von Tribut wieder erkaufte (1109). Ohne jedoch von nun an in das friedlichere Geschäft der Regierung sich zurückzuziehen, sah er, weil er noch einmal die Hand in die Angelegenheiten Böhmens und Ungarns streckte, auch wieder seine schlesischen Dörfer und Städte in Feuer aufgehen und endete, nach einem unglücklichen Feldzuge gegen die Moskowiter, in Trübsinn (1138).

So schwankende Verhältnisse zu den nachbarlichen Ländern waren indeß bei weitem nicht das Schlimmste aus der Hinterlassenschaft dieses Fürsten; viel Uebleres

noch entsprang aus seiner letzten Anordnung. Denn der Natur mehr gehorsam, als dem Bedürfniß des Staates, zersplitterte er das Reich unter seine Söhne und legte den jüngern die Pflicht auf, den ältesten als obersten Lehnsherrn anzuerkennen und ihm in auswärtigen Kriegen Beistand zu leisten. Vladislav II., der Erstgeborene, erhielt das Gebiet Krakau als den Sitz seiner Regierung, und mit andern Theilen auch ganz Schlesien und die Lande diesseits der Wartha. Ohne jedoch an Macht und Fähigkeit stark genug zu seyn, den Ehrgeiz seiner Brüder in Schranken zu halten und seinen eigenen zu befriedigen, sah er sich bald in Kampf verwickelt, und mußte sich, auf allen Seiten verrathen, unter den Schutz des Kaisers Konrad III. flüchten, während sein zweiter Bruder, Boleslav IV., der Oberherrschaft sich bemächtigte (1146). Um den Vertriebenen wieder einzusetzen, rückte zwar Konrad in Schlesien ein und Vladislav II. wußte sich einige Zeit in Nimtsch und Graditzberg zu halten; aber Boleslav IV. konnte nicht aus dem Besitz verdrängt werden, die Frage der Waffen verwandelte sich in Unterhandlungen, die er hinzuhalten verstand, und hinter der allgemeinen Angelegenheit des christlichen Europa's, der Kreuzzüge, verschwand Vladislavs Unfall. Ein zweiter Versuch, womit er den Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstage zu Würzburg bestürmte, kostete Schlesien die Früchte einer kurzen Erholung wieder; Glogau und Beuthen wurden eingeäschert und die Ernten des Landes von den deutschen und polnischen Heeren verwüstet (1156). Boleslav bequemte sich zum Vergleich, der ihn zur Entrichtung ansehnlicher Geld-

summen und zur Theilnahme an einem Zug nach Italien verpflichtete. Doch die Entscheidung der Frage, welche diesen Krieg entzündet hatte, wurde auf einen fernen richterlichen Ausspruch nach böhmischen und polnischen Gesetzen verschoben, und Wladislav erlebte das Ende nicht (1159).

Was der Lebende nicht vermocht hatte, bewirkte sein Tod, der nach dem Buchstaben der Verordnung Boleslavs III. ohne Widerspruch den Usurpator Boleslav IV. zum Oberherrn einsetzte. Denn — so nahe war jener Fürst in seiner Verfügung an dem Gedanken des Primogeniturrechts weggestreift! — jene Würde sollte nach seiner Meinung nicht an dem Aeltesten mit der Befugniß haften, sie wieder an den Erstgeborenen seines Blutes fortzuerben, sondern allemal an dem Aeltesten des ganzen Hauses. Der Bruder des Oberherrn stand also diesem Recht näher, als sein Sohn, und aus der unseligen Quelle dieser Abweichung von dem in Europa nach und nach eingeführten Erstgeburtgesetz, ergossen sich Ströme Blutes über Polen. Da also Boleslav IV. durch das Absterben seines Bruders gesetzlich erlangte, was er widerrechtlich schon besaß, so zeigte er sich bereitwilliger, mit den Söhnen desselben sich abzufinden, und die Furcht, von dem Kaiser Friedrich I. noch einmal mit den Waffen an seine Versprechungen gemahnt zu werden, zeitigte einen Vergleich, worin er den drei Söhnen seines gestorbenen Bruders, Mjesko, Boleslav und Konrad, ganz Schlesien mit den Besitzungen jenseits der Wartha abtrat. Diese Fürsten theilten sich in das Land; Mjesko erhielt den mittägigen Theil: Oppeln, Ra-

tibor, Teschen, Severien; Boleslav den mittlern: Breslau, Schweidnitz, Brieg, Jauer und andere; Konrad den nördlichen: Glogau, Sagan, Krossen, Fraustadt, einen Theil der Lausitz und die Neumark. Dieß ist der Zeitpunkt, seit dem eigene Regenten unter der Lehnsherrschaft Polens über Schlesien regierten, ohne daß sie zum Unglück das piastische Hausgesetz Boleslavs III. vergaßen (1163).

In diesem ganzen Zeitraume war die Aussaat einer menschlichern Kultur, welche das Christenthum in diese Lande geworfen hatte, kaum bemerkbar aus dem Boden gesprungen, und kaum reichte die Gewalt hin, womit Rom die wilde Menge am Leitbande der Religion und der Schrecken edlern Jahrhunderten entgegenführte, um die rohen Leidenschaften zu zähmen. Wie das Geschick, hatte Schlesien auch die Sitten Polens getheilt, und wie diesem die innern Zerrüttungen, schienen auch jenem die Zersplitterungen und ihre Folgen keine schönere Zukunft zu verkündigen. Aber es ist nicht immer der nächste Weg, den der Weltgeist einschlägt, um ein Geschlecht aus der Verwilderung zu leiten. Eben diese Theilungen, welche den Gehalt der Macht untergruben und das schlesische Volk alle politische Bedeutung kosteten, wiesen die Fürsten an Deutschland, das Band zwischen diesen Ländern wurde geknüpft, und durch die Geschenke der Kultur, welche Schlesien aus dieser Annäherung zog, kam es bald dahin, Polen zu überflügeln. Schon Boleslav, der Herr des mittlern Schlesiens, rief Cisterzienser aus Sachsen in das Kloster Leubus, und die Begünstigung, die er durch seine Gemahlin, eine Deutsche, allen Einwanderern

aus diesem Lande gewährte, verbesserte den Boden, die Bevölkerung und ihre Sitten. Jener Theilung folgte indeß bald eine andere. Von den drei Brüdern schied Konrad zuerst, und wegen des Erbes entzweiten sich die beiden andern, bis endlich der Oberherr von Polen, Kasimir, aus Furcht von der Einmischung der deutschen Krone, welche Boleslav zu Hilfe rief, den Frieden vermittelte, dessen Inhalt den Absichten dieses letztern schmeichelte. Denn außer dem Landstrich Neisse, den er an einen Verwandten Jaroslav (ungewiß, ob den Sohn Konrads, oder seinen eigenen) abtreten mußte, erhielt er den ganzen Rest der brüderlichen Hinterlassenschaft und gewann daher Ueberlegenheit an Größe des Landes, wie an Macht. Auf diese Weise theilte sich Schlesien und sein Fürstenhaus in zwei große Hälften, in das obere und niedere, und selbst ihre Geschichte scheidet sich von da an in zwei Hauptgänge, die wieder in verschiedene kleine Abwege auslaufen und dadurch die Reise durch ihr Gebiet erschweren (1179).

Boleslav, als Herzog von Niederschlesien der erste dieses Namens, starb fast zu gleicher Zeit mit jenem Jaroslav, den er mit Neisse (Grotkau) abgefunden hatte und der als Bischof von Breslau dieses Land mit dem Sprengel des Bisthums vereinigte. Dem Sohne jenes Fürsten, Heinrich dem Bärtigen, war deutsche Bildung und deutsche Schwärmerei eingeimpft worden, und dieser Umstand hatte auf seine Regierung einen großen Einfluß. Von den Reizen eines beschaulichen Lebens bestochen, und von dem Mord Otto's von Wittelsbach erschüttert, dem er seine

Tochter verlobt hatte, beschloß er, von den Regentengeschäften sich zurückzuziehen und das Land unter seine Söhne zu theilen (1212). Doch dieser Schritt hatte unglückliche Folgen. Einer von ihnen, der den Genuß mehr liebte, als die Berechnungen des Haushaltes, verkaufte seinen Antheil Leubus und einen Theil der Lausitz an den Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg; der Andere führte Krieg gegen den Dritten, weil er mit seinem Erbe nicht zufrieden war, und dieser Dritte, Heinrich mit Namen, lag in einem nicht immer glücklichen Kampfe mit seinem Blute. Unter diesen Umständen, die durch den Tod der beiden ersten um nicht viel besser wurden, mußte sich der Vater wieder zur Uebernahme der Regierung entschließen, und gerieth in einem Kriege mit Konrad von Masovien über die Oberherrschaft von Krakau in Gefangenschaft, aus der ihm seine Gemahlin, Hedwig, nach Verzichtleistung auf seine Ansprüche befreite. Diese Fürstin, die aus religiösem Ehrgeiz das Gelübde der Enthaltsamkeit ablegte und gleichwohl das Herzogthum ihres Gatten regierte, wußte vom Papst die Lossprechung von dem Vertrag zu erkaufen und trieb ihn, unter günstigen Aussichten auf die Hilfe der Polen, wieder auf das Feld der Schlachten gegen den Masovier (1232). Nach mehrern Schwankungeu des Glücks behauptete er sich in Krakau, hinterließ jedoch in dem deutschen, besonders magdeburgischen, Recht, das er in viele seiner Städte eingeführt hatte, und manchen Klöstern eine größere Wohlthat, als jene Eroberung (1238).

Den Fehler, zu dem dieser Fürst im Anfange

seiner Regierung verleitet worden war, hatte noch sein Sohn, Heinrich der Fromme, zu büßen. Denn kaum hatte dieser das Erbe angetreten, als er Leubus gegen den Markgrafen von Brandenburg, der seine Ansprüche auf den Kauf, und gegen den Erzbischof von Magdeburg vertheidigen mußte, der die seinigen auf eine kaiserliche Schenkung gründete, und mehr die Entzweiung unter seinen Gegnern, als seine Waffen, retteten ihm die Besitzung. Weit gefährlicher indeß, als dieser flüchtige Kampf, stellten die vordringenden Tataren sein Glück auf die Probe, denn da der Großherzog von Polen, Boleslav, mit dem Zunamen der Verschämte, weil er vermählt hieß, ohne den Muth zu haben, es zu seyn, sich nach Ungarn flüchtete, während sein Land dem fürchterlichen Feinde unvorbereitet offen lag, war der nächste Stoß auf Schlesien gerichtet. In einem so drängenden Augenblicke übertrugen die Polen dem Herzog Heinrich die oberste Kriegswürde, und die Anstrengungen, die er in seinem Lande gemacht hatte, um den Angriffen zu begegnen, rechtfertigten ihr Vertrauen. Nachdem er vom deutschen Orden, aus Polen und Mähren Verstärkungen erhalten hatte, ging er den Söhnen Asiens in die Gegend von Liegniz entgegen und lieferte ihnen bei Wahlstadt eine Schlacht, die ihn wegen ihrer Größe, wegen ihrer Folgen und seines Schicksals berühmt gemacht hat. In einem Moment der Hoffnung, zu siegen, fiel er durchbohrt zur Erde, und der Schrecken warf das christliche Heer. Durch Schlesien ging nun die Verwüstung mit grauenvoller Schnelligkeit, und nur der Verlust, den

die Tataren selbst erlitten hatten, rettete dieses Land vor dem Geschick eines gänzlichen Unterganges (1241).

Die Mutter des Gefallenen, Hedwig, übernahm die Vormundschaft über seine vier Söhne, und diese bewiesen später ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie unter die Heiligen sie versetzen ließen. Diese Handlung war die einzige in ihrem Leben, worüber sie einig waren; in allen übrigen liefen ihre Bahnen auseinander. Der älteste, Boleslav, mit dem Zunamen des Kahlen, der anfangs zum Großherzog von Polen ausgerufen wurde und sich weder gegen Konrad von Masovien, noch Boleslav den Verschämten behaupten konnte, theilte mit seinem Bruder Heinrich das Land und behielt das Herzogthum Breslau, während auf diesen die Fürstenthümer Liegniz und Glogau fielen; die beiden jüngsten, Konrad und Vladislav, die auf den Universitäten Paris und Padua studierten, wurden für die Kirche bestimmt, ohne daß man die Neigung des erstern zu Rathe gezogen hatte. Aus dieser Anordnung entspannen sich endlose Kämpfe, und das Land wurde der Preis der Willkühr. Die ältern Brüder tauschten bald ihren Antheil gegen einander aus. Da indeß einer der jüngern, Konrad, mit der Forderung seines Erbes in die Welt zurücktrat und die Verbindlichkeit, ihn abzufinden, der bei der Theilung getroffenen Uebereinkunft gemäß, auf Boleslav den Kahlen fiel, so wollte dieser den Tausch zurücknehmen und scheiterte an dem Willen der Stände von Breslau, welche keine Neigung hatten, unter seine verschwenderische Regierung zurückzukehren. Dreimal von den Mauern der Hauptstadt, die sich durch deutsche Ansied-

ler emporschwang, mit Verlust zurückgeschlagen und durch Verpfändungen geschwächt, sah er selbst die Landschaft Krossen sich in die Arme seines Bruders Konrad werfen und lauschte, wie ein unglücklicher Spieler, dem Glück jede Gunst ab. Da sich Konrad vor der Umstrickung der Hinterlist nicht mehr für sicher hielt, eilte er unter den Schutz des Herzogs Przimisl von Gnesen, der die Brüder desselben gefangen nahm. Diese Unfälle und die Vermittelung des Bischofs von Breslau führten endlich zu einem Friedensvertrag, der dem Herzog Konrad die Besitzungen Glogau, Sagan, Sprottau und Krossen zutheilte (1255).

Dieser Vergleich, der Noth abgezwungen, war weit entfernt, die Leidenschaften Boleslavs zu beschwichtigen; mit dem Entschluß, ihn zu brechen, hatte er ihn unterzeichnet, und die Gelegenheit fand sich. Den geistlichen Vermittler traf der erste Streich. Denn während unter jener Verwirrung der päpstliche Stuhl die griechischen Fasten Schlesiens in die römischen verwandelt hatte, war der Bischof Thomas von Breslau auf weit einträglichere Ausdehnung seiner Macht bedacht gewesen, und hatte durch die Erhebung des Zehnten die Landesherrn an der schlimmen Stelle ihrer Einnahmen angegriffen. Nachdem ihm Boleslav umsonst eine Entschädigung an Geld angeboten hatte, ließ er ihn auf einer Reise gefangen nehmen und nöthigte ihm, da weder die Bannflüche des Erzbischofs von Gnesen, noch des Papstes seinen Kerker öffneten, die Verzichtleistung auf den Zehnten und ein Lösegeld ab (1257). Eine zehnjährige Ruhe, die auf diese innern Zerrüttungen folgte, stärkte den Nerv seiner Fi-

nanzen nicht und das Gefühl der Ohnmacht unterhielt den Funken der Eifersucht, der endlich nach dem Tode seines Bruders, Heinrichs von Breslau (1266), wieder aufschlug. Er ließ den jugendlichen Sohn dieses Fürsten, Heinrich den Vierten, des Nachts hinterlistig seiner Freiheit berauben, und hoffte, dem Gefangenen Zugeständnisse abzulocken (1273).

Aus dieser treulosen That entsprangen wichtige Folgen. Durch Proben einer haushälterischen und klugen Regierung gewonnen, entschlossen sich die Landstände Breslau's, für ihren Fürsten das Aeußerste zu wagen, verbanden sich mit den Herzögen von Glogau und Posen, verpfändeten Krossen an Brandenburg, und ließen dem Kaiser des deutschen Reichs, dem Habsburger Rudolph, ihr Land als Lehen anbieten, um sich seines Beistandes zu versichern; ein Antrag, der hier unter dem Drange des Augenblicks vergessen wurde. Nach diesen Vorbereitungen setzten sich die Breslauer mit ihren Bundesfreunden gegen Boleslav in Bewegung und trafen ihn auf den Feldern von Protzen; aber der Tag beleuchtete ihr Glück nicht, der Herzog Przimisl von Posen fiel in die Hände des Feindes, und die Sprache des Siegers wurde trotziger. In dieser Noth wendeten sich die Stände nach Böhmen und erkauften den Beistand des Königs Ottokar mit einem Vertrag, der ihm im Namen ihres Fürsten die Erbfolge in Breslau zusagte. Ottokar verschaffte darauf dem Gefangenen Freiheit und einen Frieden, den dieser mit der Abtretung von Striegau, Neumark, Greifenberg und Strelen an Boleslav bezahlte. Wichtiger, als dieser Verlust, war die Annäherung an Böhmen, und das

tief gefallene Polen konnte von nun an die Losreißung Schlesiens nicht mehr verhindern (1277).

Alle Ereignisse steuerten auf diesen Uebergang los. Kaum einige Monate nach diesem Frieden und noch am Sarge Boleslavs zersplitterten seine Söhne, Heinrich der Dicke und Bolko, die vergrößerte Besitzung in zwei Hälften, die Fürstenthümer Liegniz und Fürstenberg, und diese Schmälerung ihrer Macht, wie die Befreiung von einem Gegner, der sich aller Mittel gegen ihn bedient hatte, bliesen dem Herzoge Heinrich IV. von Breslau Gedanken ein, die wahrscheinlich die Selbstständigkeit Schlesiens würden gerettet haben, wenn sie eben so von der Natur unterstützt worden wären, als sie vom Talent entworfen wurden; denn sie zielten auf nichts Geringeres, als eine Oberherrschaft über das ganze piastische Geschlecht in Schlesien zu gründen. Er fing damit an, sich der Herzöge von Liegniz, Glogau und Posen auf dem Wege der Treulosigkeit zu bemächtigen, und nöthigte ihnen die Verbindlichkeit auf, ihm Beistand zu leisten, so oft er es verlangte. Dem Bischof von Breslau, der sich weigerte, von den Gütern der Kirche Kriegssteuern zu entrichten, entriß er die Städte Neiß, Ottmachau und Edelstein und wußte die über ihn geschleuderten Bannstrahlen von seinem Haupte abzuleiten. Die Spur des fliehenden Geistlichen zeigte ihm den Weg nach Ratibor, und schon war diese Stadt von seinem Heer eingeschlossen, als ihm der Bischof im festlichen Ornat entgegenging und ihn durch seine Erscheinung besiegte, so daß der Herzog der Kirche zurückgab, was er ihr entzogen hatte. Er stand indeß noch im zweifelhaften

Kampf um Krakau, als der Tod seine Entwürfe zerriß und das Land einem üblern Schicksale hinschleuderte, als dem es kaum entronnen war (1290).

Heinrich IV. hatte keine Kinder hinterlassen, und das Recht der nächsten Verwandtschaft munterte den Herzog Konrad von Glogau auf, sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen. Heinrich der Dicke von Liegniz machte aber von dem Recht der Stärke Gebrauch, führte seine versammelten Truppen aus Polen gegen Konrad, und schläferte seinen Bruder Bolko, der von der Stadt Schweidniz, einem Geschenk Heinrichs IV., den Namen angenommen hatte und sich auf die Seite Glogau's neigte, durch Abtretung von Jauer und Striegau, Reichenbach, Frankenstein und Strelen ein. Konrad, welcher der Uebermacht wich und des kleines Krieges kein Ende sah, bemeisterte sich durch ein verrätherisches Werkzeug der Person Heinrichs des Dicken, und ließ ihm, wie die Geschichtschreiber erzählen, in einem hölzernen Käsich Zeit, über die Bedingungen seiner Freiheit nachzudenken. Erst nach sechs Monaten einer empörenden Qual wurde es ihm gestattet, sie mit 30,000 Mark und den Besitzungen Namslau, Bernstadt, Kreuzberg, Pitschen, Rosenberg, Kunzenstadt, Bunzlau und Hainau zu erkaufen (1294). Sein Tod, den er aus diesem Gefängnisse mitbrachte, versetzte seine Söhne Boleslav, Heinrich und Bladislav unter die Vormundschaft seines Bruders Bolko (1296).

Es ist ein so trauriges Amt der Geschichte, eine solche lange Reihe von Verbrechen, Treulosigkeiten und Schwächen zu durchlaufen und die Menschenwürde

durch solche Beispiele zu verwunden, daß es wohlthut auf einen lichtern Punkt zu stoßen. Bolko hatte sich kaum gegen polnische Streifzügler geschützt, als er mit den Waffen in der Hand den Herzog Konrad von Glogau aufforderte, die seinem unglücklichen Bruder abgeängstigte Beute, Bunzlau und Hainau, wieder herauszugeben; Besitzungen, deren erste Hälfte er als Miterbe mit seinen eigenen, die zweite mit den Landen seiner Mündel vereinigte. Alle Anstrengungen richtete er von nun an auf die Befestigung der Städte und Schlösser, und auf die Ordnung des Haushaltes, der bald seinen Absichten dankbar wurde. Denn seine, wie die anvertrauten Lande erholten sich unter seinem klugen Regiment, und als er zu früh für ihr Glück dahinschied, hinterließ er den jugendlichen Söhnen seines Bruders wohlbestellte ökonomische Verhältnisse, einen gefüllten Schatz und Achtung im Außen (1301). Aber der unheilvolle Geist, der auf diesem Geschlechte ruhte, lebte fort und verzehrte bald alle kräftigern Lebenskeime wieder.

Zwei dieser Söhne standen noch unter der verschwenderischen Vormundschaft des Bischofs von Breslau, der in diesem Geschäft dem Herzog Bolko gefolgt war, als der König Wenzel II. von Böhmen nicht ohne Berechnung seine Tochter an den ältesten, Boleslav III., vermählte und dagegen alle Ansprüche desselben auf die von Konrad von Glogau abgerissenen Landestheile erhielt; ein Gegengeschenk, dessen Empfang der Tod verhinderte. Boleslav hatte indeß mit der Hand der königlichen Tochter eine Mitgift von 8000 Mark erworben, zu deren Unterpfand ihm Troppau

eingeräumt wurde, daher die Linie Liegniz diesen Namen einige Zeit in ihrem Titel führte. Dieser geringe Vortheil wurde von größern Uebeln aufgewogen. Denn während Boleslav von dem Schatten seines gemishandelten Vaters zu den Waffen gegen Glogau getrieben wurde, mußte er die Mittel in Verpfändungen suchen und bewog dadurch seine Brüder, auf eine Theilung zu dringen. Der zweite übernahm Breslau, der jüngste, Vladislav, das Fürstenthum Liegniz, und Boleslav begnügte sich, unter der Bedingung einer Geldentschädigung von Seiten der andern, mit der kleinern Besitzung Brieg, die den Namen eines Fürstenthums erhielt. Ruhte diese Theilung auf keiner hinterlistigen Absicht Boleslavs — und man ist in diesen Zeiten so an Niederträchtigkeit gewöhnt und die Handlungen dieses Fürsten widerlegen so wenig den schlimmen Verdacht, daß man hier schwerlich an einen Zug der Großmuth glauben kann — so sorgte der Zufall dafür, seine Bescheidenheit zu belohnen (1314).

Denn da dieser Vladislav, ein Fürst mit krankem Gehirn, weder die Entschädigungssumme bezahlen, noch regieren konnte, so übertrug er seinem ältern Bruder Boleslav das Amt eines Mitregenten, und bemerkte bald, daß er sich dadurch auf die Rolle eines Zuschauers herabgesetzt hatte. Dieses Gefühl trieb ihn aus Liegniz zu dem Geschäft der Wegelagerer, das Boleslav durch seine Gefangennehmung zu enden wußte; er entwich zwar, wurde aber von Landleuten zum zweiten Mal nach Liegniz zurückgebracht, wo sein rasendes Gehirn sich in Ketten abkühlte (1318). Diese Umstände und die Entfernung Vladislavs nach Ma-

sovien setzten zwar den Herzog Boleslav zum alleinigen Herrn von Brieg und Liegniz ein, doch eine Schuldenlast, die durch Verpfändungen nicht verminders ward, erzeugte in ihm den Wunsch nach seines Bruders Heinrichs glücklichern Ländern und bewog ihn, einen Tausch vorzuschlagen. Heinrich, der die Blüthe Breslau's zeitigte, dieser Stadt die Erbvogtei und die Gerichte verlieh und durch haushälterische Ordnung seine Einnahmen stärkte, verstand sich auf die Sprache Boleslavs und suchte Beistand gegen Gewalt. Die Wahl schwankte zwischen Polen und Böhmen; dort hatte sich der Piast Vladislav Lokietek auf den Königsthron geschwungen und Groß- und Kleinpolen vereinigt; Verwandtschaft und Kraft, mit der er sich zu behaupten wußte, schienen Vertrauen zu fordern. In Böhmen bereitete der Luxemburger, Johann, ein schöneres Jahrhundert vor und machte aus entfernten Rechten Anspruch auf die polnische Krone. Beide lagen in Kampf und unter welche Flügel sich Breslau auch begeben mochte, auf beiden Seiten drohte die Verwicklung ihn mit zu ergreifen. Aber eben aus jener Verwandtschaft hatten sich die Dünste des Hasses entwickelt, die alle Verhältnisse der Piasten vergifteten; Boleslavs III. unseliges Vermächtniß verfolgte sein Geschlecht bis zum Untergange und niemals seit seinen Tagen hatte der innere Friede sein Haus beglückt. In seinem eigenen Schooße zerrissen, hatte Polen niemals Zeit, das Schicksal Schlesiens wohlthätig zu schirmen und selbst bis auf die Formen war das Band zwischen diesen Ländern morsch geworden. Selbst Vladislav Lokietek, der zum Glück für Polen die

Verordnung Boleslavs III. übersprang, konnte es nicht, ohne in dem verwandten Geschlecht in Schlesien einen Widerstand zu entzünden, der in Gewalt ausgebrochen wäre, wenn die Macht ihn eben so unterstützt hätte, als der Haß. Gleichwohl wär' es nicht zum ersten Mal gewesen, daß eine Stimmung dieser Art in den Berechnungen der Staatskunst wäre zurückgedrückt worden, wenn nicht Sitten und Bildung die Kluft weit stärker noch und unüberwindlicher aufgerissen hätten. Deutsche Bevölkerung belebte Schlesiens Städte, deutsche Lebensweise hatte seine Ebenen erobert, und bis in seine Berge hinein wanderte der Deutsche unter Deutschen. So matt auch noch der Morgen der Kultur am Horizonte zitterte, dennoch war es lichter, als die Nacht, die das unselige Schicksal Polens über seinen weiten Wäldern zurückhielt. So lange aber die Welt steht, hat sich der Mensch, wenn ihm die Wahl geblieben, mit seinem Geschick immer eher dem veredeltern, als dem rohern anvertraut. Diese Umstände, verbunden mit der Geschicklichkeit Johanns des Luxemburgers, die um Schlesien geworfenen Schlingen durch Lockungen und Bestechungen unmerklich fester zu ziehen, verführten den Herzog Heinrich mit seinen Breslauern, den Weg nach Böhmen zu versuchen. Auf die Einladung seiner Gesandten erschien der König Johann selbst in Breslau und empfing die Oberlehnsherrlichkeit über das Herzogthum mit dem üblichen Recht, es auf den Fall eines unbeerbten Todes Heinrichs einzuziehen. Die Stadt Breslau, die wärmste Fürsprecherin Johanns, erhielt aus der Hand des dankbaren Königs die Obergerichte und andere Vorrechte, Heinrich

hingegen die Bürgschaft aller ausgeübten Regentenbefugnisse und auf Lebensdauer die Grafschaft Glaz (1327).

Unter den Lockungen, von denen Johann Gebrauch gemacht hatte, war diese Grafschaft, ein ergiebiges Gebirgsland und die Brücke zwischen Böhmen und Schlesien, immer die verführerische gewesen, womit die Könige sich den Weg zu den Piasten gebahnt hatten. Zu klein, um selbstständig ihr Geschick zu beherrschen, zu groß, um von nachbarlichen Fürsten vergessen zu werden, und ihrer Lage nach wünschenswerth, hatte sie frühzeitig im Verband mit Böhmen gestanden und bereits dem Könige Ottokar zum Mittel gedient, Heinrich IV. von Breslau gegen den weit größern Vortheil eines Erbfolgepaktes abzufinden. Nachdem sie einen kurzen Lauf durch die Hände dieses Heinrichs und des Herzogs Boleslav von Münsterberg vollendet hatte, war sie durch Kauf wieder an Böhmen gefallen, und die Verbindung mit Breslau schloß ihr Geschick noch nicht, immer der Spielball ihrer Herrn zu seyn.

Gegen diesen Preis war das Herzogthum Breslau von dem alten Bande mit Polen allgelöst, und dieses Beispiel wirkte verführerisch auf andere Zweige der Piasten. Vladislav, der in Masovien keine Beweise von der Genesung seines Kopfes gegeben hatte, eilte zurück, um gegen geringe Vortheile seine Rechte auf Liegniz dem König Johann abzutreten, und dieser kluge Luxemburger wußte die von Boleslav versetzten Städte, Goldberg und Hainau, aus den Händen Breslauischer Gläubiger in die seinigen zu spielen.

Durch diese Kunstgriffe war Boleslav in seiner ganzen Stellung bedroht und konnte sich, sobald der König sich zum Verfechter der Wladislavschen Ansprüche aufwarf, über den Ausgang eines so ungleichen Kampfes nicht lange täuschen. Ohne daher den Anfang abzuwarten, ging er einen gleichen Lehnsvertrag mit Böhmen ein und erhielt die verpfändeten Städte Goldberg und Hainau zurück (1329).

Indeß fand dieser Uebergang der Herzöge von Breslau, Liegniz und Brieg nicht überall gleiche Aufnahme in Niederschlesien, und spaltete selbst die Glogausche Linie. In diesem Hause hatte jener Konrad, der dem Herzog Heinrich V. durch Qualen einen Theil der Breslauschen Erbschaft abgeängstigt und fast die Hälfte wieder an Bolko verloren hatte, seine Besitzungen unter drei Söhne getheilt; Konrad, der Buckliche, regierte Steinau und Gurau; Heinrich III., der Getreue, Glogau und Oels; Przimisl, der zweite Sohn, fiel in einem Treffen (1290), und vererbte daher nach der väterlichen Verordnung seinen Antheil Sagan an Konrad, Sprottau an Heinrich (1298). Konrad hatte überdieß die Aussicht auf das Erzbisthum Salzburg; sein Bruder erklärte ihn für toll und hatte Recht, wenn jener, nach einigen schlesischen Berichten, wirklich es aufgegeben hat, weil man dort kein Steinauer Bier tränke. Diese Fürsten, die ihre Abkunft nicht vergaßen, nahmen den Titel der Erben von Polen an, und nachdem Heinrich durch den Tod seines schwächlichen Bruders der einzige Erbe der väterlichen Hinterlassenschaft geworden war, stieg mit seiner Macht seine Hoffnung. Er starb jedoch, nach-

dem er die kurze Ehre, zum obersten Fürsten Polens gewählt zu werden, mit Verwüstungen seines Landes durch die Hand Vladislavs Lokietek bezahlt hatte (1309). Seine fünf Söhne erbten den Titel, den Rest seiner Eroberungen in Posen und die Entzweiung mit dem König von Polen; den ersten führten sie fort ohne Kraft, mit dem zweiten, der Gnesen, Oels, Kalisch und einige Stücke aus den Besitzungen Heinrichs des Dicken umfaßte, wurden in einer Familientheilung (1312) die beiden jüngsten Brüder abgefunden, und einer derselben, Konrad, kam bald durch den Tod des andern in den Besitz dieses ganzen Antheils. Dieser Fürst verlor über die Hälfte desselben wieder an den Sohn jenes Heinrichs des Dicken und wurde der Stifter der Linie Oels, eines Gebietes, das er aus dem Rest seines Erbes und aus Abtretungen seiner Liegnizischen Verwandten zusammensetzte (1327). Das Bedürfniß eines mächtigen Schutzes trieb ihn endlich, nach dem Beispiele Breslau's, mit einem Lehnsauftrag unter die Flügel Böhmens (1329). Seine ältern Brüder, auf welche Posen, Sagan, Steinau, Sprottau, Krossen und einige andere Besitzungen Glogau's gefallen waren, sträubten sich zwar gegen einen fremden Herrn, weil sie ihn selbst in Polen zu spielen hofften, aber auch sie riß Vladislav Lokietek bald aus der Täuschung und ließ ihnen nur die Wahl, seine Uebermacht oder die böhmische anzuerkennen. Heinrich und Johann, jener von Sagan, dieser von Steinau, entschlossen sich zu dem zweiten (1329), und als sie nach dem Tode des dritten Bruders, Przimisl, der sich hartnäckig gegen Böhmen erklärt hatte, seinen An-

theil erbten, wußte sich der König Johann die Hälfte desselben für 2000 Mark polnischer Währung aus den Händen Johanns, über die andere die Lehnsherrlichkeit zu verschaffen (1331).

Während also auch diese Linie sich dem Schicksale Böhmens verschrieb und unter den niederschlesischen die Münsterbergische allein noch mit Gewandtheit sich der Schlingen des Luxemburgers entschlug, hatte sich das Loos Oberschlesiens bereits entschieden.

Seit jener Spaltung in zwei große Hälften (1179) hatte zwar die obere gebirgige fast gleiche Veränderungen, gleiche Theilungen und gleiche Reibungen mit Polen und sich selbst erfahren; der Uebergang zu deutscher Gesittung war aber weit langsamer und die Annäherung zweifelhafter. Eher noch, als die niederschlesischen Lande, hatte sich dieser Theil zu Böhmen geneigt, ohne daß seine Fürsten die Erinnerungen an ihr piastisches Haus und Recht zu streichen gesonnen gewesen wären. Dieser Umstand bestimmte lange Zeit, wie in Niederschlesien, ihr Geschick. Mjesko, der erste in Oberschlesien, erweiterte seine Besitzungen Teschen, Oppeln und Ratibor, mit Beuthen und Auschwiz, und verfocht nutzlos die Parthei Micislavs in Polen gegen Leskus, während er sein Land durch die Gründung des Klosters Rybnik, das sein Sohn nach Czarnovan verlegte, vortheilhafter bedachte. Seine Enkel, Mjesko II. und Vladislav I., kämpften unglücklich, jener gegen die Tataren bei Liegniz und Boleslav den Verschämten, dieser gegen den Bischof von Olmütz und mit Polen wegen der Erbschaft seiner Schwägerin. Nach einem kurzen Zwist mit Ottokar von Böhmen erfuhr

Vladislav das zweideutige Glück, zum Großfürsten von Polen gewählt zu werden, und büßte es mit eingeäscherten Dörfern (1273). Unter seinen vier Söhnen trat die Zeit der Theilungen und der Ohnmacht ein, und diese scheuchte schon im Jahr 1289 den Herzog Kasimir, der mit Mjesko Auschwiz und Teschen erhalten hatte, von allen schlesischen Fürsten am ersten unter böhmischen Lehnschutz. Eine Handlung, die seine Erben im Jahr 1327 nachahmten, weil sie, wieder in drei Linien, Auschwiz, Teschen und Kosel, zersplittert, bis auf ein hilfloses Nichts herabgesunken waren. Der dritte von jenen vier Söhnen Vladislavs, Boleslav, hatte Oppeln, und Przimisl, der jüngste, das Gebiet Ratibor erhalten; dieses nahm mit Teschen die böhmische Lehnsherrschaft aus gleichen Gründen aus, und jenes führte lange Krieg mit Vladislav Lokietek, ohne vom Glück aufgemuntert zu werden. Diese Verhältnisse unterhielten den Haß, und als Vladislav, der erste Herzog von Oppeln, gestorben war (1313) und seine Söhne sich wieder in drei Linien, Oppeln, Falkenberg und Streliz, theilten, waren sie eben so wenig der Macht des glücklichern Polen gewachsen, als sie Neigung hatten, sie anzuerkennen. Wie ihre Vettern, warfen sie sich daher in die Arme Böhmens, das ihnen schmeichelnd entgegengekommen war, und empfingen von hier aus Schutz und Sitte (1327).

So große Vortheile würde selbst eine mittelmäßige Staatskunst in Polen nicht ohne aufgewandte Rettungsmittel abgegeben haben, noch weniger ließ sich dieß von einem Kopf, wie Vladislav Lokietek, erwarten.

Aber eben er mußte diesen Abfall erleben, denn was zu erhalten einem Fürsten, der in den Augen der übrigen Piasten ein Recht zum Königsthron gehabt hätte, wahrscheinlich gelungen wäre, konnte er nicht hoffen, der nach ihrer Meinung nur das Recht des Eroberers besaß. Wie er daher in Polen gewann, verlor er in Schlesien, und der blutige Zwist mit dem deutschen Orden in Preußen, der von Böhmen unterstützt wurde, hielt seine Waffen beschäftigt. Ueberdieß war der Anspruch, welchen Böhmen auf die polnische Krone machte, und der Titel, den es annahm, im Verfahren des Luxemburgers mit kluger Berechnung angeschlagen, denn er schien die Schritte der Piasten mit der Rechtfertigung zu überdecken, daß sie unter zwei Prätendenten nur den willkommnern gewählt hätten. Vladislav Lokietek benutzte zwar einen Waffenstillstand mit dem deutschen Orden, um sein verwüstendes Schwert nach Schlesien zu tragen (1332), aber, zu spät für Polen und für ihn, hatte dieser Zug keine andern Folgen, als daß die Stadt Kosten vom Glogauischen Gebiet abgerissen wurde, und aus dem Grabe des unternehmenden Fürsten (1333) stieg der Friede. Sein Sohn Kasimir glaubte die Abtretung der böhmischen Ansprüche auf die Krone Polens mit der förmlichen Verzichtleistung auf Schlesien, das er nicht mehr retten konnte, nicht zu theuer zu bezahlen, und unterzeichnete in einem Friedensvertrag zu Kronweißenburg, den der König von Ungarn vermittelt und Boleslav von Liegniz und Brieg eingeleitet hatte, eine Trennungsurkunde (1335), deren Inhalt vier Jahre darauf auf dem Reichstage zu Krakau durch den Eid besiegelt wurde.

Die Absicht, welche diesem Akte zu Krakau als Triebfeder diente, blieb den schlesischen Piasten nicht lange verborgen. Sie zielte auf nichts Geringeres, als diese Fürsten, die aus dem Verbande getreten waren, auch auf immer von ihren Rechten auf Polen loszusprechen und die Krone in fremde Hände zu spielen. Dieser Umstand hatte lange Zeit die Glogauische Linie von Böhmen zurückgehalten und entfernte noch die Münsterberg-Schweidniz-Jauersche. Was der König Johann gewonnen hatte, stand außer Zweifel, und schon jetzt fiel das Fürstenthum Breslau, nach dem Tode Heinrichs VI., der keine Söhne hinterließ, mit der Grafschaft Glatz als erledigtes Lehn an die böhmische Krone heim, ohne daß sie auf den Bruder dieses Fürsten, Boleslav III., Rücksicht genommen hätte (1335); was daher die Piasten verloren, war eben so gewiß, und die Ernte, die ihr Land an Kultur und Geistesaufschwung vom böhmischen Boden heimtragen mochte, kann die Geschichte den Beweggründen derselben nicht in Rechnung bringen. Münsterberg entwand sich also hartnäckig allen Versuchungen Böhmens, und hatte noch eine Reihe von Veränderungen zu durchlaufen, die fast alle aus diesen Verhältnissen entsprangen. Gleich den übrigen hatte sich auch dieses Haus seit seinem Stifter Bolko, demselben, der die Vormundschaft über die Söhne des unglücklichen Heinrichs des Dicken von Breslau geführt und dadurch den Zobtenberg gewonnen hatte, in mehrere Linien gespalten, Münsterberg, Schweidniz, Jauer, und es trug zur Verwicklung bei, daß die Gründer derselben, Bernhard, Heinrich und Bolko II., durch ihre Mutter Beatrix,

eine Tochter des Markgrafen Otto des Langen von Brandenburg, mit dem aussterbenden märkischen Hause Anhalt verwandt waren. Der Tod des letzten Askaniers versetzte sie in eine nebenbuhlerische Stellung gegen Böhmen, und Heinrich von Jauer, der die Rechte seines Hauses allein übernommen zu haben scheint, wußte sie geltend zu machen. Sie bezogen sich wegen jener Verwandtschaft auf die obere Lausitz und einige Theile der niedern mit Frankfurt an der Oder, und wurden durch die Ansprüche seiner Gemahlin, einer Tochter des Königs Wenzel von Böhmen, verstärkt. Der Luxemburger Johann betrachtete diese Besitzungen, die durch Vermählungen an Brandenburg gefallen waren, als eröffnetes Lehn und legte das Gewicht der Waffen in seine Schaale. Dieser Beweis war zu fühlbar, um einen Herzog von Jauer nicht zu überzeugen, und führte im Lager bei Oelsniz zu einem Vergleich, welcher die Oberlausitz spaltete und Görlitz, Lauban, Friedeburg, Sorau und Puck dem Herzog nach seiner Verzichtung auf die niederlausitzischen Orte zusprach. Willkühr, die er sich gegen Görlitz gestattete, trieb indeß die Einwohner unter böhmischen Schutz und kostete ihm nach neun Jahren die Besitzung, gegen die er vom König Johann Trautenau erhielt (1329).

Ungeachtet der friedlichen Ausgleichung hatte dieser Herzog indeß eben so wenig, wie seine Brüder, für den Lehnsverband mit Böhmen Neigung gewonnen; sie hatten sogar den Piasten Vladislav Lokietek unterstützt und schlugen alle Lockungen des Königs Johann aus. Aber unter allen die letzten, standen sie auch die einzigen, seiner ganzen Uebermacht bloßgestellt,

und der Widerstand, den der Herzog Boleslav von Münsterberg den Waffen des böhmischen Kronerben Karl zu leisten wußte, verlängerte nur um Augenblicke seine zweifelhafte Lage. Als daher während der Belagerung von Frankenstein, worin er selbst eingeschlossen war, die Grafschaft Glatz gegen den Preis der Unterwerfung angeboten wurde, und durch den Tod Vladislavs Lokietek mit seinem Sohne Kasimir eine andere politische Meinung auf den polnischen Thron gestiegen war, begab sich Boleslav in das böhmische Lager und nahm den neuen Herrn und den Vortheil an (1336). Schweidniz und Jauer, durch diesen Abfall wieder um eine Stütze geschwächt, schätzten zwar dessenungeachtet noch das unsichere Gut der Freiheit höher, als das gewisse der Abhängigkeit, aber wie gering die Hoffnung war, ohne glückliches Zusammentreffen größerer politischen Verhältnisse sich gegen die Versuchungen Böhmens zu behaupten, erfuhr Heinrich von Jauer schon im Jahr 1337 in seinen lausitzischen Landesstücken. Denn nachdem der Herzog Johann von Steinau den Antheil an Glogau, der ihm nach dem Tode seines Bruders Przimisl zugefallen war, dem König von Böhmen für 2000 Mark polnischer Währung abgetreten hatte, trug dieser Luxemburger zu derselben Zeit, wo der Steinauer auch das Gurausche an ihn verkaufte, jenem Herzog Heinrich von Jauer die Hälfte Glogau's auf Lebensdauer gegen seine Besitzungen in der Lausitz an und ließ ihm keinen Ausweg. So gewann Luxemburg die Oberlausitz und bald mehr durch List, Recht und Verpfändung.

Auf dem Schauplatze Deutschlands kündigten sich

indeß Verwicklungen an, die den Absichten der Herzöge von Schweidniz und Jauer günstig schienen und ihnen Stützen anboten, weil man auch ihrer bedurfte. Böhmen selbst trieb sie in die Arme seiner Feinde, und zu der alten Abneigung fand sich eine neue Aufforderung. Denn nachdem die Glogau'sche Linie mit dem Nachdruck der Waffen von Polen gezwungen worden war, die Reste ihrer Ansprüche auf jenes Land für immer zu streichen (1343), war die Uebereinstimmung Böhmens mit diesem Schritt auch der letzte Lebenshauch der Freundschaft zwischen beiden Mächten, weil der König Johann durch seine Entwürfe auf die Kaiserkrone für seinen Sohn Karl alle Leidenschaften in Bewegung setzte. Zu dieser Zeit starb nun der Herzog Heinrich II. von Schweidniz, ohne einen Erben zu hinterlassen, als eine Tochter Anna, die ihm seine Gemahlin Elisabeth, Herzogin von Oestreich, geboren hatte, und die wegen ihrer Hoffnung auf Jauer sich bereits den Titel desselben beilegte. Da der Herr dieses Fürstenthums, Heinrich I., dem erstern im Tode bald nachfolgte, setzte sich Boleslav III. von Fürstenberg und Schweidniz, Bruder jenes Heinrichs II., in den Besitz von Jauer und zog dadurch die Waffen des Königs Johann von Böhmen in das Land. Schweidniz wurde belagert, aber indem der Herzog den Angriff mit Geschicklichkeit zurückzuweisen wußte, vereinigte er sich mit dem Kaiser Ludwig und seinem Hause Baiern, fand in Oberschlesien an Kosel gleiche Gesinnung, und fristete dadurch die Tage seiner Unabhängigkeit. Aber schon mit dem Tode des Königs Johann bei Kressy änderte sich das Spiel. Sein

Nachfolger Karl wußte den König von Polen zu einem Waffenstillstand zu bewegen, in welchem Schweidniz mit begriffen war, und als er nach dem Absterben des Kaisers Ludwig und seines Nebenbuhlers Günthers von Schwarzburg den ebenen Weg nach dem Kaiserthron wandelte, wurde auch das Verhältniß des Herzogs von Schweidniz und Jauer immer schwankender.

Karl hielt es für einen Ehrenpunkt, an diesem letzten freien Piasten Schlesiens sich nicht umsonst versucht zu haben, und nahm zu den glücklichen Hilfsmitteln der Unterhandlungen seine Zuflucht. Zwei Lockspeisen bot er ihm an, eine Vermählung und die Niederlausitz, und für den Ehrgeiz des Herzogs waren sie die gefährlichsten, obwohl er keine Hoffnung hatte, die Früchte desselben auf Kinder zu vererben. Aber für die Hand, die Karl der Nichte Boleslavs, jener Anna von Jauer, zu reichen versprach, und für die Besitzungen der Markgrafen von Brandenburg in der Niederlausitz, auf die er ihm Aussicht zeigte, forderte er nichts Geringeres, als die Einsetzung Anna's zur Erbin der ganzen herzoglichen Hinterlassenschaft, und während der König Ludwig von Ungarn, der Thronfolger in Polen, die Ansprüche dieser Krone auf Schweidniz und Jauer aufgab, war seine Verwendung stark genug, um ihn zur Annahme der Bedingungen zu überreden. Mit dem Vorbehalt, daß seine Gemahlin nach seinem Tode im Nießbrauch seiner Besitzungen bis an ihr Ende bleiben sollte, verschrieb Boleslav jener Anna seine Lande und ließ ihr in den Städten die Erbhuldigung leisten. Anna, dritte Gemahlin

Karls IV., bestieg den Kaiserthron, und die Markgrafen von Brandenburg, Ludwig und Otto, verstanden sich gegen ihn und Boleslav zur Abtretung des Rechts, die an Meißen verpfändete Niederlausitz einzulösen, bis sie solche dereinst von ihnen selbst würden einlösen können. Schweidniz hatte seine Freiheit gerettet, aber Karl um nichts weniger gewonnen (1355).

Während sich hier der Anfall an Böhmen vorbereitete, traten in Liegniz und Brieg für die Begehrlichkeit beider Fürsten eben so günstige Umstände ein. Im Interesse seines Lehnsherrn, Johann von Böhmen, hatte sich der alternde Boleslav III. in einen Kampf mit dem Bischof von Breslau verwickelt, und diese Entzweiung mit der Kirche ihn gezwungen, seinen Söhnen Wenzel und Ludwig das Fürstenthum Liegniz zu überlassen und sich auf Brieg allein zurückzuziehen, nachdem er das Weichbild Lüben an der Stelle des an Böhmen abgegebenen Fürstenthums Troppau erworben, und Grotkau auf Wiederkauf dem Bisthum Breslau eingeräumt hatte (1342). Nach wenigen Jahren schon waren seine Söhne zu einer Theilung geschritten, und Wenzel hatte Goldberg, Hainau und Lüben, Ludwig aber Liegniz und das entdeckte Bergwerk Niclasdorf durch das Loos erhalten. Doch auch diese Trennung hatte die Brüder nicht versöhnt, und Wenzel wußte dem haushälterischen Ludwig seinen Besitz, mit Ausnahme des Hofes Buchwald und vierhundert Mark jährlicher Einkünfte, unter der Bedingung abzulocken, daß er auf den Fall eines kinderlosen Todes seinem Bruder die ganze Hinterlassenschaft zuschrei-

ben wollte. Dieser Ausweg lief auf ein schlimmeres Ende hinaus, als er hatte vermeiden sollen. Denn Wenzel verpfändete Lüben, das Ludwig wieder einlöste, verkaufte die Stadt Namslau an den Kaiser Karl, und versetzte das einträgliche Bergwerk Niclasdorf an die Stadt Liegniz. Indeß verzehrte ihr Vater am Osterfest dreizehn junge Hühner auf einmal, um sich von den Entbehrungen der Fasten zu erholen, und bezahlte diese Unmäßigkeit mit dem Leben. Seine Gemahlin, der das Fürstenthum Brieg zum Leibgeding verschrieben war, folgte ihm vier Jahre später, und diese Todesfälle, welche die Brüder in den Besitz des ganzen Erbes setzten, entzündeten die Zwietracht heftiger als sonst (1356).

Mit Gewandtheit verstanden Karl, wie der Herzog Boleslav von Schweidniz und Jauer, in dieses widerwärtige Spiel einzugreifen. Dieser überredete den Herzog Wenzel, seine Hälfte von Brieg und Olau ihm abzutreten (1357), und jener vereinigte sie zwar zu einer friedlichen Theilung in Liegniz und Goldberg für Wenzel, in Brieg, Olau, Lüben und Hainau für Ludwig, wußte sich aber durch Verweigerung der gesammten Hand bei der Belehnung die Hoffnung des Heimfalls weit näher zu rücken (1359). Bald darauf verschaffte sich Boleslav, der seines Vortheils nie vergaß, aus den Händen Karls auf Lebenszeit diejenige Hälfte Glogau's, die bei einer Theilung mit Heinrich von Glogau und Sagan auf Böhmen gefallen war (1360), und erhielt endlich die Besitzungen des bairisch-brandenburgischen Hauses in der Niederlausitz, die er mit dem Kaiser von dem Markgrafen von Mei-

ßen auslöste (1364) und deren jener durch Vernichtung des Wiederkaufs sich versicherte. Kurze Zeit nach diesem erweiterten Glück starb der letzte Schweidnizer (1368) und seine Gemahlin genoß zwar bis an ihr Ende (1392) alle Rechte einer Erbin, aber des verwandten Münsterbergs laute Ansprüche verrauschten im Winde. Ohne eine andere Aussicht zu besitzen, durchstrich es seine Hoffnungen auf das eröffnete Land (1370) und sah es im Jahre 1392 unwiederbringlich in den geräumigen Schoos Böhmens fallen. In die Geschichte dieses Staates begräbt es von jetzt an die seinige und empfängt von hier aus die Lichtstrahlen, die in sein Grab leuchten. Selbst das Bisthum Breslau, das seit dem Jahr 1245 den Suffraganverband mit Gnesen aufgelöst und unter die unmittelbare Hoheit Roms sich versetzt hatte, übertrug sein Weltliches der Krone Böhmen, und die schwache Brücke, welche die Hoffnungen der schlesischen Piasten zwischen ihrer Abkunft und dem polnischen Throne unterhalten hatten, brach seit dem Glück Jagello's von Lithauen unrettbar auseinander. Ein fremdes Geschlecht nimmt den Sitz ihrer Väter ein, und unter Erschütterungen läuft einem nach dem andern der Tag zu Ende (1386).

Wie das Verhältniß der Fürsten, hatte sich die Gestalt des Landes verwandelt. Seitdem sie nach dem Beispiel der nachbarlichen deutschen Regenten fast zwei Jahrhunderte lang für Ansiedelungen gesorgt hatten, war auch der Handel erwacht, der Pflug hatte unwirthliche Gegenden in ergiebige Felder umgeschaffen, der Bergbau fing an seinen Segen auszuströmen, und in den Klöstern, den großen Mustern der Landwirth-

schaft, fand die Wissenschaft der Metalle und ihrer Auflösung und Verbindung forschende Geister. Wie überall, warf der Aberglaube seinen Schleier um sie, und der menschliche Witz übte sich hier lange an dem Starrsinn der Natur und in verführerischen Möglichkeiten. Bei Niclasdorf grub man seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf Gold und Silber, und diese gelegene Geldquelle bewog die Fürsten, dem Ort Stadtgerechtigkeit zu verleihen, aber sie stellte bald ihre reichen Geschenke wieder ein, ob aus Armuth ihres Schooßes oder Unzulänglichkeit der Bearbeitung, oder aus Misverhältniß zum Bedürfniß. Denn wie viel sie auch gewähren mochte, der Haushalt der meisten Regierungen befand sich in einem so übeln Zustande, und die Kenntniß geregelter Hilfsmittel und ihres Gebrauchs schwankte noch so jugendlich in Misgriffen, daß Verkäufe und Verpfändungen, wie anderwärts, das Ansehen schwächten. Einige belasteten ihre Lande mit Abgaben und scheinen so wenig Vertrauen in ihre eigene Mäßigkeit gesetzt zu haben, daß sie, wie Boleslav III. von Liegniz, dem Lande erlaubten, Gewalt gegen sie zu brauchen, wenn sie zu viel fordern würden. Die Ansiedler adlichen Geschlechts, in denen sie eine schlagfertigere Kriegsmacht und bald ein Gegengewicht ihrer Herrschaft hereingezogen hatten, waren meistens des Genusses von sechs Freijahren, der Fischerei in einem gewissen Umfang, zum Beispiel auf der Oder auf eine Meile, der Jagd-, Mühl- und Holzungsrechte und der Bierbrauerei mit dem Meilenzwange versichert worden. Das letzte Vorrecht war einträglich, der Wein nicht gebräuchlich, und besonders das Bier von Schweid-

niz und Steinau in Ruf. Die Städte genossen meistentheils des deutschen Rechts, und ihre ersten Gründer pflegten die Vogtei und das Stadtrichteramt erblich zu erhalten. Unter allen schwang sich Breslau in die Höhe und baute sich aus der Asche, in die ein Brand in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts es gelegt hatte, unter der Gunst der Luxemburger in Böhmen schöner und geregelter auf. Karl IV. schenkte ihr Jahrmarkt und Münzrecht, und zwang die Juden, die Steine zu den öffentlichen Gebäuden zu liefern. Eifersüchtig auf seine Privilegien, stand der Bürger im starken Gefühl seines Gewichts dem Hochstift und seinem Rath gegenüber, wenn er Schmälerung seiner Rechte argwöhnte, und aus diesem Verhältniß entsprangen Reibungen, die mit den großen Erschütterungen in Böhmen zusammenfielen.

Kaum hatte der König Wenzel den Thron bestiegen, ohne Genie, die Schöpfung seiner Väter und des Jahrhunderts beherrschen zu können, als die Erfahrung der Piasten in Breslau, Jauer und Schweidniz mit der Last der Sorge für ihr Geschlecht auf die Herzöge von Liegniz fiel, und sie alles aufboten, über ihr getheiltes Erbe die gesammte Hand zu erhalten. Vier Söhne hatte jener verschwenderische Wenzel von Liegniz hinterlassen, und weder die haushälterische Vormundschaft seines Bruders, Ludwig von Brieg, noch die Zuflucht zweier seiner Kinder zum geistlichen Stand, schwächten die Empfindlichkeit der Folgen. Der König von Böhmen ertheilte ihnen zwar die Belehnung zur Gesammthand (1379), aber die Unfälle, die ihr Haus verfolgten, überraschten sie selbst im Glück. Als der

zweite Sohn, Bischof von Leubus, gegen den Wunsch des böhmischen Königs auf den bischöflichen Stuhl von Breslau gerufen wurde, und sein älterer Bruder, Ruprecht, der die Regierung in Liegniz führte, den dankbaren Einfall hatte, den Domherrn einige Fässer Schweidnizer Biers zu senden, nahmen die Breslauer dieses Geschenk weg und zogen dadurch den Bann über die Stadt, den die Geistlichkeit sogar während der Anwesenheit des Königs aufzuheben sich weigerte. Diese Uebereilung bezahlte das Stift mit dem Verlust vieler Güter. Mit einem Unglück bestieg also der Fürst von Liegniz den bischöflichen Stuhl, und während sein jüngster Bruder in einem Turnier starb, sein zweiter Bischof von Leslau wurde, und der älteste die verfallenen Verhältnisse des Hauses wieder hob und schon die Herrschaft Parchwiz kaufen konnte, fügten sich bereits alle Umstände zusammen, die den ersten endlich bewogen, abzudanken.

Unterdeß fing die böhmische Erde an, unter den Füßen Wenzels zu zittern und selbst seine deutsche Krone auf seinem Haupte zu schwanken. Schlesien schien zwar außer dem Wege dieses Schlages zu liegen und ein Einverständniß Oppelns mit Ungarn gegen den König von Böhmen wußte Polen durch rasche Angriffe zu zerreißen, aber die Fürsten konnten sich nicht lange über die Gefahr ihrer Lage täuschen und sahen sich in der Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen. Die Wahl war für das Schicksal Schlesiens von Wichtigkeit. Nachdem der König das Schutzbündniß mit Wladislav Jagello von Polen zu Breslau erneuert hatte vereinigten sich die meisten schlesischen Piasten zu ge

genseitiger Vertheidigung ihrer Lande und erklärten sich für die Sache ihres Lehnsherrn (1402). Wenzel war dankbar. Der Herzog von Troppau erhielt die Anwartschaft auf das Fürstenthum Münsterberg, Teschen einen Theil von Glogau, und Ludwig II. von Brieg, der noch einen abenteuerlichen Zug nach dem heiligen Lande unternommen hatte, auf Vermittelung des Bischofs Wenzel von Breslau das Recht, Liegniz zu erben (1411), wessen Heinrich IX., sein Bruder, sich durch Gewalt theilhaftig zu machen wußte (1414). Während diese Fürsten aber, durch Theilungen ohnmächtig, meistens an der Zerrüttung ihrer Hilfsmittel krank und selbst durch ihre Vereinigung nicht stärker, weil sie ihre innern Zwiste nicht abschworen, der bangen Zukunft zu begegnen hofften, brach die lange Entzweiung zwischen Bürger und Rath zu Breslau in wilde Gewaltthat aus, und starben die Glieder desselben unter den Händen der Rebellen. Dieser Tag beschleunigte Wenzels Ende und lockte die Erschütterung nach Schlesien (1418).

Sigismund, der seinem Bruder folgte, fing damit an, zweiundzwanzig Breslauischen Bürgern die Köpfe abschlagen zu lassen und durch diesen Blutstrom sich den Weg nach dem böhmischen Throne abzuschneiden, denn die Furcht vor einem gleichen Strafgericht riß die Prager auf der Bahn der Rebellion weiter fort (1420). Vierzehn schlesische Fürsten begleiteten hierauf den Kaiser in den Kampf und zu seinen Niederlagen, und weder die Unfälle desselben, noch die Anklagen, welche die Böhmen in Schlesien und der Lausitz gegen ihn verbreiteten, waren fähig, sie zum

Abfall zu bewegen. Von allen Heeren der Deutschen unbezwungen, verließ der böhmische Aufstand seinen Kessel und stieg durch die mährischen Gebirge unter der Anführung des hussitischen Priesters Brodicus nach Oberschlesien, um die Anhänglichkeit der Fürsten an Sigismund zu erschüttern (1426). Diesem Raubzug folgte bald ein zweiter, planmäßiger und verheerender, nicht ohne heimliche Unterstützung Oppelns. Die Stadt Neiß wies den Angriff des hussitischen Heeres zwar zurück, aber Brieg, Frankenstein, Kamens, Neumarkt und andere Städte gingen in Feuer auf. Die furchtbare Straße der Zerstörung führte darauf über Lüben und Goldberg nach den Vorstädten von Breslau, nach dem Zobtenberg, Kreuzberg, Olau und Münsterberg, und bezeichnete sich mit Mord und Uebelthaten (1428). Das Gesindel in den Städten und auf dem Lande ergriff die losgebundene Zeit und sammelte sich in den Wäldern zu Räuberbanden, welche die Greuel der Hussiten überboten. Ohne fremden Schutz einer solchen Noth gegenüber, suchen die Städte Hilfe im gemeinsamen Bündniß, jagten den Feind aus Olau und warfen ihn bei Schweidniz zurück. Aber Ottmachau ging verloren und bei Glatz blieb Johann von Münsterberg auf dem Schlachtfelde (1429).

Johann war der letzte seines Hauses, das sich das Recht der Erbfolge in Jauer und Schweidniz hatte entwinden lassen, und die Krone Böhmen, welche Anstalt machte, auch Münsterberg einzuziehen, hätte den Ansprüchen der Herzoge von Troppau, die sich auf Verwandtschaft von der Seite ihrer Mutter, der Schwester jenes Münsterbergs, und auf die Anwartschaft

Wenzels gründeten, schwerlich Gehör gegeben, wenn die Zeit eben so günstig gewesen wäre, wie sie in Schweidniz und Jauer gewesen war. Nach langen fruchtlosen Versuchen, von Böhmen in ihre Rechte eingesetzt zu werden, übertrug das unglückliche verwaiste Land den Herzögen Wilhelm und Ernst von Troppau selbst die Verwaltung (1444); der erste führte die Regierung bis in das Jahr 1452, der zweite, der ihm folgte, bis 1454, wo auch er ohne Erben starb und das Fürstenthum der Krone Böhmen anheimfiel.

Unterdeß hatte zwar die Noth die Herzöge von Olau, Kant und Oels in das Bündniß der Breslauer und Schweidnizer getrieben, aber im Gefühl der Ohnmacht und selbst im Bunde dem überlegenen Gegner nicht gewachsen, kauften ihm die schlesischen Fürsten friedliche Augenblicke mit Gold ab und verdankten den geschickten Unterhandlungen Sigismunds mit den Böhmen mehr, als ihrem Glück. Erschöpft bis zur Hilflosigkeit, mußte Ludwig **II.** von Liegniz die Besitzungen Pitschen, Kreuzberg und Brieg an den Herzog Bernhard von Oppeln verpfänden, und der kühne Angriff des Bischofs von Breslau, der die Taboriten in die böhmischen Gebirge zurückjagte, war für die Hoffnungen des Landes nur ein Athemzug (1436). In dieser Zeit der Drangsale verschied Ludwig **II.**, und seine Gemahlin blieb bis an ihren Tod im Besitz des Fürstenthums Liegniz, das ihr zum Leibgeding verschrieben war; der Sohn seines Bruders Heinrich **IX.** folgte in Brieg. Nicht genug, unter dieser Schwäche der Regierung allen Stürmen des Zufalls bloßzustehen, erlebte der Unterthan noch die Schrecken einer Hun-

gersnoth, und die Gesetze der Sittlichkeit und der Ordnung lösten sich auf. Diese Uebel zu steigern, fehlte nur ein Kampf um die Krone Böhmen, und dieser trat ein, als Sigismund vom Schauplatze verschwand. Auf einer Seite von Polen angefallen, die für ihren Prinzen Kasimir gegen die katholische Parthei Albrechts von Oestreich in Böhmen und Schlesien fochten, auf der andern von den Hussiten beängstigt und im Innern dem Raube preisgegeben, seufzte das Land nach einem Retter; selbst die Beschützung Schlesiens, die der Kaiser Albrecht nach empfangener Huldigung in Breslau dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg anvertraute, ging vorüber, wie ein heller Augenblick, und der frühe Tod des Kaisers schien das Land an den Rand des Abgrundes hinzuschleudern (1439).

Denn während unter der Minderjährigkeit seines nachgeborenen Sohnes Ladislav Schlesien seinem eigenen Geschick überlassen blieb, die Polen verwüstend die Grenzen überschritten und selbst Oppeln und Oels ihre Parthei ergriffen, weil sie die einträglichere war, herrschte das fürchterliche Gesetz der Stärke im Lande und fand Pflege selbst an piastischen Fürsten. Konrad von Oels fiel in die Gefangenschaft der Breslauer, sein Bruder, Bischof von Breslau, der ihn freigab, legte seine Würde nieder, weil er keine Rettung aus den Schulden sah, und seinem Nachfolger, einem Polen, verwüstete Troppau das Stift. Der Nerv des Handels war zerschnitten und geringhaltige Münze zeugte von ihrem Ursprung, der Noth und dem Wucher. Unter diesen Zerrüttungen Schlesiens stieg Elisabeth von Liegniz, die Wittwe Ludwigs II., in das Grab, und

hinterließ den Herzögen von Brieg, Johann und Heinrich X., von welchen der erstere sich mit ihrer Tochter Hedwig vermählt hatte, das zweifelhafte Recht des Erbes. Die Krone Böhmen, die auf die Theilung von 1359 sich berief und die spätere Gewährung der Gesammthand für nichtig erklärte, hatte durch die Hand des Kaisers Friedrich III. noch in den letzten Tagen der Besitzerin den Liegnizern den Befehl zugestellt, nach ihrem Tode alle Glieder der Familie zu entfernen, und schon in der Nacht des Hinscheidens wurde ihre Tochter Hedwig mit Mühlpferden nach Panten abgeführt. Um die streitenden Ansprüche abzuwägen, sagte der Kaiser zwar einen Rechtstag in Breslau an, und Goldberg erkannte die Herzöge von Brieg als Landesherrn an (1451), aber Liegniz schwor den Gesandten des Kaisers, mit Vorbehalt der Entscheidung des Rechts, den Eid der Treue, und schlug den Herzog Johann, der nach dem Tode seines Bruders zur Gewalt griff, bei Waldau auf das Haupt (1452). Dies Unglück und Muthlosigkeit nöthigten dem Lande mit Goldberg die Huldigung für Ladislav ab, der kaum selbst die Zögel des Regiments erfaßt hatte, und der gebeugte Fürst verschied, ohne seinem einzigen Sohne etwas mehr, als Ansprüche zu hinterlassen (1453).

Es war indeß der erste günstige Zufall wieder, daß die Bürger von Liegniz sich wenig mit der Meinung ihres Rathes verstanden, der sie an Böhmen überliefert hatte, und daß das Mitleid mit dem Unglück der fürstlichen Familie stärker war, als die Achtung gegen ihn. Diese Stimmung schlug in einen

Aufruhr aus, der den Rath auflöste, den königlichen Hauptmann verjagte und die herzogliche Wittwe mit ihrem Sohn von Goldberg nach Liegnitz rief. Mit Geschicklichkeit wußte Hedwig dem Gebrauch der Gewalt von Seiten des Königs auszuweichen und den Sturm der Gemüther wieder zu beschwören (1454). Während aber Ladislav mit Polen sich aussöhnte und seine Macht befestigte, wäre diesem Anfang des Glücks schwerlich ein gutes Ende gefolgt, wenn die größern Verwicklungen Böhmens den Prätendenten von Liegnitz nicht eben so begünstigt hätten, als sie für Schlesien die kaum begonnene Pause des innern Kriegs abkürzten. Denn als mit Georg Podiebrad nach nach dem Tode Ladislavs die Entzweiung mit der Kirche wieder auf den Thron stieg und die Fürsten Schlesiens sich für die Ansprüche des Herzogs Wilhelms von Sachsen erklärten; schlug die Aussöhnung mit ihm nur die Stadt Breslau aus und wußte eine Belagerung abzuweisen. (1459). Auch diese neigte sich zwar bald darauf zum Gehorsam; der König verlieh das heimgefallene Fürstenthum Münsterberg und die Grafschaft Glatz seinen Söhnen Victorin, Heinrich und Hinko, die vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben wurden (1462), und die Verweigerung des Belehnungsgesuchs in Liegniz war unter diesen Umständen nicht geeignet, die Hoffnungen der Wittwe Hedwig für ihren Sohn zu verstärken. Aber die Minen der päpstlichen Kirche gegen Podiebrad arbeiteten im Verborgenen fort und öffneten sich endlich in Bannblitzen gegen diesen widerspenstigen Anhänger der Hussischen Lehre (1465).

Dieser Schlag versetzte den Herzog Friedrich von Brieg und Liegniz, den Sohn Hedwigs, der sich nicht ohne Absicht auf die Gunst des Königs bisher am böhmischen Hofe aufgehalten hatte, in eine um so bedenklichere Stellung, da in Schlesien eine starke Parthei sich gegen Podiebrad bewaffnete, der Herzog Balthasar von Sagan sich an ihre Spitze stellte und die Breslauer Münsterberg und Frankenstein eroberten (1467). Der Kampf Podiebrads gegen den König Mathias von Ungarn um die böhmische Krone entschied endlich die Entschlüsse der schlesischen Fürsten. Auf den Wink des Markgrafen Albrecht von Brandenburg verließ Friedrich von Brieg und Liegniz die Parthei Podiebrads, von dem er die Belehnung nicht hatte erhalten können, und wurde zur Belohnung endlich des streitigen Landes Liegniz versichert (1469). Außer den Herzögen Konrad von Oels, Johann von Priebus und Heinrich von Münsterberg, dem Sohne Podiebrads, erklärte sich Schlesien für Mathias und hatte dadurch einen Kampf unternommen, der unter wechselndem Glück, aber immer mit Verwüstung geführt und selbst mit dem Tode Podiebrads nicht geendet wurde (1471).

Kasimirs königlicher Sohn, Wladislav von Polen, dem die Böhmen gegen Mathias ihre Krone auftrugen, theilte Schlesien fast in zwei Hälften. Friedrich von Liegniz, der an die Erholung seiner Lande dachte und sie ihnen nicht gewähren konnte, Heinrich von Glogau, Johann von Priebus und die Breslauer standen auf der Seite des Ungars; Balthasar von Sagan, Konrad von Oels, die

Söhne Podiebrads und mehrere oberschlesische Fürsten fochten unter den Fahnen Vladislavs. Diese Spaltung entzündete Bürger- und Bruderkrieg. In der Glogau'schen Linie hatten sich im Jahr 1423 die Brüder Johann I. und Heinrich X. wieder in zwei Aeste getheilt; Heinrich hatte in Glogau und Krossen regiert, Johann war der Stammvater der Herzoge von Sagan geworden. Dieser Fürst, dem man nachsagte, daß er seine Gemahlin mit Spornen geritten und mit ihren Kindern verstoßen, daß er dem Abte von Sagan die Augen habe ausstechen lassen, und der durch keine einzige große Handlung diese Beschuldigung Lügen straft, dieser Herzog Johann hatte unter vier Söhnen einen mit gleichem Namen und gleicher Natur hinterlassen (1435), und da sich der dritte, Balthasar, für die Rechte Vladislavs von Polen entschied, Johann II. aber, der sich zu Priebus aufhielt, für Mathias von Ungarn, so fand der letztere bald wieder Gelegenheit, von seinen Eigenschaften eine Probe abzulegen. Die Geldsummen, womit Balthasar sich Frieden von seinem Bruder erkauft zu haben glaubte, waren wahrscheinlich zu Ende; Johann beschloß, neue sich zu verschaffen. Nach einer kurzen Belagerung Sagans nahm er seinen Bruder gefangen und ließ ihn unter den faulen Dünsten eines Gefängnisses zu Priebus Hungers sterben. Während sein zweiter Bruder, Wenzel, über dem Himmel die Erde vergaß, verkaufte Johann das väterliche Sagansche Land für 50,000 ungarische Goldgulden an die sächsischen Fürsten Ernst und Albert, deren Haus siebenundsiebzig Jahre im Besitz blieb (1472).

Unterdeß hatte Schlesien von beiden königlichen Partheien Wunden empfangen und als Johann von Sagan mit 6000 Mann und einem Einfall in Polen den König Kasimir trotziger herausforderte, setzte endlich dieser Fürst mit 60,000 Streitern über die Oder und vereinigte sich bei Frankenstein mit 20,000 Böhmen. Aber während Breslau vergebens belagert wurde, stürzten sich die Partheigänger des Königs Mathias auf die polnischen Lande und rissen Hunger und Seuchen empfindliche Lücken in das polnisch-böhmische Heer. Diese Unfälle und die entschlossene Sprache der Churfürsten von Sachsen und des Churprinzen von Brandenburg machten die Partheien nach einer Zusammenkunft zu Mochber bei Breslau für die Annahme eines Waffenstillstandes empfänglich, der endlich zum Frieden von Ollmütz führte. Vladislav blieb im Besitz von Böhmen, Mathias auf Lebenszeit von Schlesien und Mähren (1479).

Unter diesen Zerrüttungen hatte Mathias das Amt eines obersten Hauptmanns über Schlesien mit großen Vollmachten eingesetzt und den ersten Landfrieden verkündigt. Jenes machte das Land nicht mächtiger, dieser wurde verachtet und noch vor dem Vertrag von Ollmütz hatte sich aus der Asche des Hauses Glogau ein neuer Brand entzündet. Wie dieser Kampf nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Heinrich XI. ausgebrochen und geführt worden sei; welche Anstrengungen das Haus Brandenburg für die Wittwe, eine Tochter des Churfürsten Albrecht, aufgeboten und endlich das Fürstenthum Krossen als Unterpfand erhalten; wie Johann von Sagan, als Abkömmling eines

gemeinsamen Stammes, sein Recht verfochten, den Ruhm eines Helden sich gesammelt und Glogau im Vertrag von Kamenz auf die Dauer seiner Tage empfangen habe: steht in der Geschichte Brandenburgs verzeichnet. Dieses Zugeständniß, das Mathias während seines Kampfes mit den Osmanen sich abgetrozt sah, hatte die Entwürfe dieses Königs auf Glogau durchkreuzt; Johann selbst forderte ihn heraus, sie wieder aufzunehmen. Denn als er gegen den Buchstaben des Vertrags sich von der Natur hinreißen ließ, für seine Töchter die an die Herzöge von Münsterberg vermählt waren, der Stadt Glogau den Eidschwur mit Waffen und Gewaltthat abzunöthigen, ließ Mathias die Schlesier aufbieten und schickte eine Kriegsmacht unter dem Befehl Tettau's vor die Mauern der Stadt, wo der Herzog seinem Schwiegersohne Georg das Kommando übergab. Aber während er selbst Hilfe im Lande sammelte und Freistadt anzündete, wurde Glogau nach der Entweichung Georgs zur Uebergabe gezwungen, und die Eroberung über alle seine Besitzungen und Münsterberg ausgebreitet (1488). So geschah es, daß Glogau für Johann und seine Töchter verloren ging und der Fürst, wie ein irrender Ritter, sein Leben und sein Geschlecht endete. In seinem Charakter lag eine wilde Größe. Als er einmal in Rom gebeichtet hatte, kehrte er um, eine Vergeßlichkeit, wie er meinte, zu verbessern und noch anzuzeigen, daß er die Glogau'schen Rathsherrn habe verhungern lassen; er hoffe jedoch, daß dieser Kleinigkeit wegen keine neue Buße nöthig sei. Eines Tages sagte man ihm, daß der Papst ihm den Fußkuß gestatte; ich habe keine sonderliche Begier nach

dieser Leckerei, erwiederte er und schlug die Gnade aus. Er starb, wie sein Vater, ohne beklagt zu werden; sein Fürstenthum Glogau aber war an des Königs Mathias Sohn, Johann Corvinus, gefallen, der es nach dem Tode seines Vaters gegen Entschädigungen in Ungarn dem König Vladislav von Böhmen abtrat (1490).

In das Geschick Johanns von Sagan war das ältere Glogau'sche Haus Oels verwickelt worden. Seit seinem Stifter, Konrad I., hatte es an allen Veränderungen Schlesiens, nicht immer zu seinem Glück, Antheil gehabt und noch Konrad VII. hatte seinen Vater gefangen gesetzt, um die innern Kriege zu beenden und die Regierung selbst zu übernehmen. Dieser Fürst wurde nach dem Tode seines Bruders, Konrad VIII., der in den deutschen Ritterorden getreten war, der einzige Erbe des Fürstenthums und da er im Kampfe der Könige Vladislav und Mathias für den erstern Parthei genommen hatte, entschloß er sich zum Verkauf, um dem Haß des letztern zu entgehen. Mathias überbot die sächsischen Fürsten, welche Sagan gekauft hatten, gestand dem Herzog die Verwaltung auf Lebenszeit zu und empfing den Treuschwur der Unterthanen (1475). Da Konrad aber aus heimlichem Groll gegen den Mathias den Herzog von Sagan unterstützte, wurde er entsetzt und wartete mit einem mäßigen Jahrgeld in Auras die Wendung der Dinge ab (1489). Vladislav, dem nach dem Tode des ungarischen Königs Schlesien wieder zufiel, hatte die Dienste des Hauses Oels nicht vergessen und stellte dem Herzog das väterliche Land zurück, das schon im

Jahr 1492 durch den Tod dieses unvermählten Fürsten eröffnet wurde. Vladislav fand die Ansprüche des Herzogs Kasimir von Teschen, die sich auf eine Schuldforderung gründeten, mit einer andern Entschädigung ab und verlieh das Fürstenthum Oels mit Wohlau dem Herzog Heinrich von Münsterberg, dem Sohne Podiebrads (1495).

Die Fürsten hatten diese Kriege geendet; Räuber und Lustseuche setzten sie fort, jene spotteten des Landfriedens, diese der Arzneikunst, Sicherheit und Leben schaukelten in der Hand des Ungefährs. Zu dieser Zeit führte Ludmilla, die Wittwe Friedrichs I. von Liegniz und Brieg, mit Ruhm die Vormundschaft über ihre Söhne; aber ihr ältester wurde von der Seuche hingerafft, die beiden jüngern schwächten sich durch Theilung. Friedrich II. erhielt Liegniz, Grätzberg und Hainau; Georg I. Brieg, Olau, Nimptsch, Lüben, Strehlen, Kreuzberg und Pitschen (1505); ein Fehler, den die Natur verbesserte, denn da sie ihm keine Kinder schenkte, fiel seine Hälfte nach sechszehn Jahren wieder mit der ersten zusammen. Unterdeß hatte der König von Böhmen den schlesischen Fürsten das Recht verliehen, daß der Oberamtshauptmann immer aus ihrer Mitte gewählt werden sollte und als der jüngste Bruder Vladislavs, Sigismund, welcher Glogau regierte und jene Würde bekleidete, auf den Thron von Polen stieg, kam sie in die Hände des Bischofs von Breslau, der sie nach fruchtlosem Kampf mit Wegelagerern an den Herzog Kasimir von Teschen abgab (1509). Dieser Umstand und die Münze führten den Herzog Friedrich II. von Liegniz

unter die Waffen gegen die Breslauer, ein Kampf, der nichts entschied, als die Vergrößerung des Elends im Lande. Diese Erfahrung und eine Vermittelung änderten seinen Entschluß; er beförderte auf dem Fürstentage zu Breslau die Münzordnung, verband sich mit den Städten Breslau, Schweidniz, Jauer und Striegau gegen die Landfriedensbrüchigen und erhielt von dem Könige Vladislav das Recht der freien Wahl seines Erben (1511). Dieses Zugeständniß war so ungewöhnlich und hatte für Friedrich so großen Werth, daß er einen Beistand gegen die vordringenden Osmanen am Hofe des Königs Ludwig von der Bestätigung desselben abhängig machte (1521).

Denn wie wenig auch die schlesischen Piasten durch den Tausch des Lehnsherrn verloren haben mochten; so konnten sie doch nicht über den Verlust der Aussichten mehr im Zweifel stehen, sich durch Erbschaft in ihrem weiten Hause zu vergrößern oder darüber nach freiem Entschluß zu verfügen. Wie die Macht der Glieder, war auch ihr Recht, zu erben, immer enger geworden; Rohheit der Zeit, wo sie sich unter böhmischen Schutz begaben, hatte die Folgen schwankender Bedingungen unberechnet gelassen, Zwietracht hatte Verrath an ihrem gemeinsamen Hause geübt. So kam es, daß die gespaltenen Zweige rings um den Stamm einzeln abstarben und daß der wachsame Oberherr die Lücke immer nach seinem Vortheil besetzte. Die Möglichkeit, alle schlesischen Lande auf dem Wege der Naturgesetze endlich unter ein piastisches Haupt zu sammeln, war daher seit jenen Zeiten schon vernichtet, und was auf der Wage der Staaten einem Königreiche hätte

gleich gelten können, blieb zerstückelt ein ohnmächtig Spiel fremden Willens und fremder Gewalt. Wie mistrauisch daher Friedrich II. von Liegnitz und Brieg gegen die Entwürfe der böhmischen Könige, Schlesien nach und nach der Krone unmittelbar einzuverleiben, und gegen die ernste Meinung jener Berechtigung war, zeigte er durch das wiederholte Gesuch um ihre Bestätigung, das ihm erfüllt ward (1524), und war gesonnen, Gebrauch davon zu machen. Seine Besitzungen, die ansehnlichsten unter den schlesischen Fürsten, erweiterte er zu derselben Zeit durch Kauf aus den Händen eines Freiherrn von Turso um einen Preis von 44,000 Gulden mit dem Fürstenthum Wohlau, das in den Städten Wohlau, Steinau, Rauten, Ritzen, Winzig und Herrnstadt mit ihren Ländereien bestand und von der Glogau'schen Linie an die Oelsische, von dieser an die Turso gekommen war. Dieser ausgezeichnete Fürst war in zweiter Ehe mit einer Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Anspach, Sophia, vermählt und diese Verwandtschaft hatte wichtige Folgen, weil sie die Brandenburger nach Schlesien versetzte.

Denn während der eine seiner Schwäger, Albrecht, unter seiner Vermittelung jenen entscheidenden Frieden Preußens mit Polen vom Jahr 1525 schloß, hatte der andere, Georg, durch Gold bereits den Weg in das Fürstenthum Jägerndorf gefunden. Dieses Land war seit den Theilungen Oberschlesiens (1288) unter dem kurzen Regiment der Herzoge von Ratibor, Przimislavs und Leskus, gestanden und von dem letztern an seinen Schwager, den Herzog Nicolaus II.

von Troppau, vererbt worden, der von einem natürlichen Sohne des Königs Ottokar von Böhmen abstammte. Die Söhne desselben, Johann erster Ehe, hatte Ratibor mit Jägerndorf erhalten; Nicolaus, Wenzel und Przimisl waren die Erben von Troppau geworden. Johann führte das Magdeburgische Recht in seinen Landen ein, und sein Sohn gleiches Namens empfing mit den Herzögen von Troppau die Gesammthand. Aber Unfälle und Krieg schwächten sie, wie Theilungen; schon von den Kindern des letztern Fürsten führte Nicolaus die Regierung in Jägerndorf, Wenzel in Ratibor, beide suchten sich, gleich andern oberschlesischen Fürsten, im Jahr 1447 durch einen Frieden mit Polen zu schützen. Jener hinterließ im Jahr 1452 drei Kinder, Johann, Wenzel und Barbara, sein Bruder Wenzel von Ratibor 1457 nur einen Sohn, Johann, und alle erfuhren trübes Geschick. Den letztern, der alle Erschütterungen zwischen Böhmen und Polen mit erlitten hatte, beerbten drei Söhne (1489), die aber nacheinander ohne Kinder starben und das Geschlecht Ratibor endeten. Das Land fiel an Oppeln (1521). Unterdeß hatten sich die Jägerndorfer in Jägerndorf und Rybnick getheilt und waren nach dem Tode des Königs Georg Podiebrad zur Parthei Vladislavs getreten. Diese Wahl kostete ihnen Glück und Land. Wenzel von Rybnick konnte der Kriegsmacht des Königs Mathias nicht widerstehen und gerieth endlich im Streit wegen Kosel in die Gefangenschaft Heinrichs von Münsterberg, aus der ihn nur der Tod erlöste (1479). Sein Bruder Johann, der Jägerndorf, Lobenstein, Freu-

denthal und Bobernau an Mathias verlor, starb unglücklich als Geistlicher (1483) und hinterließ seiner Schwester Barbara das Versprechen des Königs, ihr die eingezogenen Besitzungen zurückzugeben. Auf diese Gunst hatte die Stellung ihres zweiten Gemahls, Johann von Schellenberg, des obersten Kanzlers von Böhmen, Einfluß, dem im Jahr 1496 sogar die Berechtigung zugestanden wurde, dieses Land auch auf weibliche Nachkommen zu vererben. Er kam jedoch nicht in den Fall, dieser Gunst zu bedürfen, und verkaufte das Fürstenthum an den Markgrafen Georg von Brandenburg (1524), der vom König Ludwig das Recht der freien Verfügung, und vom König Ferdinand I. die Bestätigung desselben erhielt (1526). Dieser Fürst war es, der vermöge dieser Befugniß in seinem letzten Willen die Verordnung traf, daß wenn sein Sohn Georg Friedrich ohne männliche Erben dahinscheiden würde, das Fürstenthum Jägerndorf an das Churhaus Brandenburg fallen sollte.

Diesem Beispiele folgte Friedrich II. von Liegnitz. Er schloß mit dem Churfürsten von Brandenburg, Joachim II., eine Erbverbrüderung (1537), und die Vorsicht, mit welcher er diese Verfügung von seinen Söhnen beschwören ließ und in seinem letzten Willen ihnen als unverbrüchliches Gesetz empfahl, zeugte von seinem Mistrauen gegen die Krone Böhmen, die sich weigerte, sie anzuerkennen. Auf den Fall seines Todes stellte er übrigens eine Theilung fest; dem ältern Sohne, Friedrich III., setzte er Liegniz (Hainau, Goldberg, Grätzberg, Lüben) aus, dem jüngern, Georg II., Brieg (Olau, Strehlen, Nimptsch, Kreuzberg, Pit-

schen, Wohlau, Steinau, Rauten, Winzig, Herrnstadt, Ritzen), und befestigte das Band der Erbverbrüderung mit Brandenburg durch eine Wechselheirath, indem er seinen Sohn Georg mit der Tochter des Churfürsten Joachims II., und seine eigene an den Churprinzen Johann Georg vermählte (1545).

Während Friedrich II. von Liegniz die Absicht verrieth, den Polypenarmen Oestreichs, das seit dem unglücklichen Ende Ludwigs den böhmischen Thron besaß, sich zu entziehen, hatten Erschütterungen der religiösen Meinung zugleich eine heimliche Spaltung zwischen diesem Hause und Schlesien vorbereitet, und der Andrang der Osmanen, welche die Bedürfnisse Ferdinands I. steigerten, den Gebrauch feindlicher Mittel von der Entwickelung der Reformation abgeleitet. Nachdem bereits die Stadt Breslau angefangen hatte, der freiern Lehre ihre Mauern zu öffnen und Klöster einzuziehen, wandte sich jener Friedrich auf dem Wege, den Willen des Oberherrn an ihr zu vollstrecken und die alte Kirche gegen Eingriffe zu schützen, selbst auf die Seite ihrer Gegner und rief Lehrer des geläuterten Glaubens in seine Nähe (1523. 1524). Schweidniz, Sagan, Münsterberg wurden von dem Beispiele hingerissen, und in Schlesien wiederholte sich das Schauspiel Deutschlands; die gährende Zeit gebar Sekten und Schwärmer, und die Meinung Karlstadts hallte in den Lehren Krautwalds, Eckels, Werners, Schwenkfelds wieder, der die Ehre hatte, den Anhängern seinen Namen zu geben. Der Herzog von Liegniz, der sich den Abweichungen von den Dogmen Luthers widersetzte und eine Kirchen-

ordnung einführte (1535), hatte zwar, gleich Breslau, den Gedanken, durch Gründung einer hohen Schule zu Liegniz der großen Absicht der Reformation zu dienen, und war etwas glücklicher, als jene Stadt, wo die Geistlichkeit die Ausführung zu verhindern gewußt hatte (1505), aber die Entzweiung der Lehre schadete dem Ruf, die Nähe der Gefahr vor dem Halbmond dem Frieden und den ökonomischen Kräften der Stiftung. Diese bedrohte Lage, in welche die persönliche Stellung Ferdinands gegen einen Nebenbuhler Schlesien versetzte, bewog die Fürsten in einer allgemeinen Versammlung zu Breslau, außer den Bewilligungen an Geld- und Truppenunterstützung für den König, das Land in vier Kreise zu theilen und jedem einen Hauptmann aus ihrer Mitte vorzusetzen (1529). Breslau, das kurz vorher das Stapelrecht für den Waarenzug aus und nach Polen erhalten (1511) und eben so schnell wieder verloren hatte (1514), empfing aus den Händen Ferdinands die Rechte eines Landeshauptmanns und befestigte sich nach den Gesetzen der neuern Kriegskunst, wie Friedrich II. seine Städte Liegniz, Brieg und Olau; zur Bestreitung der Kosten öffneten die Kirchen ihre Schätze und die Glocken wurden zu Geschütz eingeschmolzen (1530). Aber alle Beisteuern Schlesiens, die sich immer von Jahr zu Jahr wiederholten, verminderten die Verlegenheit Ferdinands nicht; er sah sich gezwungen, das ausgestorbene Oppeln an den brandenburgischen Markgrafen Georg in Jägerndorf (1532), und das Fürstenthum Glogau auf kurze Zeit an den Herzog von Liegniz zu versetzen (1540). Von den Herzogen von Münsterberg erhielt Fried-

rich von Liegniz gegen Anleihen Münsterberg und Frankenstein zum Unterpfand, und die Besitzer zogen sich nach Oels zurück, um sich in diesen Rest zu theilen (1542). Johann und Georg blieben in Oels, Heinrich regierte in Bernstadt, Joachim verzichtete auf seinen Antheil und bestieg vier Jahre darauf den bischöflichen Stuhl von Brandenburg. Während dieser schwankenden Stellung Schlesiens gegen Oestreich, Oestreichs gegen die Osmanen und der Bedürfnisse der Fürsten gegen ihre Hilfsquellen starb Friedrich II. in Liegniz und hinterließ, der lezte mit achtungswerther Macht, seinen Söhnen das traurige Recht, dem Verfall ihres Hauses immer näher zu schreiten (1547).

Noch bei dem Leben dieses Fürsten hatte der König Ferdinand alle Mittel seines Ansehens in Bewegung gesetzt, um die Erbverbrüderung mit Brandenburg aufzulösen, und alle Widersprüche der vereinigten Häuser waren unfähig gewesen, seine Meinung zu ändern. In seiner Lage hatte er gegen Friedrich Rücksichten zu nehmen, was ließ sich befürchten, da er sie gegen seine Söhne nicht hatte? Kaum waren sie, Friedrich III. in Liegniz, Georg II. in Brieg und Wohlau, in das väterliche Erbe getreten, als Ferdinand durch Verweigerung der Belehnung sie vermochte, jenen beschworenen Vertrag für nichtig zu erklären und für den Fall der Erlöschung ihres Hauses ihre Landstände mit dem Eidschwur an die Krone Böhmen zu weisen (1549). Zu derselben Zeit also, wo Oestreich das Fürstenthum Sagan von Sachsen ablöste und hier den katholischen Glauben in seine alten Rechte wieder einzusetzen unternahm, durchstrich es die Freiheiten,

welche das Lehnsoberhaupt dem Herzoge Friedrich gewährt hatte, und über die üble Stimmung gegen sein Haus konnten nicht lange Zweifel obwalten. Kaum zwei Jahre nach seinem Regierungsantritte wurde Friedrich III. von Ferdinand abgesetzt, und für sein Geschlecht, wie für Brandenburg, war es gleich unheilbringend, daß er es verdiente. Während sein Bruder Georg und der Bischof von Breslau die Verwaltung seines Landes übernahmen, floh er nach Polen und kehrte nach langen Unterhandlungen zurück, ohne seines schlimmen Genius ledig geworden zu seyn (1557). Neue Verirrungen und Widerstand gegen den Willen Ferdinands führten ihn in das Gefängniß zu Liegniz, und sein Sohn, Heinrich XI., erhielt das Regiment (1559). Aber auch diesen Fürsten erwartete kein besseres Geschick, und sein Vater sagte es ihm voraus, wahrscheinlich weil er das Blut seines Kindes eben so wohl kannte, als das östreichische Haus. Ewig unruhig und von seinen Neigungen in allen Ländern herumgetrieben, häufte er die Schuldenlast und entzweite sich nach dem Tode des Vaters (1570) mit seinem Bruder Friedrich IV., der nun an der Regierung Antheil nahm. Die Stadt Liegniz trennte sich vom Lande, die Stände weigerten sich, die Schulden zu übernehmen, und um sie allein dem brüderlichen Gewissen zu überlassen, forderte Friedrich eine Theilung der Besitzungen (1577), die von der Krone Böhmen nicht genehmigt wurde (1580). Die Gemeinschaft der Regierung, wozu der Hof von Prag die Brüder verurtheilte, wurde die Mutter neuer Entzweiung; eigenmächtige Schritte Heinrichs und die Stellung

Oestreichs zu Polen, mit dem er Verbindung unterhielt, beschleunigten seinen Fall und führten ihn in ein Gefängniß zu Breslau, während seinem Bruder die Verwaltung seines Fürstenthums übertragen ward (1582). Bald darauf wußte er jedoch, nach einer Versetzung nach Schweidniz, sich einen Weg durch die trunkene Wache zu bahnen und warf sich, gleich seinem Vater, in die Arme Polens, wo ihn Verhältnisse erwarteten, die ihn seinem Bruder und dem Hause Oestreich gefährlich machten (1585).

Denn während der Tod des Königs Stephan von Polen die Loose für Ehrgeiz und Bewerbung wieder auswarf und um die Entwürfe Oestreichs auf diesen Thron zu unterstützen, Schlesien fast 4000 Mann mit dem Heer des Erzherzogs Maximilian vereinigte; ergriff Heinrich XI. die Parthei des schwedischen Sigismund und wurde durch den Verlust seines Fürstenthums, das seinem Bruder zugesprochen wurde, zu größerer Erbitterung gereizt. Nachdem er den schwedischen Bewerber nach Polen begleitet hatte, kam er eben noch zeitig genug, um Zeuge von dem Unfall und der Gefangenschaft Maximilians in Pitschen zu seyn. Mit allen Schrecken der Verwüstung breiteten sich die Sieger im Lande aus und die Schlesier, die unter dem Oberbefehl Joachim Friedrichs von Brieg die Uebergänge der Oder besetzten, würden unfähig gewesen seyn, den Eroberern zu widerstehen, wenn nicht glücklich genug mit der Verzichtung Maximilians auf die polnische Krone auch der Stoff des Krieges wäre abgethan worden (1589). Der gefangene Habsburger erhielt seine Freiheit zurück und mit dem kinderlosen

Heinrich XI. war ein geschäftiger Anbläser der Zwietracht gestorben (1588). Sein Bruder Friedrich IV. war damit einer Sorge ledig, aber die zweite und weit drückendere der Schuldmasse lastete fort und fort auf dem Erben und selbst in Brieg hatten die Söhne Georgs durch die Bereitwilligkeit ihrer Stände, gegen Zugeständnisse den Gläubigern sich zu verbürgen, kaum ein heitereres Loos gewonnen (1591).

Unterdessen hatte es weder einen Frieden der Religion, noch mit der Pforte noch mit dem Faustrecht gegeben. Das Gesetz des Stärkern wurde durch Fehdeordnungen nicht gemildert und nur Gewalt schüchterte Gewalt ein, die Sitten befanden sich noch auf der schaukelnden Brücke zwischen Rohheit und Verfeinerung und die Umwandlung schien, wie anderwärts, auf einen Sturm zu warten. Der ewige Kampf Oestreichs mit den Osmanen drückte auf die Hilfsquellen Schlesiens und die wilde Verfassung, in der das Finanzwesen der Fürsten lag, der Widerspruch zwischen Bedürfniß und Mittel, zwischen Hoheitsrechten und Freiheiten der Stände, zwischen Verschwendung und Noth waren nicht geeignet, die Saaten einer glücklichern Zeit zu reifen. Unter diesen Umständen, die auf Schlesien lasteten, versuchte sogar das Fürstenthum Troppau, sich vom Verband mit diesem Lande abzulösen und mit Mähren sich zu vereinigen (1570) und seitdem Sagan in die Hände Oestreichs gerathen war, hatte es darum noch nicht aufgehört, Spiel des Besitzers zu seyn und ewig seine Herrn wechseln zu sehen. Die Wärme, mit welcher sich das Haus Habsburg für die katholische Kirche erklärt hatte, unterhielt in Schlesien wie in

Böhmen eine Gährung, die sich nicht selten in lauten Ausbrüchen öffnete und die bange Zukunft anmeldete. Der Drang der Umstände hatte zwar dem Oberhaupt von Zeit zu Zeit Zugeständnisse für die Protestanten abgenöthigt, aber die zweifelhafte Stellung gegen die Katholischen, die ihre Ansprüche eifersüchtig bewachten, und die neue Kirche zurückdrängten, konnte keinen Zweifel über die Meinung übrig lassen, wie Oestreich den Schutz verstand, den es ihnen zugesagt hatte. Wiedertäufer wurden verfolgt und Reformirte fanden, wie in Deutschland, selbst an den Protestanten heftige Gegner. Während die Schlesier unter den Fahnen Habsburgs in Ungarn kämpften, wußte die katholische Geistlichkeit, der die Protestanten in Troppau die Kirche einzuräumen sich weigerten, Bann und Gewalt über diese Stadt zu ziehen (1603) und der zwanzigjährige Waffenstillstand, den Rudolph mit der Pforte schloß, schien nur den Schauplatz des Kriegs zu verwandeln und ihn selbst in das Innere des Hauses Oestreich zu versetzen. Diesen Zeitpunkt ergriffen die Protestanten, um dem beängstigten Rudolph Bewilligungen abzutrotzen, und schlossen mit den Böhmen zum Schutz des Glaubens ein Vertheidigungsbündniß, das den Kaiser vermochte, den Majestätsbrief, den er den Böhmen gegeben hatte, auch für Schlesien zu unterzeichnen. Ueberdieß bestätigte er das Recht, daß der bischöfliche Stuhl von Breslau nie anders als mit einem schlesischen oder böhmischen Einzögling und die Stelle des Oberamtshauptmanns nur aus der Mitte schlesischer Fürsten besetzt werden sollte (1608). Vermöge des Majestätsbriefes, welcher Religionsfreiheit verbürgte,

trat zwei Jahre darauf selbst die Aebtissin von Trebniz aus dem Schooße der katholischen Kirche und die wieder ausgebrochene Entzweiung des Kaisers mit seinem Bruder Mathias, dem er schon Oestreich und die ungarische Krone abgetreten hatte, setzte die Schlesier in den Fall, den Buchstaben ihres Bündnisses mit Böhmen zu erfüllen und 3000 Mann unter dem Befehl des Herzogs Johann Georg von Jägerndorf zur Deckung Schlesiens aufzustellen; eine Macht, die bei steigender Gefahr bis an 6000 Mann verstärkt wurde (1611).

Von dieser Zeit an legte Schlesien siebenunddreißig Jahre lang die Waffen nicht wieder aus den Händen. Alles, was Mathias unterließ und Ferdinand that, zielte auf den Ausbruch einer nie erlebten Erschütterung. Während jener den Majestätsbrief nicht zu schützen vermochte, trat ihn dieser mit Füßen, und während die Katholischen unter dem schlaffen Regiment des erstern der protestantischen Kirche einen heimlichen Krieg ankündigten, führten sie ihn offen unter dem jesuitischen Schutze Ferdinands. Der Herzog von Teschen, aus einem Geschlecht, das unter den Ersten sich für die Freiheit der religiösen Meinung erklärt hatte, räumte den Katholischen evangelische Kirchen ein und trieb Anhänger des Protestantismus mit Hilfe der Gewalt unter das Papstthum zurück; aus Ratibor, Neiße, Großglogau, Lübenthal, Striegau riefen die bedrängten Protestanten nach Schutz und auf Befehl des Bischofs von Neiße starb einer unter Henkershand. Die üble Stimmung hatte bereits einen hohen Grad der Erbitterung erreicht, als der erste Schlag in Böhmen die ganze evangelische Welt in zitternde Bewegung versetzte und an Schlesien die Frage nach dem bundesmäßigen Beistand richtete. So lange indeß nur die Empörung angriff, hüteten sich die Fürsten wohl, auch ihre Fragen auf die Spitze zu treiben, und erst als der Protestantismus in Böhmen vor den Waffen Ferdinands in Gefahr gerieth, setzten sich 3000 Schle-

sier über die Gebirge in Marsch (1618) und fochten in Mähren und Oestreich für die Freiheit der Gewissen, während der Bischof von Breslau, Erzherzog Karl, nach Polen floh und die Jesuiten vertrieben wurden. In allen Gegenden, wo der Protestantismus unterlegen war, athmete er wieder auf, die verlorenen Kirchen wurden zurückgenommen, und um sich in der feindlichen Stellung gegen Habsburg zu behaupten, trat Schlesien dem Bunde Böhmens, Mährens und der Lausitz bei. Die neue Wahl Friedrichs V. von der Pfalz hallte in diesem Lande wieder und wurde durch die Huldigung zu Breslau bestätigt (1620).

Schon nach wenigen Monaten sah diese Stadt den flüchtigen König wieder. Seine Wahl hatte den schlesischen Fürsten den Abgrund geöffnet, und nur die Vermittelung des Churfürsten von Sachsen riß sie zurück. Ferdinand II., lautete der Inhalt des Vertrags, erhält drei Tonnen Goldes, wird als König von Böhmen und Oberlehnsherr von Schlesien anerkannt und verkündet eine allgemeine Gnade; das Land sagt sich von aller Theilnahme an Friedrich V. los und beschränkt seine Kriegsmacht auf 4000 Mann; die Freiheitsbriefe bleiben in Kraft. Unter allen war Markgraf Johann Georg von Jägerndorf der wärmste Vertheidiger Friedrichs, und unter allen allein stand sein Name ausgeschlossen von der Liste der Begnadigten. Mit der Acht beladen und seines Fürstenthums für verlustig erklärt, warf er sich nach Oberschlesien und vertheidigte sich, wie ein sterbender Löwe, umsonst gegen Unglück und Uebermacht. Die Rechte seines Sohnes Ernst und des Churhauses Brandenburg wurden durchstrichen, und in seine Stelle rückte der Fürst Karl von Lichtenstein auf (1623).

Dieser unglückliche Fürst hatte es den Schlesiern vorausgesagt, wie Ferdinand ihre Freiheitsbriefe deuten würde, und kaum hatte Wallenstein das Land von dem Mansfelder gereinigt, als er ihnen die Proben lieferte. Nachdem er Oppeln und Ratibor

nach dem kurzen Besitz des Fürsten von Siebenbürgen, Schweidniz und Jauer an seinen Sohn Ferdinand, bald darauf Sagan an Wallenstein verschenkt und jenem die böhmische Krone aufgesetzt hatte, buhlten Katholische durch Verfolgung der Protestanten um die Gunst des Gebieters, in Neiße entriß der Bischof der Ritterschaft das Patronatsrecht (1627. 1628), und als die Stände von Glogau, Schweidniz und Jauer ihre Beschwerden durch Abgesandte zum Ohr Ferdinands brachten, gab man ihnen zu verstehen, daß sie des Aufwands für solche Sendungen sich überheben möchten (1629). In der Kürze von zwei Jahren hatte sich die kirchliche Gestalt des Landes verwandelt, Jesuiten spielten die Sieger, der Protestantismus lag zu Boden, und der Schutz, der dem Unterwerfungsvertrage gemäß dem Churfürsten von Sachsen empfohlen worden war, hatte zu einer Zeit, wo Ferdinand das Restitutionsedikt geben konnte, alle Bedeutung verloren. Die Breitenfelder Schlacht belebte zwar die Hoffnungen wieder, und von der Verlegenheit Ferdinands erwartete man, was seine Gerechtigkeit nicht bewilligte, aber sein Unglück, wie sein Glück, verwandelte das Schicksal Schlesiens nicht. Immer der Raub des Mächtigern, unterlag es dem Wechsel kleiner Ereignisse, und in seine Ernten theilten sich Kaiserliche und Schwedische; selbst die zweideutige Rolle, welche Walienstein spielte, verlängerte die Zeit des Elends. Unter der Last dieser Drangsale faßten die schlesischen Stände den Entschluß, je den zehnten Mann von adlichem Geschlecht an die Oder zu versetzen, um den kleinen auszehrenden Krieg der Partheigänger abzuwenden; aber unfähig, den Waffen zu widerstehen, neigte sich Schlesien auf schwedisch-sächsische Seite, die Herzöge von Liegniz und Brieg fanden keine Sicherheit in eigenem Lande mehr, jener suchte Frieden in den Mauern Breslau's, dieser in Preußen. Diese Schwankung auf die Parthei der glücklichern Protestanten kostete Schlesien nach der Schlacht bei Nördlingen im Frieden

zu Prag selbst die Wohlthaten des Vertrags von 1621, Liegniz, Brieg, Münsterberg und Breslau erhielten zwar die Zusicherung ihrer Freiheiten, aber in allen Fürstenthümern, die im Lauf der Zeit an die Krone und durch diese an Günstlinge gefallen waren, wurde den Evangelischen nur das traurige Recht der Auswanderung zugestanden, von dem sie sogleich in den Fall gesetzt wurden, Gebrauch zu machen (1635).

Seitdem hatten die Schlesier das Vertrauen zum Glück der Schweden und dem ihrigen verloren. Ferdinand III., weniger stark und weniger bigott, als sein Vater, sagte bei seiner Thronbesteigung Schutz ihren Freiheiten und ihrem Lande zu, ein Versprechen, das sie mit zwei Tonnen Goldes und Stellung von 2500 Mann bezahlten, und das er eben so wenig zu halten vermochte, wie Ferdinand II. Denn die Katholischen stellten gewaltthätige Umwandlungen nicht ein, und der Graf Philipp von Mansfeld, dem der Kaiser die Beschirmung Schlesiens anvertraute, war dem überlegenen Feinde nicht gewachsen, der sich unter Stahlhantsch plündernd im Lande ausbreitete (1639). Es war ein schlimmes Schicksal, daß weder die Heere einer Parthei so stark, noch die Gefechte so entscheidend waren, um einer das Uebergewicht zu verschaffen, und daß Freunde und Feinde, gleich hungrige Gäste, jeden eroberten Landstrich wie eine Beute aussogen. Während sich die Schweden zwischen Beuthen und Freistadt feststellten, nahmen die Kaiserlichen Hirschberg ein und fanden noch acht katholische Einwohner, die übrigen evangelischen Glaubens waren vor der Uebergabe nach Beuthen ausgewandert. So stark war das Vertrauen in die Gewissenhaftigkeit der Werkzeuge Ferdinands! (1640). Das schrecklich schwankende Loos, aus der Hand eines Eroberers in die des andern zu fallen, wurde zwar durch den Einmarsch Torstensohns verändert, und noch einmal athmeten die Protestanten in Schlesien auf (1642), aber während der Schwede nach Holstein gerufen wurde, überschwemm-

ten die Kaiserlichen das hilflose Land wieder (1644), und erst als nach vier drangvollen Jahren Königsmark die Hauptstadt Böhmens und den Kaiser zittern machte, ging auch eine friedliche Sonne über Schlesien auf. Nach den Bedingungen des westphälischen Vertrags wurde den Fürstenthümern Liegniz, Brieg, Münsterberg, Oels und der Stadt Breslau freie Uebung der augsburgischen Konfession zugestanden; in den übrigen sollte den evangelischen Unterthanen diese Freiheit nur außerhalb des Gebietes in Kirchen der nachbarlichen Lande und ungehinderte Auswanderung gestattet werden. In denjenigen Gebieten, die unmittelbar von der Krone verwaltet wurden, erhielten die Protestanten die Freiheit, drei Kirchen vor den Mauern der Städte Glogau, Schweidniz und Jauer auf ihre Kosten aufzubauen (1648).

Für den Religionsfrieden Schlesiens war es ein Unfall, daß weder die Macht, noch das Glück der Schweden am Ausgange dieses ungeheuern Kampfes groß genug war, um dem Kaiser in seinen Erblanden günstigere Bürgschaften für die Evangelischen abzunöthigen, und daß man künftigen Verwendungen einen so übeln Rest überlassen mußte. Denn weit entfernt, nach solchen Erschütterungen für die Gewissen Tage der Sicherheit heraufgeführt zu haben, ließ der westphälische Vertrag dem stillen Kriege gegen die Protestanten in Schlesien vollen Spielraum, und die Geschichte dieses Landes meldet von jezt an fast nur von gewaltthätigen Siegen, welche die katholische Kirche ihrer hilflosen Gegnerin abringt. In allen Fürstenthümern der Krone verschwanden die protestantischen Lehrer, und Züge Auswanderer trugen das wieder aufkeimende Glück der Betriebsamkeit in andere Länder; List und Gewalt arbeiteten für den römischen Hof, und die Jesuiten waren geschäftige Werkzeuge. In Sagan richteten die Waffen den katholischen Glauben wieder auf (1668), und schon schien die Zeit zu der Frage reif, ob auf die schlesischen Protestanten die Wohlthaten des west-

phälischen Friedensinstrumentes ausgedehnt werden könnten (1670). Die Liegnizer hatten mit Anstrengungen Eingriffe in ihre Freiheiten abzuwenden gewußt, aber auch dieses Geschlecht wankte seinem Ende entgegen. Nachdem die Söhne Joachim Friedrichs, dem beide Fürstenthümer zugefallen waren, im Jahr 1613 noch einmal die Lande getheilt, und Johann Christian Brieg, Georg Rudolph Liegniz und Wohlau erhalten hatten, war der letztere ohne Kinder gestorben und Brieg in den Besitz seines Fürstenthums gekommen (1653). Von den drei Söhnen Johann Christians, welche die Hinterlassenschaft in Liegniz, Brieg, Wohlau durch das Loos zersplittert hatten, war indeß nur Christian mit einem Erben, Georg Wilhelm, beschenkt worden, und dieser Fürst verschied einsam, als er kaum die Regierung ergriffen hatte. Die Frage Brandenburgs nach den Rechten, die auf die Erbverbrüderung mit Liegniz und Brieg sich gründeten, wachte zwar auf, als Oestreich diese Fürstenthümer zur Krone zog, aber ihre Geschichte steht schon in dem Leben der Churfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. geschrieben. So endete der letzte Piast in Schlesien und hinterließ dem Hause Brandenburg nichts, als das Gedächtniß zerrissener Verträge (1675).

Den Ständen dieser verwaisten Fürstenthümer bestätigte zwar der Kaiser den Schutz der augsburgischen Konfession, aber auch sie blieben nicht lange über den Sinn dieser Versicherung zweifelhaft. Der Rath der Städte Liegniz und Brieg mußte katholische Glieder aufnehmen, und ihre Bevollmächtigten, welche in Wien an die Bestätigung ihrer Kirchenordnung und an die Freiheit der Kindererziehung erinnerten, wurden an den Bischof gewiesen, der nicht gesonnen war, sie zu achten. Bald darauf siedelten sich in Brieg Jesuiten an, und wie auch Schlesien seine Klagen in die protestantische Welt und an den Kaiserthron sendete, die heimliche Verfolgung ging ihren Weg fort und, wie im-

mer, schien nur Gefahr dem Hause Oestreich Zugeständnisse abzulocken. Sie trat ein, als der schwedische König, Karl XII., in die sächsischen Länder einbrach und den Kaiser Joseph vor einer Vereinigung mit den protestantischen Schlesiern zittern machte. Im Vertrag von Altranstädt bewilligte er ihnen den Genuß der Rechte, die aus dem westphälischen Frieden flossen, und versprach, ihre Freiheiten noch auszudehnen. Die Folge dieser Uebereinkunft war eine Urkunde, die zu Breslau unterzeichnet wurde (Exactionsrezeß) und troß der Deutungen und Verletzungen das Fundament der Religionsrechte Schlesiens bildete (1709). Von dieser Zeit an fühlte Schlesien den Wechsel großer Ereignisse nur durch den Umweg über das Haus Oestreich und durch lastende Abgaben; sein Handel, seine Betriebsamkeit und seine Kultur blühten unter Religionszuckungen und ohne Gunst der Regierung auf, und es ahnete nicht, daß Karl VI. mit der pragmatischen Sanktion, die es annahm, ihm ein so gefährliches Vermächtniß hinterließ (1740).

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Panse, Karl

Geschichte des Preußischen Staats seit der Entstehung bis auf die gegenwä
rtige Zeit

Bd.: 5

Berlin (1831)

Bor. 158 m-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013831-1